WIDENER LIBRARY
HX UX6R H

HP389.1

HARVARD·COLLEGE·LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
JAMES JACKSON
LOWELL

FIRST SCHOLAR OF THE CLASS
OF 1858 * LEFT THE LAW
SCHOOL AT THE OUTBREAK
OF THE CIVIL WAR TO JOIN
THE 20TH MASSACHUSETTS
VOLUNTEER INFANTRY
MORTALLY WOUNDED AT
THE BATTLE OF GLENDALE
JULY 30TH 1862

OCCASIONEM COGNOSCE

FROM THE GIFT OF HIS SISTER
HARRIET LOWELL PUTNAM
M·CM·XVII

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Minerva.

Ein Journal

historischen und politischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Bran.

Vierter Band.

Für das Jahr 1839.

October, November, December.

— — — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Jena,

in der Bran'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Harvard College Library
Dec. 24, 1921
J. J. Lowell fund

Digitized by Google

Inhalt des 192sten Bandes.

Seite

1. Irland. (Beschluß.) 1

2. Die Frage des Orients. Nach Saint-Marc-Girardin. (Fortsetzung.) 56

Die Belagerung von Herat. — Afghanistan. 88

3. Die Emancipation der Juden. . . . 104

4. Die Osmanen. Ein geschichtlicher Ueberblick von A. Herrmann. 112

1. Der Osmanen Ursprung und Vaterland. . . 114

2. Errichtung der Janitscharen. Der Osmanen Einbruch in Europa. 124

3. Der Osmanischen Sultane Uebersiedelung nach Europa. — Eroberung von Constantinopel. 133

5. Die neuesten Händel Chinas mit den Englischen Factoreien. 145

6. Die Französisch-katholische Kirche und ihr Stifter, Abbé Chatel. 162

7. Kalkreuth zu seinem Leben und zu seiner Zeit. 177

Einleitung. 177

Erinnerungen des General-Feldmarschalls Grafen von Kalkreuth. Aus dem Französischen Manuscripte seiner Dictée. 200

8. Die Osmanen. Ein geschichtlicher Ueberblick von A. Herrmann. (Fortsetzung.) . 246

5. Erstürmung Constantinopels; fortdauerndes Wachsthum des Osmanischen Reichs. . . . 256

9. Blick auf die Revolutionen der Schweiz in der neuesten Zeit überhaupt, und auf die Züricher vom 6. September d. J. insbesondere. (Erster Artikel.) 276

Digitized by Google

Seite
Einleitung. 276
Die Revolutionirung der Schweiz 1798, und die Mediationsacte Bonapartes vom Jahre 1803. . 287
Die Restauration oder Contrerevolution von 1814. 303
Die Volksbewegungen von 1830 und die Regeneration von 1831. 319
10. Blick auf die Revolutionen der Schweiz in der neuesten Zeit überhaupt, und auf die Züricher vom 6. September dieses Jahres insbesondere. (Zweiter Artikel.) . . 345
Die Revolution vom 6. September d. J., ihre wahren Ursachen und ihre theils schon entwickelten, theils möglichen Folgen. . . . 345
11. Die Frage des Orients. Nach Saint-Marc-Girardin. 400
Die Belagerung von Herat. — Afghanistan. 400
Die Expedition nach Afghanistan. . . 433
12. Die Osmanen. Ein geschichtlicher Ueberblick von A. Herrmann. (Beschluß.) . 448
4. Beginnendes und fortdauerndes Sinken des Reichs der Osmanen. . . . 457
13. Die Fueros des Königreichs Navarra und der Baskischen Provinzen. . . . 488
14. Literarische Notiz. 509

Digitized by Google

October 1839.

1.

Irland.

(Beschluß.)

Das Irische Parlament war seit Erlangung seiner Unabhängigkeit für England bisweilen sehr unbequem geworden; trotz aller angewandten Mittel der Bestechung hat dieses gar oft sehr heftigen Widerstand gefunden; jetzt war die Gelegenheit zu Beseitigung aller dieser Hindernisse günstig und England beschloß, davon im vollsten Sinne Gebrauch zu machen: die Aufhebung des Irischen Parlamentes wurde erklärt.

Bei dieser Kunde rührte sich das arme Irland noch einmal, wie ein soeben des Lebens beraubter Leichnam noch einmal unter dem Beil aufzuckt; von den 32 Grafschaften protestirten 21 sehr energisch gegen die Aufhebung des Parlamentes, und das Parlament selbst verweigerte jede Einwilligung in seine Aufhebung und votirte seine constitutionelle Existenz. Grattan wies mit großer Heftigkeit das ministerielle Ansin-

Digitized by Google

nen zurück, und England sah sich genöthigt, zu Durchführung seines Plans die Bestechung bei den Mitgliedern des Irischen Parlamentes ins Große zu treiben. Diese schmachvolle Maßregel gelang denn auch so trefflich, daß am 26. Mai 1800 die Aufhebung des Irländischen Parlamentes von diesem selbst mit 118 gegen 73 Stimmen ausgesprochen wurde.

England und Irland, d. h. Geist und Gesinnung beider Völker wurden durch diese Maßregel weder versöhnt, noch zur Einheit gebracht, indem Irland dadurch keine Englische Provinz im eigentlichen Sinn wurde und nicht in allen Puncten derselben Regierung, derselben Polizei und denselben Gesetzen sich unterworfen sah; nach der Unionsacte behielt Irland alle seine eigenthümlichen Institutionen mit Ausnahme einer einzigen.

Durch die Vereinigung des Königreichs Irland hatte England keineswegs decretirt, daß diese Insel künftig nach den Gesetzen und Principien der Englischen Constitution beherrscht werden solle. Dieß that es nicht und konnte es auch nicht wohl thun. Die Englische Constitution ist nicht eine Charte von 100 Artikeln, welche man in aller Eile für die einer Verfassung dringend bedürfende Nation entworfen und niederge-

Digitized by Google

schrieben hat. Sie besteht hauptsächlich aus Gewohnheiten, Traditionen, Sitten und einer Menge von Statuten, welche oft so eng mit der Gewohnheit verknüpft sind, daß man sie davon nicht leicht losreißen kann. Ist es leicht, irgend einem Volke die Observanz eines Gesetzes vorzuschreiben, so ist es doch gewiß nicht so leicht, ihm eine Gewohnheit aufzudringen; denn eine Gewohnheit ist eine complexe Thatsache, das Resultat von tausend vorangegangenen Thatsachen, eine so oft wiederholte Erfahrung, daß sie endlich zum Gesetz geworden. Ein solches Gesetz kann nicht plötzlich auferlegt werden, sondern erhält seine einzige Weihe durch die Zeit; denn will man es auch einem Volke, bei dem es nicht schon lange Wurzel gefaßt, auferlegen, so bleibt es doch unmöglich, damit zugleich den Geist und Sinn des Gesetzes dem Volke einzuprägen, dieses mit der heiligen Scheu und Liebe der Gewohnheit zu durchdringen.

Was that denn also England bei der Proclamation der Vereinigung Irlands? Es erklärte, daß fortan alle beiden Ländern nöthigen Gesetze durch ein gemeinschaftliches Parlament, wozu jedes seine Repräsentanten senden würde, gemacht werden sollte. England disponirte damit über die Zukunft, ohne die Vergangenheit im Mindesten zu berühren, und demgemäß blieb das mit

England vereinigte Irland im vollen Besitz seiner Gewohnheiten und Gesetze, mit Ausnahme des einzigen, welches ihm ein besonderes Parlament decretirt hatte. So blieb denn auch nach dem Gesetze der Union immer noch ein Irland, was auch der Titel der 3 vereinigten Königreiche deutlich genug ausspricht, indem stets geschrieben steht: das vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland. Schottland hatte bei seiner Verschmelzung mit England seinen eigenen Namen verloren; Irland behielt ihn, und wird wohl noch länger seine Nationalsitten und Leidenschaften behalten.

Die Zuckungen von 1798, deren letzte Episode die Union von 1800 wurde, hatten eine lange Ruhe zur Folge; wenigstens stellte sich die Ordnung in Irland auf denselben Fuß wieder her, wie Alles vor dem Versuch der Abschüttelung der Ketten gewesen war. Die Protestanten kehrten zu ihren alten Gewohnheiten der Unterdrückung zurück und die Katholiken ertrugen nun Alles schweigend. Diese Art von Frieden herrschte 20 Jahre hindurch unangefochten.

Indessen hatte England bei der parlamentarischen Vereinigung beider Länder die Verbindlichkeit übernommen, die auf den Irischen Katholiken ruhende Last aller politischen Unfähigkeit zu beseitigen. Diese Auf-

hebung des Drucks gegen die Katholiken war gleichsam als eine Milderung der harten Unionsacte versprochen, aber keineswegs erfüllt worden. Der damalige Minister Pitt gab sich zwar alle erdenkliche Mühe, Englands Wort würdig zu lösen; aber sein Wille blieb ohnmächtig gegen den Eigensinn Georgs III., der seinen Krönungseid zu verletzen wähnte, wenn er eine Bill für Emancipation der Irländischen Katholiken gestattet hätte. Als Pitt die Unmöglichkeit einsah, den Irländern sein Wort halten zu können, legte er seine Stelle nieder. Dieses Betragen war allerdings eines großen Mannes würdig; indessen wurde Irland dadurch keineswegs des Rechtes beraubt, über Treulosigkeit und Wortbruch sich beklagen zu dürfen. Aber Irland war durch alle seine vergangenen Leiden zur Genüge belehrt, daß Aufstände und Gewalt den Weg zur Gerechtigkeit ihm nicht bahnen könnten, und beharrte daher bei dem Vorsatz, lediglich die von freier Constitution gebotenen legalen Mittel zu Durchführung seines Rechtes anzuwenden. Die Presse und die Association waren seine beiden bedeutendsten Werkzeuge. Gegen 1810 organisirte sie ein katholisches Comité und übernahm die Leitung aller nationalen Anstrengung zu Erkämpfung einer Reform. John Keogh leidete dieses Comité

bis zu dem Tage, an dem O'Connell auftrat und das Comité zu beherrschen anfing, wie er bald ganz Irland beherrschen sollte. Die katholische Association steckt sich die parlamentarische Emancipation der Katholiken zum Ziel; Emancipation ist ihr Feldgeschrei und ihre Fahne. Die auf diesen Punct hingeleitete öffentliche Meinung belebt und erwärmt sich von Tag zu Tag, die Presse stachelt sie mehr und mehr, das in Meedings zusammengerufene Volk erglüht beim Ruf seiner Führer; Petition auf Petition wird an das Parlament erlassen; alle werden verworfen, aber dieses Verwerfen macht die Leidenschaft, welche sie dictirt hatte, noch lebendiger und stürmischer; der auf das Volk schon mächtig einwirkende O'Connell lenkt jeden Schritt mit eigenthümlicher Klugheit und Gewandtheit; weisen, sichern und kühnen Schrittes rückt die Reform auf diesem Wege langsam vor. England verweigert die von den Irländischen Katholiken geforderte Emancipation; hierauf sendet Irland zu seiner Repräsentation im Parlament einen Katholiken nach England, und dieser Repräsentant ist O'Connell und die Grafschaft, die ihn gesendet, ist die Grafschaft Clare, und Irland begleitet diese Sendung in allgemeinen populären Demonstrationen, die mächtig genug sind, um jeden Gedan=

ken an Verachtung zu beseitigen, und den Herren von England zu imponiren. Das vor 30 Jahren in den Staub getretene und verstümmelte Irland erhebt sich allmälig aus seinen Trümmern; die Anrufung der Gewalt hatte es vernichtet, jetzt war es durch das Recht wieder kräftig und mächtig geworden.

Am 13. April 1829 nimmt das Englische Parlament die Bill an, wonach künftig jeder Katholik als Mitglied in das Parlament eintreten kann, ohne zuvor einen sein Gewissen verletzenden Eid ablegen zu müssen. Damit war der letzte Ring jener Kette der Pönalgesetze gebrochen, worauf sich die Verfolgung gestützt hatte. Diese Emancipation ist der Schlußact der vierten Epoche, das Ende der Periode, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt.

Mit Uebergehung aller tiefen Blicke des Verfassers in die Wesenheit des innern Lebens von Irland, aller statistischen und staatswirthschaftlichen Details, der Beschreibung aller ungeheuren Uebel, worunter die armen Irländer zu erliegen drohen, eilen wir nun zu seinem Blick auf die sociale, politische und religiöse Zukunft dieses Landes. Nachdem er Alles bis in die kleinsten Details gehörig entziffert und dargethan hat, schließt er sein Werk mit den Worten:

„Nun ist alles Thatsächliche bekannt. Wir sahen, von welchen Uebeln das arme Irland durchwühlt und mißhandelt wird; wie eine durchaus schlechte Aristocratie die erste und bleibende Quelle aller seiner Uebel ist; welche Symptome des Widerstandes und welche Elemente des Democratismus diese schlechte Regierung daselbst ins Leben gerufen hat. Wir sahen auch, welche Mittel zu vollkommener Herstellung der Ordnung und des Friedens geeignet wären. Wir überzeugten uns endlich, daß England alles für Irland wahrhaft Heilsame gewiß nicht thun wird, und daß diejenige der Englischen Parteien, die zur Regierung Englands am wenigsten unfähig ist, dennoch die nöthigen Fundamentalreformen daselbst nicht ausführen kann. Welche Lösung wird dieses Problem erhalten? Welche Folgen erwachsen für Irland und für England selbst aus diesem Zustande der Dinge? Was läßt sich daraus für die Gegenwart schließen? Was muß man daraus für die Zukunft prophezeien?

„Verweilen wir einen Augenblick; dann rücken wir langsam und schüchtern auf diesem Weg der Ahnungen und Conjecturen weiter. Die Lage der Dinge ist ohne Zweifel außerordentlich und eigenthümlich complicirt, aber dennoch vollkommen logisch. Irland ist

überzeugt, daß all sein Elend aus seinen Institutionen entspringt, es muß also diese Institutionen zerstören wollen. Ihm gegenüber erblickt England in denselben Institutionen die Hauptquelle seines Wohlstandes und seiner Größe, trachtet also natürlich nach deren Erhaltung.

„Hieraus entspringt die große Schwierigkeit des Conflictes, daß dasselbe politische Regiment für eine der beiden Nationen sehr heilsam, für die andere aber sehr traurig ist und daß die letztere mit derselben Regierung, die das Leben jener bildet, absterben zu müssen fühlt. Werden die England so theuern Gesetze beibehalten, so bleibt Irland im Zustande aller seiner Leiden und Gefahren; will man Irland von seinen Uebeln heilen, so muß nothwendig das einzig mögliche Hülfsmittel England großen Schmerz bringen.

„Eine andere Schwierigkeit entspringt daraus, daß diese beiden Völker, welchen ein gemeinschaftliches Regiment unheilbringend ist, und deren jedes eigenthümliche Gesetze haben sollte, dennoch genöthigt sind, stets ein und dasselbe Gesetz zu empfangen, ein und dasselbe Reich zu bilden, und derselben Autorität unterworfen zu bleiben, deren Wirksamkeit lebenbringend für England und todbringend für Irland.

„Haben England und Irland ganz entgegengesetzte Interessen, ist es beiden gleich schädlich, daß sie nur ein einziges Volk bilden, so sollte man wohl glauben, daß eine förmliche Trennung, eine Spaltung in zwei verschiedene Staaten mit eigener Nationalität und Verwaltung, die einzig vernünftige Maßregel wäre. Ohne Zweifel würden auch dadurch alle Schwierigkeiten gehoben; dennoch darf man kühn behaupten, daß man zu diesem einzigen radicalen Mittel niemals seine Zuflucht nehmen wird. Eine flüchtige Betrachtung der geographischen Lage Englands und Irlands genügt vollkommen zu Herbeiführung der Ansicht, daß jenes der bis heute über dieses ausgeübten Herrschaft niemals entsagen werde. Irland ist ein eigentliches Lebensglied von Großbritannien, ein zwar mit dem Krebs behaftetes Glied, ohne welches indessen England nicht leben kann. Versänke bei irgend einer Revolution unseres Erdkörpers die Insel Irland wieder ganz in den Abgrund des Meeres, so würde vielleicht England durch diesen Verlust nur um so sicherer und stärker werden; aber so lange diese Insel wie ein Arm an Englands Körper hängt und ihren Platz in dem Ocean behauptet, muß England nothwendig sie zu beherrschen trachten.

„Durch alle Jahrhunderte war Irland das Augen-

merk der Feinde Englands und die Geschichte lehrt uns, daß die Furcht vor den Vortheilen, welche Frankreich aus dem Besitz dieser Insel ziehen würde, im 12. Jahrhundert einer der Hauptmotive für England zu Eroberung der Insel war. Als nach der religiösen Reformation das katholische Europa den Plan faßte, den Protestantismus in England zu vernichten, so warf Spanien seine Blicke vor Allem nach Irland und Philipps II. berüchtigte Armada landete an diesen Küsten. Nach Irland sendete Ludwig XIV. das Französische Heer, welches bestimmt war, dem Katholiken Jacob II. wieder auf den von dem Protestanten Wilhelm III. besetzten Thron zu verhelfen. Und als das republicanisch-democratische Frankreich gegen die Europäische Coalition, deren Seele England war, mit ganzer Lebenskraft kämpfte, wußte es kein sichereres Mittel zu tödtlicher Verwundung Englands, als eine Expedition nach Irland; deßhalb unternahm es in nicht vollen zwei Jahren drei solcher Expeditionen. Zwar waren alle diese verschiedenen Invasionsversuche nicht glücklich, und Irland entsprach allen Erwartungen des Auslandes stets so schlecht, daß man eigentlich berechtigt wäre, es als einen sehr unsichern Bundesgenossen, als eine sehr zweifelhafte Hülfe für die Feinde Englands zu

betrachten. Allein England sieht diese Insel zu nahe an seiner Seite, um nicht die Oberpolizei darüber behaupten zu wollen; es kann die Isolirung eines Landes nicht zugeben, von dem es nur durch einen engen Canal getrennt ist, von dessen Küste aus man seine eignen Ufer sieht, aus dessen Häfen eine Irische oder fremde Armee binnen wenigen Stunden seine Gestade erreichen könnte. Und gerade, weil Irland katholisch und democratisch ist, kann das protestantische und aristocratische England ihm Unabhängigkeit nicht zugestehen, und es auf keine Weise seinen eignen Sympathieen für jene Völker überlassen, deren politische und religiöse Institutionen aus demselben Grunde England zuwider seyn müssen, aus dem sie dem Irländer angenehm sind. Allein auch abgesehen von allen diesen Betrachtungen bleibt schon der durch alle Zeiten und Völker herrschende Gedanke, daß kein Reich sich selbst freiwillig zerstückeln mag, ein mächtiges Hinderniß. Verliert nicht jedes Reich mit seinem Umfang zugleich an Ansehen und Macht, wenigstens dem Scheine nach? England, welches das 1500 Meilen von ihm entfernte Canada um keinen Preis verlieren will, wird wahrlich das ihm so nahe Irland freiwillig niemals verlassen.

„Kann man hiernach als gewiß annehmen, daß Ir-

land niemals einen von England gesonderten Staat bilden wird, so entsteht doch die Frage, ob nicht der Fall eintreten könne, daß diese beiden Länder bei vollkommner Einheit ihres politischen Verbandes doch legislativ getrennt werden, d. h. daß sie unter einer und derselben Oberregierung desselben Königs doch gesonderte Parlamente haben, und in eigenthümlichen Gesetzen für ihre verschiedenen Interessen die gehörige Sorge und Genugthuung finden? Eine solche parlamentarische Trennung war 1833 der allgemeine Wunsch des beinahe ganz insurgirten Irlands, und noch in diesem Augenblick ruft O'Connell diese Trennung als den einzigen sichern Hafen an, wo Irland Rettung und Heil finden könne, falls es von dem Englischen Parlament alle geforderten Reformen nicht erhalten sollte.

Wer kann behaupten, daß diese legislative Trennung Englands und Irlands niemals Statt finden werde? Vorerst beweist die Vergangenheit, daß eine solche Trennung möglich ist; denn sie bestand 600 Jahre hindurch und hörte erst 1800 wieder auf; dann hätte man auch sehr Unrecht, aus dem Servilismus und der Niederträchtigkeit der alten Irischen Parlamente einen Grund dagegen schöpfen zu wollen; denn die Möglichkeit liegt ja vor Augen, bei einer neuen

Sonderung des Irischen Parlamentes diesem eine eigenthümliche Basis und Bürgschaften der Unabhängigkeit zu verleihen. Allein gegen eine solche Trennung erheben sich andere so mächtige Einwürfe, daß man sie wenigstens für höchst unwahrscheinlich erklären darf. Wenige Worte werden dieß begreiflich machen.

„Warum giebt das Engl. Parlament den Irländern nicht die geforderten politischen und religiösen Gesetze? Nicht etwa, weil es die politischen Institutionen Irlands für die bestmöglichen hält, sondern weil deren Abschaffung ihm gefährlicher scheint. Es fürchtet, daß eine solche Veränderung auf der benachbarten Insel auf England selbst erschütternd einwirken könne, und daß derselbe Schlag, der Irlands jämmerliche Aristocratie vernichtet, durch eine Ansteckung des Princips auch Englands Aristocratie schwer bedrohen würde. Dieselben Gründe der Beunruhigung beständen für England, sobald Irland die Vollmacht erhalten haben würde, seine Gesetze sich selbst zu geben.

„Zwei so nahe Völker, wie Engländer und Irländer, können sich unmöglich einer Aufregung und Bewegung überlassen, ohne daß nicht die Bewegung bei dem einen auch eine Aufregung bei dem andern hervorbrächte; jeder Ton des Grolls oder der Klage des

einen Volkes muß drohend oder klagend bei dem andern wiederhallen. Bei der wesentlichen Oeffentlichkeit der freien Institutionen Großbritanniens erführe jedes der beiden Völker Tag für Tag, was bei dem andern geschieht. Denkt man sich nun den Fall, daß die materiellen Interessen beider Völker, die des Handels und der Industrie, aufhörten, ein Gegenstand fortwährender Collisionen zwischen beiden Legislaturen zu seyn, wie sie es bisher immer gewesen; so müßten die Deliberationen über die einfachsten politischen Fragen die schwersten Verlegenheiten und ernstlichsten Streitigkeiten ins Leben rufen. Was würde, was müßte z. B. England dazu sagen, wenn es dem Irischen Parlament einfiele, aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des ganzen Volkes das Princip der Anglicanischen Kirche abzuschaffen? nach einer Zerstörung der religiösen Privilegien der Aristocratie, auch deren politische und bürgerliche Privilegien zu vernichten, die Friedensrichter und große Jury, die Substitutionen, das Recht der Erstgeburt abzuschaffen, und alle auf dem Handel des Landes lastenden Fesseln zu zerbrechen? Glaubt man denn, daß solche in Irland decretirten Gesetze nicht in England ein furchtbares Echo finden, und die conservativen Leidenschaften dieses Landes zu einem Wehege-

schrei aufschrecken müßten? England lebt des Glaubens, daß die Erhaltung seiner Aristocratie und der Kirche ihm von höchstem Interesse sei; würde es also zugeben können, daß beide auf der benachbarten, seiner Oberherrschaft unterworfenen Insel auf solche Weise parlamentarisch vernichtet würden?

„Offenbar entstände hieraus eine von beiden der folgenden Erscheinungen: entweder bliebe das Irische Parlament aus Furcht oder durch Bestechung dem Englischen Willen in Allem geneigt; zeigte sich zwar in allen äußern Bewegungen als ein unabhängiger Körper, gäbe aber dennoch nur die England gefälligen Gesetze. In diesem Falle kann man nicht wohl einsehen, welchen Vortheil Irland in einer eignen Legislatur finden sollte, die das servile Werkzeug derjenigen Macht wäre, deren Joche man sich entziehen wollte. Oder das Irische Parlament entzieht sich allem Einflusse der Furcht und Bestechung, erhebt sich zu wahrer Nationalität, discutirt frei und muthig über die Leiden und Gebrechen Irlands. Darin würde England nothwendig einen mindestens indirecten Angriff gegen seine eigenen Institutionen erblicken und gewiß nicht säumen, Irland seiner Legislatur wieder zu berauben! Ein an England verkauftes Parlament ist nicht wünschenswerth;

ein unabhängiges Parlament ist unmöglich. So können denn diese beiden Länder von einem und demselben Parlament nicht zum Heil geführt werden und sehen sich in der Unmöglichkeit des Bestandes zweier verschiedener Legislaturen; daher muß ihre parlamentarische Union ebenso nothwendig, wie ihre politische Union erscheinen.

„Das Verhängniß hat England und Irland an einander gefesselt, obgleich beide Länder durch ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften und ihre politischen Interessen herb gesondert sind. Mit verschiedenen Sitten und entgegengesetzten Bedürfnissen bleiben sie beisammen, aus dem einzigen Grunde, weil diese beiden Inseln einst Küste an Küste neben einander aus dem Meere aufstiegen. Sie gleichen jenem monstrosen Zwillingspaar, welches von der Natur verdammt ist, einen Leib und ein Fleisch zu bilden, wovon aber jedes einzelne, seine eignen Neigungen habend, unaufhörlich das Bedürfniß fühlt, von dem andern sich zu trennen; sie sind verdammt, gemeinschaftlich sich zu bewegen und bei der tief innersten Zwietracht äußerlich vereint zu leben.

„Was ist die Folge dieser unglückseligen Vereinigung? Der Schwächere muß den Bedingungen des Stärkeren folgen; mit andern Worten: Irland ist zur

Annahme der ihm von England verliehenen Gesetze genöthigt. Deßhalb allein hat Irland eine Anglicanische Kirche und eine Anglicanische Aristocratie.

„Muß man aber darum aus allem Vorangegangenen schließen, daß Irland trotz seines Interesses bei der Vernichtung so trauriger Institutionen, sie dennoch dulden müsse, so lange es England gefällig bleiben wird, sie vorzuschreiben? Wird Irland zu ewiger Qual verdammt bleiben, weil das einzige Mittel seiner Rettung England bedrohen könnte? Nein, eine so traurige Consequenz liegt außer dem Bereich aller Wahrscheinlichkeit.

„Ohne Zweifel ist vorherzusehen, daß England die Aufrechterhaltung seiner eigenen Institutionen in Irland auf jede mögliche Weise versuchen wird. Jede andere als seine eigene Regierungsweise hält es in Irland für gefährlich; mithin wird es dort nur solche Veränderungen zulassen, welche ihm selbst keine Gefahren herbeizuführen scheinen, und also wird es die dort im Gang begriffene religiöse und democratische Reform auf alle mögliche Weise in Fesseln zu halten trachten. Diesen Weg verfolgt es seit Jahrhunderten und hat sich auf dieser Bahn so tief umwickelt, daß man gar nicht absehen kann, wie es sich wieder davon losmachen soll. Aber

so gewiß es nach diesem Ziele streben wird, ebenso gewiß wird es dasselbe nicht erreichen; denn bereits seit 50 Jahren sehen wir seinen beständigen Kampf, seine heftigsten Anstrengungen mehr und mehr fruchtlos werden.

„Schon der flüchtigste Ueberblick alles dessen, was seit 50 Jahren in Irland vollbracht worden, führt uns zu der Ueberzeugung, daß die von den Engländern erst gegründeten Institutionen im innersten Herzen angegriffen sind. Alle diese Institutionen athmeten gewissermaßen nur den Geist des Protestantismus, lebten nur von protestantischer Luft; aber wer könnte mißkennen, daß das sie belebende Princip nun in vollem Verfall ist? Wie wird diese begonnene Zerstörung endigen? Durch welche Aeußerungen und unter welcher Constellation? Wird sie allmälig und langsam, oder plötzlich, reißend schnell erfolgen? Wird sie auf dem Wege des Friedens, oder der stürmischen Gewalt vor sich gehen? Niemand kann dieß behaupten, aber unmöglich kann irgend Jemand die Einleitung dazu übersehen, die Vorbereitungen unbeachtet lassen, an die Vollendung des Werks nicht glauben wollen.

„Irland ist ein wesentlich katholisches Land, und die legale Lüge, welche es zu einem protestantischen

Land gemacht, ist bereits in ihren Grundvesten so verfault und zertrümmert, daß sie sich unmöglich noch lange aufrecht erhalten kann. Dem gemäß ist mit Sicherheit vorherzusehen, daß nach einiger und nicht sehr entfernter Zeit die Anglicanische Kirche aufgehört haben wird, der officielle und öffentliche Cultus in Irland zu seyn.

„Ob deßhalb die katholische Religion der herrschende Cultus in Irland werden wird, wie es der Anglicanische in England und der presbyterianische in Schottland ist, ist eine Frage anderer Art und sehr zweifelhafter Natur. Wir suchten im Laufe dieser Abhandlung darzuthun, daß eine absolute Oberherrschaft des Katholicismus in Irland für dieses Land mehr eine Gefahr, als eine Wohlthat seyn würde. Irland ist schon im Besitz der religiösen Freiheit; was ihm fehlt, was es zu erobern strebt und gewiß auch erobern wird, ist eine legale und unumwundene Gleichheit der Culte.

„Indessen leben noch manche Menschen des Glaubens, der Anglicanische Cultus werde noch lange Zeit der herrschende in Irland bleiben. Sie sagen: die Englische Constitution beruht hauptsächlich auf dem Anglicanismus, also muß sie aufhören, sobald die Anglicanische Kirche in Irland zerstört ist. Die Könige Eng-

lands sind kraft protestantischen Rechtes mit Großbritanniens Krone begabt, können also die Suprematie der Anglicanischen Kirche in Irland unmöglich zerstören, ohne nicht dadurch zugleich ihren Kroneid zu verletzen. Endlich zeigen sich die katholischen Irländer selbst, welche 1829 die parlamentarische Emancipation unter der Bedingung der Beibehaltung und Verehrung des Anglicanischen Systems erhalten haben, sich geradezu meineidig, sobald sie den Untergang der Anglicanischen Kirche verlangen.

„Alle die Herren dieser Ansicht täuschen sich gewaltig, wenn sie glauben, daß die am Umsturz der Anglicanischen Kirche in Irland arbeitenden Mächte vor solchen Hindernissen und Bedenklichkeiten zurückschrecken könnten. Widersetzt sich auch die gesammte Englische Constitution dem Sturz ihrer Kirche in Irland, so wird sie dennoch fallen. Allein die Behauptung, Englands Constitution könne nur bei Behauptung der Anglicanischen Kirche in Irland fortbestehen, erscheint mir als eine Täuschung, als eine vorsätzliche Unwahrheit.

„Einer der großen Vorzüge der Englischen Constitution besteht darin, daß sie keine geschriebene ist, mithin auch niemals eigentlich verletzt werden kann, in-

dem ohne Anstoß in den Gesetzen des Landes alle von Ansichten öffentlicher Meinung und Sitten gefordert werdenden Veränderungen vorgenommen werden können. Auf diese Weise konnte Schottland presbyterianisch werden und Canada katholisch bleiben, ohne Englands Constitution im Geringsten anzutasten. Solche Aenderungen in der Constitution sind nichts weniger, als Mittel der Zerstörung, sondern vielleicht die einzigen Mittel zur Erhaltung und wahrhaft comisch erscheint der den Irländischen Katholiken gemachte Vorwurf der Meineidigkeit, weil sie nun neue Reformen verlangen wollen, nachdem sie die früheren unter der Bedingung, damit zufrieden zu seyn, erhalten haben. Versprachen die Irländischen Katholiken 1829, mit der verliehenen parlamentarischen Emancipation für ewige Zeiten sich begnügen zu wollen; so leisteten sie in der That ein höchst wahnsinniges Versprechen, gerade so, als hätten sie versprochen, niemals mehr kämpfen zu wollen, sobald man ihnen Waffen in die Hand geben würde. Und die Gesetzgeber, die nicht aus Gerechtigkeit, sondern nur im Drange der Nothwendigkeit die katholische Emancipation unter einer solchen Bedingung bewilligten, hätten sich dabei nicht weniger sinnlos benommen, gerade, als wenn sie den Katholiken gesagt hätten: ihr seid schon

so stark, daß wir uns genöthigt sehen, euch zu bewilligen, was wir freiwillig niemals gegeben hätten; wir wollen daher eure Macht vermehren, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihr euch verbindlich macht, von diesem Tage an eure Kraft niemals gebrauchen zu wollen. Könnten solche Bedingungen jemals vernünftigerweise und im Ernst gemacht oder angenommen werden, so blieben sie dennoch stets in der Wirklichkeit eine Chimäre. Die Eide, welche ein Mensch freiwillig leistet, haben zuweilen einigen Werth; aber völlig werthlos sind gewiß die einer Partei abgenöthigten Schwüre.

„Kann die Reform der Irländischen Kirche nichts mehr aufhalten, so schreitet die Reform der Irländischen Aristocratie gewiß ebenso schnellen Schrittes vorwärts. Die Glieder dieser Aristocratie bleiben für Irland stets Fremde, sie handeln noch heutzutage Irland gegenüber, wie in jenen finstern Zeiten, als die Englischen Eroberer nur barbarische Horden auf dieser Insel vor sich hatten; sie vergessen ganz, daß sie jetzt mit einem wohldisciplinirten Volke zu thun haben, daß ein großer Chef dieses Volk führt, und daß dieser Mann im vollen Bewußtsein seiner Kraft steht.

„Gleich ursprünglich wußte die Irische Aristocratie

ihre Sache mit der Sache der Kirche zu vermischen, daher wird sie auch nur mit der Kirche leben und sterben können. Wird sich über den Trümmern der einstürzenden Aristocratie eine neue in Irland constituiren? Die Beantwortung dieser Frage ist sehr schwierig. Alle Tendenzen des Englischen Geistes streben dahin; allein die Leidenschaften, welche eine verabscheute Aristocratie daselbst erzeugte und erhält, können ein wesentliches Hinderniß abgeben. Und je mehr die antinationale Aristocratie dem Drang und Stoß der Zeit sich widersetzt, desto tiefer wird sich das jeder Aristocratie feindliche Gefühl in Irland befestigen. Dieß ist so sehr der Fall, daß in Irland, wo die natürliche Stimmung eine gewisse Achtung aller Vorzüge der Geburt und des Vermögens gebietet, der specielle Haß gegen die gegebene Aristocratie auch bereits jene Gefühle beseitigt und in Haß verwandelt hat. Daher kann man wohl behaupten, daß das System des Torysmus, welches die in Irland bestehende Aristocratie unverletzlich aufrecht halten will, geradezu geeignet ist, den gänzlichen Ruin der Aristocratie herbeizuführen und deren Umgestaltung in eine andere Aristocratie unmöglich zu machen; während eine solche Umgestaltung, wenn sie jemals Statt finden soll, von den

Whigs begünstigt werden wird, welche durch eine Reform der protestantischen Aristocratie diese weniger verhaßt machen und Irlands Katholiken davon lassend, an die Ungerechtigkeit der Privilegien im Allgemeinen gewöhnen werden.

„Folgt aber keine katholische Aristocratie auf diese dem Untergange geweihte protestantische Aristocratie, so frage ich: welche Macht wird die Stelle derselben einnehmen? Wird die Irische Regierung eine democratische werden? Durch den vorangegangenen Beweis, daß der Torysmus den Haß des Volks gegen die privilegirten Classen nährt und stachelt, hat man zugleich bewiesen, daß derselbe Torysmus gewissermaßen die Entwickelung des Democratismus herbeiführen könne. Siegt nun diese Democratie, wie wird sie sich gestalten? Unter welchen Umständen? Wird dieß durch eine gewaltsame Revolution, oder durch friedliche und langsame Fortschritte geschehen? Wie wird sie sich, ob gewaltsam, ob friedlich entstanden, trotz Englands Widerstreben constituiren? Betrachtet man die Leidenschaften des katholischen Irlands, so erkennt man bald, daß der fortwährende Eigensinn der Torypartei in vollständiger Behauptung aller Privilegien der Kirche und der Aristocratie, die Chancen eines allgemeinen

Aufstandes ins Leben rufen muß. Welche Wirkungen würde ein solcher Aufstand haben? Bis wohin würde der Zorn des Volkes streben? Wo würde er stehen bleiben? Würde er nur die Personen, oder auch die Sachen antasten? Werden aus solchen Gewaltthaten auch einige Principien hervorgehen? Und was würde England thun? Wie sollte es eine solche Insurrection ungestraft lassen? Wie ein ganzes Volk züchtigen? Welche Form würde diese democratische Regierung erhalten, ob sie nun aus langsamen Fortschritt, oder aus einer Revolution entstehen mag? Welchem Grundprincip wird sie huldigen? Welche Gleichheit den Bürgern geben? Wird dieß eine dem Despotismus eigene Gleichheit, oder eine Gleichheit nach freien Institutionen seyn? Diese Menge von Fragen kann und muß man wohl aufstellen, aber ihre Lösung gehört ohne Zweifel nur der Zukunft an.

„Kann man nicht vorhersagen, welche Macht in Irland die Nachfolgerin der Anglicanischen Aristocratie seyn wird; so kann man doch den Sturz dieser Aristocratie mit größter Zuversicht prophezeien, und Alles vereint sich, ihn bald, vielleicht schon im nächsten Augenblick herbeizuführen. Umsonst wird sich die Englische Regierung bemühen, diesen doppelten Untergang

der protestantischen Kirche und Aristocratie in Irland zu beschwören; mögen Whigs oder Tories am Ruder stehen, ihre Macht wird dazu nicht hinreichen; weder kluge Reformen, noch blinde Widersetzlichkeit, noch Weisheit, noch offne Gewalt werden dazu verhelfen.

„England ist ohne Zweifel den Irländern an Macht sehr überlegen, und Irland wäre wahnsinnig, wollte es auf einen Kampf der Nebenbuhlerei sich einlassen, versuchte es, England Gesetze vorschreiben zu wollen oder nur dessen Souveränität sich zu entziehen: wehe ihm, wenn es sich jemals auf einen solchen Kampf einläßt! Allein es ist für den Schwachen ein bedeutender Unterschied, ob er der Angreifer oder Angegriffene ist. Der unterdrückt werdende Schwache findet in der Heiligkeit seines Rechtes eine große Hülfsmacht, während der unterdrückende Starke durch die Ungerechtigkeit seiner Sache und das Bewußtsein derselben wunderbar geschwächt wird. England kann wohl seinen eigenen Interessen für angemessen halten, daß Irland mit traurigen und unheilbringenden Institutionen belastet werde; aber es kann niemals auf den Gedanken kommen, daß eine solche Belastung ein Act der Gerechtigkeit sei, und dieser Zweifel an seinem Recht genügt schon, es zu schwächen. Widersteht dagegen Irland der ihm an-

gethan werden sollenden Gewalt, so geschieht dieß im Gefühl der auferlegten Ungerechtigkeit, und dieses Gefühl hebt stets jede Kraft bedeutend. So scheint in der That eine lange Ungerechtigkeit die Macht des Unterdrückers und die des Unterdrückten gewissermaßen ausgleichen zu wollen, indem der Muth dieses in gleichem Verhältniß wächst, wie die Energie des Tyrannen sich mindert.

„England würde sich wie ein einziger Mann erheben, wollte Irland jemals das beide Staaten vereinende politische Band zerreißen. Beschränkt sich jedoch Irland auf die Abwehr aller Verfolgungen und Härten einer egoistischen Politik, läßt es nur die Schmerzrufe des nüchternen Armen und die Seufzer des Unterdrückten hören; so theilt sich England augenblicklich und das große Volk, allmächtig zur Ueberwindung eines rebellischen Unterthanen, wird nicht Kraft genug mehr haben, ein Opfer zu erdrücken. Darin liegt das Geheimniß der Englischen Schwäche gegenüber dem armen, auf sein unverdientes Unglück gestützten Irland; das ist die Erklärung der Vergangenheit und die Enthüllung der Zukunft; deßhalb war Irland selbst in den Zeiten seiner größten relativen Inferiorität für England stets eine Verlegenheit und eine Drohung.

„Dabei rückt die Zeit heran, wenn sie nicht bereits gekommen ist, wo Irland nicht mehr allein auf die Kraft seines guten Rechtes verwiesen seyn wird. Seine im größern Verhältniß als die Englische täglich wachsende Bevölkerung erhöht täglich die Macht des Schwächern, und vermindert die Superiorität des Stärkern. Irland ist nicht mehr das kleine Volk von 8—900,000 Seelen, welches Heinrich VIII. oder Elisabeth mit einem Wink vernichten konnte; es zählt jetzt mehr als 8 Millionen, also die Hälfte dessen, was England, Schottland und Wales zusammen besitzen, dreimal mehr, als Schottland allein hat, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo England allein der Menschenzahl nach nicht stärker seyn wird, als Irland. Deßhalb bleibt es dennoch unendlich mächtiger, allein es bedarf auch dieser sehr bedeutenden Uebermacht zur Behauptung einer Unterdrückung, wodurch es selbst geschwächt wird, während sich Irlands Inferiorität vermindert.

„Dabei kommt überdieß in Betracht, daß England und Irland nicht abstract als zwei in der Welt einzeln stehende Völker angesehen werden dürfen, welche sich gegenseitig Alles in Allem seyn müßten. Zwar ist England für Irland Alles, indem es nur eine

Existenz in Bezug auf England bis jetzt hatte; allein anders verhält es sich mit England: dieses hat seine Macht über alle Welttheile verbreitet, und muß wohl für deren Erhaltung sorgen. Sonach hat Irland nur einen einzigen politischen Zweck, die Reform seiner Institutionen zu verfolgen, und steht nur mit einem einzigen Volke in Berührung, mit dem, welches dieser Reform sich widersetzt. Also vereinigt Irland alle seine Kräfte gegen einen einzigen Widersacher und verwendet ohne Zerstreuung, ohne Rast, ohne Waffenstillstand, ohne Nebenrücksichten alle seine materielle Kraft, und sein ganzes moralisches Feuer auf die Bekämpfung desselben; während England, bei seiner politischen Stellung zur Berücksichtigung von gar vielen verschiedenen Interessen genöthigt, seine Blicke gar oft anders wohin lenken, seine Kraft theilen muß. Irlands Widerstand gegen England ist ein intensiver, fortwährender und muß nothwendig täglich wachsen; die auf Irland lastende Macht Englands ist sehr veränderlicher Natur, und reducirt sich in außergewöhnlichen Zeiten oft auf das Seltsamste.

„Will man verstehen, wie dieses schwache Volk dem mächtigen Volke so lange und glücklich Widerstand leisten konnte, und wie es von der Zukunft noch be=

deutendere Erfolge erwarten darf, so muß man sich nothwendig das wahre Verhältniß der beiderseitigen Lagen dieser Länder, und ihrer gegenseitigen Stellung vergegenwärtigen. Stark in seiner gerechten Sache, durch sein beharrliches Fortschreiten, durch seine unaufhörlichen, innigst zusammenhängenden Anstrengungen und durch das Streben nach einem einzigen Ziel, überdieß stark durch manche zufällige Verlegenheiten, die seinen Gegner beengen und hindern, wandelt Irland Schritt für Schritt auf seiner Bahn vorwärts; bald erhält es von England einen Act halber Gerechtigkeit, bald ein Zugeständniß; heute bewilligt man ihm aus Calcul, was man gestern noch seinem guten Recht verweigert hatte; abwechselnd bewilligt man aus Mitleid über sein Unglück, und aus Furcht vor seinen Agitationen; so wird England halb freiwillig, halb gegen seinen Willen zum allmäligen Umsturz des Gebäudes in Irland hingerissen, welches um jeden Preis zu erhalten es sich so hartnäckig bemüht. Könnte bei dem Allen die Zukunft noch zweifelhaft erscheinen, so frage man nur die Vergangenheit.

„England war vor 50 Jahren keineswegs weniger eifersüchtig als jetzt auf die vollste und reinste Erhaltung seiner aristocratischen und religiösen Institutionen

in Irland, und damals war Irlands relative Schwäche noch weit auffallender, als sie es jetzt ist; dennoch fallen gerade in jene Zeiten die größten Vortheile, welche Irland jemals über England gewonnen hat. Von 1775 bis 1793 hielt Irland seinen Unterdrücker gleichsam im Schach, dieses hatte früher Alles verweigert und schien nun Alles nachgeben zu wollen; und warum? Weil England damals mit all seiner Macht in der größten Verlegenheit war; Nordamerica trotzte ihm offen, in Indien war es bedroht, mit Frankreich und Spanien im Krieg. Hieraus erklären sich die Irischen Emancipationen von 1778 und 1782; England giebt den Irländern Freiheiten, während sich die Americanischen Colonieen die ihrigen mit Gewalt nehmen. An demselben Tage, an welchem das revolutionäre Frankreich ganz Europa den Krieg erklärt, begreift England sehr lebhaft das Bedürfniß des innern Friedens und verleiht daher Irland neue Freiheiten, die Emancipation von 1793.

„Als es endlich 1829 Irland die große parlamentarische Emancipation bewilligte, so gestand es sehr naiv ein, daß es diese Concession nicht als einen Act der Gerechtigkeit, sondern als einen Act der Noth und Nothwendigkeit gegeben habe. Und worin bestand diese

Nothwendigkeit? Man wollte einen allgemeinen Aufstand Irlands dadurch verhindern.

„Englands Lage ist ohne Zweifel eine sehr bedauerliche; es fühlt weder die Macht, sich billig gegen Irland zu beweisen, noch die Kraft, ihm ganz gerecht zu werden; es zeigt sich in Tagen der Macht unbarmherzig und nur in Zeiten der Schwäche großmüthig; stößt heute dieselben Reformen als gottlos und kirchenschänderisch zurück, welche es morgen als nothwendig und wünschenswerth ausführt. So sieht es denn alle Institutionen, die es mit ganzer Seele in Irland fest zu halten wünscht, Stück für Stück, Jahr für Jahr, von Concession zu Concession, von Nothwendigkeit zu Nothwendigkeit zerstören. Und jeder Tag muß unumgänglich dieses Werk der Zerstörung rascher, reißender, unwiderstehlicher machen. Das Volk, welchem Concessionen gemacht wurden, nicht weil sie gerecht, sondern weil sie nothwendig sind, schöpft daraus unvermeidliche Lehren. In dem Bewußtsein, daß es nichts von der Billigkeit seiner Herren zu erwarten habe, arbeitet Irland nur daran, diesen Herren seine Kraft zu beweisen; darum predigt O'Connell, sobald er etwas will, stets die Agitation, und rüttelt seine 7 Millionen Irländer wie eine Gorgo,

die wohl geeignet ist, die Herren Engländer zum Nachdenken zu bringen.

„Dennoch scheint England von der gegenwärtigen Lage verurtheilt zu seyn, dieses traurige System solcher der Furcht, der Schwäche und zuweilen dem Mitleiden entrissenen Zuständnisse Irland gegenüber verfolgen zu müssen.

„Wir haben anderwärts gezeigt, warum sich England in der Unmöglichkeit befinde, die von Irland gewünschten Reformen friedlich und freiwillig einzuführen. Es kann diese Reformen nicht zugeben, weil, während ein Theil seiner Bevölkerung die Ausübung voller Gerechtigkeit gegen Irland wünscht, ein anderer Theil im Drange seiner politischen und religiösen Leidenschaften den Fortbestand von Irlands Unterdrückung offen fordert. Aber diese Leidenschaften und diese Vorurtheile, welche sich gegen eine logische und freiwillige Reform empören würden, geben jeder von höherer Gewalt dictirten Reform nach und beugen sich vor jeder Nothwendigkeit. England verzeiht seiner Regierung die Schwäche, ja sogar die Ohnmacht Irlands Forderungen gegenüber; aber niemals würde es ihr verzeihen, wollte sie die ihrer Obhut anvertrauten politischen und religiösen Institutionen den einfachen Wünschen jenes Volks opfern. Es giebt sogar Reformen, die, obgleich gerecht und ratio-

nell, von den Whigs unmöglich durchgeführt werden können, die aber England von den Tories durchführen läßt, weil sie dieselben, obgleich für bedauerlich, doch für nothwendig erachtet.

„So werden die Englischen Irland auferlegten Institutionen, trotz des unermeßlichen Widerstandes Englands, eine nach der andern allmälig einstürzen, und nicht ohne wesentliche Folgen für England selbst. Denn es ist vorherzusehen, daß der Umsturz jeder einzelnen Institution in Irland in England ein Echo finden, und dieselbe Institution durch Widerstoß mächtig erschüttern wird. England beging einen großen Irrthum, indem es dem Glauben sich hingab, daß dieses Wechselsystem des Widerstandes und der allmäligen Concessionen es den Gefahren entheben würde, welche eine offene und directe Reform aller Irischen Institutionen wahrscheinlich herbeiführen würde. England täuscht sich gewaltig, wenn es glaubt, durch seine Protestation für die Erhaltung der Irischen Institutionen der Ansteckung entgehen zu können, und den Einflüssen des unwiderstehlichen Princips, welches jene Institutionen zertrümmert. Auch die oberflächlichste Erwägung aller Verhältnisse führt zu der Einsicht, daß die Anglicanische Kirche und die Aristocratie Englands

durch die langsame und bestrittene Zerstörung der Anglicanischen Kirche und Aristocratie in Irland heftiger und durchgreifender erschüttert werden muß, als sie es durch eine plötzliche und vollständige Reform dieses würden.

„Wozu hilft die Fiction von einer Stabilität dieser Institutionen in Irland, wenn in England selbst täglich die Schläge widerhallen und das Alarmgeschrei ertönt? Umsonst decretirt England in seiner Zufriedenheit mit der Anglicanischen Kirche und der Aristocratie, daß auch Irland damit zufrieden seyn solle, wenn das Elend dieses Landes unaufhörlich gegen Aristocratie und Anglicanische Kirche seine Klagen ausstößt, und unaufhörlich deren Widerhall aus England vernimmt.

„Durch einen Umsturz der Anglicanischen Kirche in Irland befürchtet man auch die Kirche Englands zu bedrohen; deßhalb allein will man auch ihren Fortbestand in Irland. Aber was folgt hieraus? England hört täglich, daß in Irland eine vom Volk gehaßte Kirche bestehe; eine Kirche, die von Gold, Mißbräuchen und Lastern strotze; die jährlich einen Tribut von 22 Millionen Francs zur Bereicherung einiger wenigen Protestanten beziehe, während die große, im tiefsten

Elend schmachtende Masse der Nation nicht einmal einen öffentlichen Cultus habe. England hört solche Reden unter tausend Gestalten täglich wiederholen; jeden Morgen verkündet ihm die Presse neue Thatsachen; heute schreit man über die Sinecuren der Irischen Kirche, morgen über die unermeßlichen Einkünfte der Bischöfe; hier verkündet man einen Aufstand des Volks gegen die Erpressungen des Clerus, dort veröffentlicht man eine Dissertation, worin ohne viele Mühe die Legitimität der Rebellion bewiesen wird. Ist Irland insurgirt, wie soll man den Aufstand beschwichtigen? Diese Frage richtet ganz England an sich selbst. Schlagen etwa die Whigs eine Reform als Heilmittel vor? Man muß darüber discutiren. Umsonst sucht man die von diesen fehlerhaften Institutionen erregte Frage zu umgehen, trotz aller Anstrengungen drängt sie sich unwillkürlich von allen Seiten hervor und stört Englands Ruhe unaufhörlich. Nimmt man zu Bewältigung des Aufstandes seine Zuflucht zur Gewalt, so hallt schnell jeder Schmerzruf von den in Irland errichteten Schaffoten auch in England wider, und peinigt dort mehr als ein Gewissen, welches sonst wohl ein Freund der bestehenden Kirche und ihrer Privilegien seyn mag.

„Man müßte es wahrlich als ein Wunder betrach-

ten, wollte und könnte die Einbildungskraft der Engländer unter solchen Constellationen und über diesen Gegenstand lediglich auf die Betrachtung Irlands sich beschränken. Viele sehen nicht auf den ersten Blick den wesentlichen Unterschied zwischen dem religiösen Zustande Englands und dem von Irland, und sind daher zu dem Glauben geneigt, daß die in Irland obwaltenden ungeheuern Mißbräuche der Kirche auch bei der Kirche Englands in gleichem Maße aufzufinden seien. Besteht nicht in England gerade wie in Irland der Schandfleck kirchlicher Sinecuren? Besitzt nicht hier wie dort die höhere Geistlichkeit ungeheure, alles Verhältniß überschreitende Einkünfte? Ist nicht das Einkommen von 400,000 Fr., dessen der Erzbischof von Armagh genießt, sogar geringer, als das Einkommen von 600,000 Fr., die der Erzbischof von Canterbury bezieht? Ist es nicht gleich absurd in England, wie in Irland, daß die für den Anglicanischen Cultus dienenden Gebäude auf Kosten der Dissidenten gebaut und unterhalten werden müssen? Ist es nicht in England, wie in Irland, ein gleich großes Uebel, daß die Anglicanische Kirche unermeßliches Grundeigenthum besitzt, welches eisern in ihrer Hand liegt, und wovon die Hälfte unangebaut bleibt? Ist nicht in beiden Ländern ein schlechtes Sy=

stem vorherrschend, wonach die Diener der Religion als Friedensrichter ein bürgerliches Amt verwalten und den Körper desselben Menschen, dessen Intelligenz und Seele sie leiten, ins Gefängniß werfen können?

Alle diese und viele ähnliche Fragen sind in England längst erörtert. Und wer erhebt sie? Der Zustand Irlands, das ewige Klagen ausstößt, das sich ewig windet und aufbäumt, um den ihm gewaltsam auferlegten Cultus abzuschütteln und dessen gewaltsamen Fortbestehen ein Ende zu machen. Wie vieler ähnlicher Schreie, die stets dasselbe Echo zur Folge haben; wie vieler ähnlicher Anstrengungen, die stets denselben Gegenstoß herbeiführen, wird es wohl bedürfen, um die in Irland bereits wankende Kirche in England selbst zu erschüttern? Darüber kann man unmöglich mit einiger Bestimmtheit antworten; aber mit Gewißheit kann man behaupten, daß auch die allersolideste Institution außer Stand sei, auf die Länge einer solchen Ursache der Hinfälligkeit und des Umsturzes Trotz zu bieten.

Dieselben Gefahren, welche das gegen Irland befolgte politische System mehr und mehr gegen die Anglicanische Kirche häuft, erwachsen auch täglich mehr und dringender gegen die Englische Aristocratie. Hört man in England unaufhörlich die wiederholte Klage von dem

Bestehen einer eigenthümlichen Menschenclasse in Irland, die man dort schlechtweg die Grundeigenthümer und die Reichen nennt, gegen welche sich unaufhörlich aller Grimm des Hasses und namenlose Verwünschungen alles Volks sich erheben; hört England, daß diese Reichen ihr Vermögen und ihre Macht nur zu Unterdrückung und Beraubung des Schwachen verwenden; daß diese der Nation verhaßten, aber der Kirche befreundeten Grundeigenthümer mit diesen einen Vertrag des Egoismus abgeschlossen haben, der den gänzlichen Ruin des Volks erzielt; hört England, daß diese großen Herren Irlands ohne die mindeste Sympathie für die Leiden des Armen alle Mittel des Luxus und des Hochmuthes lediglich aus dessen Schweiß und Armuth beziehen; hört es jeden Tag wiederholen, daß diese mit allen öffentlichen Gewalten bekleideten Männer die Bürger ganz willkürlich einkerkern, und nach Gesetzen, die sie nicht einmal verstehen, Urtheile fällen, ohne alle moralische Autorität nur den Kerkermeister und den Henker als Hebel des Einflusses gebrauchen, und kraft ihrer Unerfahrenheit, Habgier, Albernheit und des grassesten Egoismus endlich der gesammten Nation so unausstehlich verhaßt werden, daß sie zu der einzigen Alternative sich genöthigt sehen, entweder das Land,

welches sie verabscheut, zu fliehen, oder daselbst in ewiger Furcht zu leben, vielleicht unter dem Beil des Hasses und der Rache zu fallen; hört das Englische Volk solche unbestreitbare Thatsachen von der Presse täglich oft noch mit Uebertreibung berichten, muß es nicht endlich auf den Gedanken gerathen, auch in seinem Lande sich umzusehen, ob nicht die Englische Aristocratie dieselben Vorwürfe verdiene, dieselben Klagen veranlasse, derselben Reform bedürftig sei?

„Die Englische Aristocratie ist ohne Zweifel eine andere, als die Irische. Allein trotz aller guten Meinungen von derselben enthält sie doch der Laster, Gebrechen und Irrthümer genug, und entwickelt so schroffe und widerliche Seiten des Egoismus, daß endlich wohl das Englische Volk zu analogen Klagen und Vorwürfen, wie gegen die Irische Aristocratie, verleitet werden kann. Muß nicht ein Engländer, der von einer Schwäche, einem Fehler, einem Exceß der Englischen Aristocratie leidet, seinen Zustand mit dem Zustande des Irländers unter den Fängen der Irischen Aristocratie vergleichen, und endlich seine Aristocratie ebenso grimmig hassen, wie der Irländer die Irische verabscheut? England, welches, um selbst Anglicanisch und aristocratisch zu bleiben, auch Irland dieß zu bleiben nöthigt, denkt

nicht daran, wie eindringlich und feierlich furchtbar die Stimme eines ganzen Volks ertönen muß, die immer und immer die Worte wiederholt: die Anglicanische Kirche ist der verhaßteste aller Culte, und die Aristocratie die schlechteste aller Regierungen!

„So wird England nicht nur die Anglicanische Kirche und Aristocratie in Irland nicht erhalten können, sondern auch durch alle gegen Irland geführten Streiche sich selbst schmerzlich treffen, seine eigenen Institutionen höchst bedenklich gefährden. Dieser auf England reagirende Einfluß Irlands giebt ihm für schlechte Gesetze einen grimmigen Haß zurück und wächst nicht allein auf moralischem und indirectem Wege.

„Irland weiß gar wohl, daß ihm England die Aristocratie und Anglicanische Kirche nur darum aufbürdet, weil beide zusammen die Seele seiner eigenen Regierung bilden; daher bestrebt es sich auch eifrigst, dieselben Institutionen in England selbst auf alle mögliche Weise anzugreifen und sein bedeutender Antheil an der Repräsentation im Englischen Parlamente verleiht ihm dazu viele kraftvolle Mittel.

„Der Einfluß der Repräsentanten Irlands im Parlamente ist democratischer Natur und muß dieß auch nothwendig seyn. Demnach erscheint es natürlich, daß

die Irischen Repräsentanten jede Gelegenheit begierig ergreifen, durch ihr Votum nicht nur die aristocratischen Institutionen Irlands, sondern auch die Englands im innersten Herzen zu treffen, nicht etwa, als läge ihnen viel am Umsturze der Englischen Aristocratie, sondern lediglich weil sie einsehen, daß der Umsturz oder die bedeutende Schwächung dieser nothwendig auch den Umsturz der erkünstelten Aristocratie Irlands zur nächsten Folge haben müsse. Dieser radicale Character der Irischen Repräsentation übt den seltsamsten Einfluß auf das Geschick Englands und wird in Zukunft nothwendig noch mächtiger darauf einwirken.

„Schon oft ist erwähnt worden, daß England, bleibt es sich selbst überlassen, zu Beibehaltung seiner Institutionen sehr geneigt ist; wenngleich nicht aller in ihrer ganzen Vollständigkeit, doch wenigstens der hauptsächlichsten, und ungefähr wie sie jetzt sind. Es ist ebenso gewiß, daß im jetzigen Parlamente die Stimmen der Englischen Deputirten unfehlbar der conservativen Partei die Majorität ertheilen würden. Woher kommt es denn, daß diese Partei nicht an der Spitze der Regierung steht? Weil bei dem jetzigen Zustand der Theilung die rein Englischen Parteien an Zahl beinahe sich gleich sind; aber die Irländischen Deputirten den Whigs

die Obermacht sichern, sobald sie auf deren Seite treten. So hält wohl England das arme Irland unter seinem Joch, allein das arme Irland übt dafür so gewaltigen Einfluß auf das mächtige England, daß dieses genöthigt ist, auf die Regierung, welche es vorzieht, zu verzichten und der Partei sich zu überlassen, durch welche es im Allgemeinen eigentlich nicht repräsentirt wird.

„Wie sehr auch das conservative England für die Ruhe geneigt ist, so würde es doch keineswegs unbeweglich bleiben, wenn es seine eigenen Bewegungen willkürlich leiten und modificiren könnte. Die Natur seiner Regierung, seine Gewohnheiten der Freiheit, der aus seiner Religion in seine Sitten übergegangene Geist der Discussion, alle seine Interessen, die zu scheu und furchtsam sind, um viele Zugeständnisse zu machen, und dabei doch zu aufgeklärt erscheinen, um gar nichts zu bewilligen, seine ganze Lage und Constellation würde es zu einer langsamen, friedlichen und fortschreitenden Reform seiner Institutionen führen.

„Allein während England gern langsam und vorsichtig auf der Bahn der Reformen fortschreiten möchte, sieht er sich zur Eile, zu großen Schritten genöthigt. Und woher kommt dieser Zwang? Von dem Antheil

des Volkes an der Nationalrepräsentation, dem es sonst in Allem Gesetze vorschreibt. Es ist jetzt bis zur Evidenz ermittelt, daß die berühmte Reformbill von 1832 durch die Repräsentanten Englands allein niemals angenommen worden wäre, und daß sie ihren Triumph lediglich den Stimmen der Irischen Deputirten verdankt. Bei genauerer Ansicht der Dinge muß man wohl auf den Gedanken kommen, daß Irlands democratischer Einfluß in dem Englischen Parlamente täglich nach demselben Verhältniß wachse, in welchem Englands Einfluß sich vermindert. Bei den letzten Wahlen von 1837 bemerken wir schon, daß das gegen die Reform reagirende England eine größere Zahl von Conservativen und Irland eine größere Zahl von Radicalen wählt. Und Alles verkündet, daß die parlamentarische Repräsentation beider Länder diese beiden entgegengesetzten Tendenzen noch lange verfolgen wird, indem die große Frage zwischen dem ernsten Interesse Englands zur langsamen Fortschreitung in der democratischen Bewegung, und dem gewaltigen Bedürfniß Irlands zur Hast und Eile täglich wichtiger und dringender hervortreten wird.

„Kann aber nicht zwischen den beharrlichen Leidenschaften des Angriffs und den zum Widerstand ent-

schlossenen Interessen eine furchtbare Collision plötzlich ausbrechen? Muß nicht der entschiedene Wunsch Englands nach einem Halt auf der Bahn, wohin es Irland täglich gewaltiger fortschiebt, endlich einmal bei dem Englischen Volke zu einem äußersten Entschlusse antreiben? Alle Anzeichen sind vorhanden, daß England bereits des beständigen Bugsirtwerdens von Irland insgeheim sehr überdrüssig ist. Der Gedanke, unter einem solchen Einflusse zu stehen, belästigt es, schmerzlich verletzt fühlt sich sein Stolz, daß seinem natürlichen Gange Hindernisse von einem Volke entgegengesetzt werden, welches es zu verachten gewöhnt ist. Ueberdieß werden die conservativen Interessen Englands bei jedem neuen Angriff lauter, und rufen täglich stürmischer zu den Waffen. Da jeder Reform eine neue Reform, jeder Concession eine neue Concession auf dem Fuße folgt, so muß wohl eines Tages die Aristocratie mit Recht oder mit Unrecht auf den Gedanken kommen, daß sie nun nichts mehr zu bewilligen, in nichts mehr nachzugeben habe, und auf die einzige Alternative hingewiesen sei, entweder sich zu widersetzen, oder zu seyn aufzuhören.

„Könnte dann nicht der Fall eintreten, daß die von Natur am meisten zum Frieden geneigte Partei

eines Tages die Bemerkung machte, es sei kein Heil mehr möglich, als nur in dem Kriege? Könnte sie nicht, in der Ueberzeugung, daß man sie umbringen werde, wenn sie nicht dagegen sich aufrichte, gegen ihren Feind zu offenem Kampfe sich erheben, sogar auf die Gefahr hin, plötzlich und gewaltsam dabei sterben zu müssen?

„Dabei handelte es sich nicht allein von einer Collision zwischen England und Irland, zwischen den Interessen und Leidenschaften der beiden Völker im Ganzen, sondern eine zweite Collision würde nothwendig zwischen den Parteien Englands selbst entstehen, indem Irland eine dieser Parteien stützt, die andere im innersten Leben gefährdet.

„In England gehört der Ruf: zu den Waffen! und die Entscheidung durch die Gewalt keineswegs zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Parteien, und man kann wohl sagen, daß in diesem Lande in der Regel Alles auf constitutionelle Weise entschieden werde. Allein wer vermöchte zu versichern, daß England den legalen Weg niemals verlassen werde?

„Wer England im J. 1832 beobachtet hat, wird über diese Frage sehr zweifelhaft werden. In jener Epoche hatte der Widerstand der Torypartei in dem

ganzen Lande so glühende und einstimmige Leidenschaften für die Reform erweckt, daß man England am Vorabend einer Revolution zu sehen glauben mußte. Man sprach laut und offen von Insurrection; bereits wurden Feldzugspläne eingeleitet; man bezeichnete die Führer; man sagte sogar, daß für die Nationalarmee schon Waffen in Bereitschaft gesetzt würden. Die Aristocratie gab nach und der überfluthende Strom kehrte in sein Bett zurück; aber was wäre geschehen, wenn sie den Fluthen des Volks beharrlichen Widerstand geleistet hätte?

„Wäre der Fall jetzt undenkbar, daß dasselbe Englische Volk, welches für Erlangung von Reformen in so glühende Aufregung gerieth, nun ebenfalls sich erhöbe, um dem Fortschritte der Reformen Einhalt zu gebieten?

„Schon im Jahr 1835, in der Epoche, als sich Englands Reaction gegen die Bewegung von 1832 bemerklich machte, ließ die conservative Partei in ihrer Ungeduld über die von den stets am Ruder sitzenden Whigs verkündeten Reformen wiederholt ein Kriegsgeschrei vernehmen. Es handelte sich von nichts Geringerem, als von einem Aufruf der Edlen und Ritter gegen die Rundköpfe. Dieser Aufruf hatte damals keine

Folgen. Will man aber deßhalb behaupten, daß er stets fruchtlos bleiben, niemals zur That werden könne?

„Auf diese Weise kann der stürmische Wind Irlands, der democratische Luft fort und fort nach England hinüberbläst, dieses endlich in alle Chancen eines Bürgerkriegs gleichsam nothgedrungen verwickeln. Auf diese Weise erzeugt der Frevel, auf Irland eine verhaßte und unglückliche Regierung lasten lassen zu wollen, für England selbst eine Art von Druck und Zwang. Auf diese Weise sieht sich England, weil es den Irländern seine Institutionen gewaltsam aufdringen will, mit dem Verlust seiner eigenen Verfassung bedroht. Von welcher Seite man auch diese Dinge betrachten möge; immer erscheint diese Lage höchst seltsam und ernst, schrecklicher für Irland, imposanter für England, mit mehr Verantwortlichkeit für jenes, mit mehr Gefahren für dieses belastet; einfacher, obgleich mühevoller, für Irland, welches bei der Einheit seines Interesses und seiner Pflicht in der Wahl seines Weges nicht zweifelhaft werden kann, müßte es auch mit Blut bedeckt über Foltern und Schaffote vorwärts schreiten; complicirter für England, das, mit tausend verschiedenen Lasten beschwert, nicht mehr weiß, soll es das Gewicht Irlands ertragen, oder abwerfen; welches, in jedem

Kampfe mit Irland seines Sieges gewiß, doch immer nur unfruchtbare Siege erkämpft und durch den Ruin dieses unglücklichen Landes sich selbst mehr und mehr zu Grunde richtet; und mitten in seiner Härte gegen diese Insel, an seiner eignen Sache unaufhörlich zweifelnd, bald von seinem Egoismus fortgetrieben, bald von seinem Gewissen zurückgehalten, umsonst sich bemüht, stets klug und gewandt und stets gerecht zu bleiben. Eine unermeßliche, mit Finsterniß verhüllte Lage, wobei auch der schärfste Geist sich verirren kann, die Seele von Furcht und Ahnungen erschüttert wird! Findet sich doch, daß Alles, was die Gegenwart als nothwendig erheischt, zugleich unmöglich ist; müssen wir doch erkennen, daß die nächste Zukunft nur traurige und unvollständige Lösungen uns bieten könne, bis zu jenem mehr oder minder entfernten Tage, wo das die ganze Welt bearbeitende democratische Princip, welches nicht allein durch Irlands Leidenschaften, sondern auch durch die allgemeine Bewegung der gesammten Menschheit über England sich verbreitet hat, auch die Englische Aristocratie umgestürzt haben wird; bis dadurch die für Irland einzig erträglichen Institutionen auch in England eingeführt, Uebereinstimmung und Eintracht zwischen den beiden Völkern möglich gemacht haben

werden, diesen Völkern, die zu einem gemeinschaftlichen Leben verdammt sind, und jetzt weder sich trennen, noch sich vereinigen können.

„Inmitten all dieses Elendes, aller dieser Verwicklungen und Gefahren erblickt dennoch das Auge des Forschers am Horizont eine heitere Stelle für seinen Trost.

„Woher kommen für England diese Verlegenheiten, diese Gefahren und diese Schwierigkeiten, welche sogar seine größten Staatsmänner für beinahe unlösbar erklären? Von Irland, dem unglückseligen, unterdrückten Irland, gegen welches England die Eroberung einst auf so egoistische und harte Weise geltend machte; welches England seiner politischen Freiheit beraubte, um es noch grausamer an seiner politischen Freiheit antasten zu können; von demselben Irland, welches seit sechs Jahrhunderten unter einem mehr als eisernen Joch gehalten und scheußlicheren Verfolgungen unablässig ausgesetzt war, als der sinnreichste Despotismus bei irgend einem Volke und in irgend einer Zeit erfunden hat.

„Und dieses durch so ungeheuern Druck fast vernichtete, durch so ungeheure Sclaverei in den Staub getretene Volk; dieses so oft verstümmelte, zerrissene, von England mit Füßen getretene Volk; dieses un-

glückselige Volk, ein Opfer aller Geißeln des auswärtigen und des bürgerlichen Krieges, der Metzeleien und des Exils, des mordenden Schwertes, des bestechenden Goldes, des verfolgenden Gesetzes; dieses von ewigen Convulsionen zerrissene, von jährlich wiederkehrender Hungersnoth decimirte Volk; dieses Volk der Armen; dieses Volk in Lumpen; dieses Volk der Sclaven wird jetzt für seinen Tyrannen eine Verlegenheit und eine Gefahr!

„Wahrlich, diese Erscheinung bietet für die Könige und für die Völker einen ernsten Stoff zum Nachdenken. Erhellt nicht daraus, daß Gewalt und Bestechung schlechte Regierungsmittel sind? Erhellt nicht daraus, daß alle Politik, soll sie eine gute seyn, damit anfangen müsse, daß sie ehrlich ist und honett, und daß man bei der Kunst, die Völker zu lenken ebenso gut, wie bei der Wissenschaft der Individuen zur Bestimmung des eigenen Betragens, den Begriff von Gerechtigkeit niemals von der so hochgerühmten Gewandtheit und Feinheit trennen dürfe?

„Wir erblicken in diesem Augenblick bei zwei großen, durch den Ocean getrennten Völkern zwei der Aufmerksamkeit der ganzen Welt höchst würdige Phänomene derselben Natur.

„Die Vereinigten Staaten von Nordamerica sind ohne Widerrede das glücklichste Volk der Erde; in keinem andern Lande sind alle Bedingungen und Verhältnisse weder so gleich, noch so glücklich; kein anderes Land eilt so raschen Schrittes der Macht entgegen, welche Reichthum und Industrie verleihen; nirgends erscheint der Fortschritt der Humanität so beharrlich, so außerordentlich. Indessen zeigt sich im Schooß dieses wundervollen Glückstandes, das so süß aller Welt entgegen strahlt, ein gräßlicher Flecken; dieser so junge, so gesunde, so kraftstrotzende Körper leidet an einer scheußlichen und tiefen Wunde: die Vereinigten Staaten haben Sclaven. Und umsonst bemühen sich Religion und Humanität mit der bewunderungswürdigsten Tugend in diesem christlichen Lande um die Heilung dieses unglückseligen Uebels; dieser pestartige Aussatz greift um sich, steckt mit seinem Gift die reinen Institutionen an, verdirbt das Glück des lebenden Geschlechtes, und entwickelt den Keim des Todes in einer lebenvollen Gesellschaft.

„In demselben Augenblick, wo die Vereinigten Staaten Nordamericas ohnmächtige Anstrengungen machen, um die schwarze Race, deren Sclaverei sie stört, verwirrt und erniedrigt, los zu werden, erschöpft sich in

Europa die in der Regierungskunst vielleicht geschickteste Nation die Englische, in fruchtlosen Anstrengungen, von dem Lande sich zu befreien, auf dessen gänzliche Eroberung sie sechs Jahrhunderte verwendete, und krümmt sich umsonst unter dem Jammer und Elend seiner Sclaven.

„Und wie kamen diese beiden Völker in eine so ähnliche traurige Lage? Ganz auf demselben Wege: anfänglich durch Gewaltthat, dann durch eine lange Reihe von Ungerechtigkeiten; diese sind ja in der Regel die natürliche Nachkommenschaft jener.

„Zwar strebten America und England, und streben noch nach der Möglichkeit, diese unglückseligen Bahnen verlassen zu können, an deren Ende sie nur Abgründe erblicken. Aber es ist nicht so leicht, plötzlich eine verhängnißreiche Bahn zu verlassen, durch deren Finsternisse man so lange Zeit wandelte; so lange Verirrungen erheischen noch längere Umwege. Haben öffentliche und feierliche Verletzungen der Moral und der Gerechtigkeit Jahrhunderte hindurch gedauert; so dauert die von ihnen verursachte tiefe Störung der moralischen Ordnung noch lange nach ihrem Aufhören fort. Es genügt nicht, daß der Tyrann, der die Tyrannei seinem Interesse für angemessen hielt, plötzlich seinen

Irrthum erkenne, er kann nicht ebenso plözlich aufhören, an seiner eigenen Ungerechtigkeit zu leiden. Es hängt nicht von der größern oder mindern Intelligenz des Egoismus ab, die Verantwortlichkeit für seine Handlungen abzukürzen, zu endigen oder zu verlängern. Wo Druck bestand, wird der Unterdrücker unwiederbringlich gezüchtigt. Dieses Gesetz ist ewig und streng; aber es ist gerecht und schön, und fühlt sich glücklich in der Ueberzeugung, daß Egoismus, Ungerechtigkeit und Gewaltthat stets unfehlbar Genugthuung geben, wieder gut machen, der Strafe unterworfen bleiben müssen.

„Es giebt zwar Leute, welche glauben, daß Individuen wie Völker durch eine Art von Fatum zum Verbrechen hingerissen würden. Diese Ansicht der Dinge ist ebenso falsch, als beleidigend für die Menschheit; denn indem man diese von dem Vorwurf des Verbrechens befreien will, entkleidet man sie auch unmittelbar aller Vorzüge der Tugend. Die Verbrechen und Laster der Völker sind gleich den Verbrechen und Lastern der Individuen nicht Resultate einer Nothwendigkeit, sondern Acte der Freiheit. Es giebt nur eine Nothwendigkeit: die Folge der Verbrechen und Laster; nur ein Verhängniß: die Büßung und Bestrafung dafür."

2.

Die Frage des Orients.

Nach Saint-Marc-Girardin.

Dritter Artikel.

Ist der Krieg in der That ausgebrochen zwischen der Türkei und Aegypten? Ist Blut geflossen an den Ufern des Euphrat? Ist sie endlich zu einer entscheidenden Crisis gelangt, die Frage des Orients? Noch hoffen wir, daß es den Bemühungen der Diplomatie gelingen wird, das Schwert wieder in die Scheide zu bringen; noch hoffen wir, daß der Frieden der Welt nicht dem Zufall der Ereignisse preisgegeben wird. Allein unsere Hoffnungen können uns täuschen; vielleicht ist der Würfel gefallen; vielleicht schon haben sich die Schwerter berührt. Möge der Funke, der aus dem Zusammenstoß gesprungen, nicht einen ungeheuern Brand entzünden!

Erklären wir zuvörderst schnell die Frage, welche jetzt zwischen der Türkei und Aegypten zur Entscheidung kommt. Seit 10 Jahren war es das Unglück der Türkei, daß ihre Feinde sehr thätig und ihr sehr nahe waren, und daß ihre Freunde selbst im Augenblick des

Handelns indolent, unentschlossen und fern von ihr sind. Daher die vielen sich häufenden Unglücksfälle.

Man entsinnt sich des Kriegs von 1828 und 1829 gegen Rußland und des unglücklichen Vertrags von Adrianopel. Damals hatte die Türkei zwei Freunde, auf welche sie zählen konnte, zwei Verbündete, die ein Interesse an der Aufrechthaltung ihrer Macht hatten und sich über Unglücksfälle der Russischen Armee freuten: England und Oesterreich sind die eigentlichen Schutzmächte der Türkei. Was thaten sie im J. 1829? Sie unterhandelten den Vertrag von Adrianopel, der die Türkei zu Grunde richtete. Ich weiß, daß Oesterreich und England, um mehr zu thun, die Mitwirkung Frankreichs forderten, die ihnen nicht ertheilt ward. Sei dem, wie ihm wolle, das Resultat dieser Zögerung war, daß die Türkei, von Oesterreichs und Englands Wohlwollen ermuthigt, und ohne Zweifel glaubend, daß von Seiten solcher Mächte das Wohlwollen sich auf mehr erstrecken werde, als auf bloße Wünsche, sich im entscheidenden Augenblicke von ihren Freunden verlassen sah, die nichts wagen wollten, um sie zu retten, um die eigene Zukunft zu retten, vorwärts getrieben und vereinsamt gelassen, wie sie war, gezwungen, sich Rußland auf Gnade und Ungnade zu überliefern. Im

Kriege von 1828 und 1829 hatte die Türkei zum erstenmal eine Probe von der Unentschiedenheit ihrer Freunde und der Kühnheit ihrer Feinde erhalten. Die zweite Probe dieser grausamen Wahrheit sollte ihr im Syrischen Kriege 1832 werden. Nach der Schlacht von Koniah, im Monat December 1832 hatte der Sultan gegen den Aegyptischen Sieg Englands Hülfe angerufen. Er konnte auf dieselbe hoffen, denn man hatte Aussicht dazu gegeben, und zudem liebte ja England den Vicekönig von Aegypten und jene Macht nicht, die sich zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Indischen Ocean erhebt. Man füge hinzu, daß der Sultan in diesem bedenklichen Momente einen Beschützer bedurfte, gleichviel welchen, und daß er, an England gewendet, den Beschützer angerufen hatte, der das meiste Interesse dabei hat, die Türkei gegen Rußland und Aegypten, die beiden drohendsten Gefahren für Englands Zukunft in Schutz zu nehmen. Das Englische Cabinet wollte im Jahre 1832, zwei Jahre nach der Revolution von 1830, wo aller Saamen zum Kriege in Europa keimte, nicht eine Vormundschaft zu übernehmen wagen welche ihm sehr lästig werden konnte. Es fürchtete, daß eine Beschützung der Türkei gegen Aegypten zugleich ein Angriff gegen Rußland sei, und einen Eu-

ropäischen Krieg entzünden könne. Vielleicht war dieß recht vorsichtig gehandelt; aber gewiß war diese Vorsicht der Türkei auch verderblich. Von ihrem natürlichen und legitimen Beschützer verlassen, sah die Türkei sich gezwungen, Rußland um Schutz zu bitten, und dieses zauderte nicht, seinen Schutz zu wagen. Es übernahm die Tutel der Türkei gegen Aegypten, und erwarb sich durch den Vertrag von Chunkiar-Iskelessi alle Vortheile dieser Tutel.

Der Vertrag von Chunkiar-Iskelessi machte die Türkei zum Vasallen des Russischen Reichs, und beschleunigte demzufolge das Uebel, dem vorzubeugen England ein so großes Interesse hatte: den Sturz des Ottomanischen Reichs. Das Arrangement von Kutahia zwischen Aegypten und der Türkei, welches dem Vertrage von Chunkiar-Iskelessi um einige Monate voranging, gab Syrien dem Pascha von Aegypten. Es vermehrte demzufolge die Macht des Vicekönigs von Aegypten, was für England ein noch größeres Uebel war. So versetzten diese beiden Verträge England zwei bedeutende Wunden; denn der eine befestigte das, was England gern schwach erhalten möchte, Aegypten nämlich, und der andere schwächte, was es consolidiren und befestigen will, die Türkei. Bei diesem doppelten Ver-

träge hat auch Frankreich viel verloren, obgleich weniger als England. Es verlor beim Vertrag von Chunkiar-Iskelessi, denn es hat ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Ottomanischen Reichs; allein es gewann beim Vertrag von Kutahia, denn es hat ein Interesse an Aegyptens Größe.

Seit Abschluß dieser beiden Verträge sind sechs Jahre verflossen. Wozu wurden diese sechs Jahre von der Türkei und Aegypten, von England und Rußland, von Frankreich und Oesterreich verwendet?

Die Türkei will die Wirkung des Vertrags von Kutahia zerstören; Aegypten will dessen Wirkungen erweitern. Wir werden sehen, wie man sich von beiden Seiten benommen hat, um zum Ziel zu gelangen.

England will die Wirkung des Vertrags von Chunkiar-Iskelessi zerstören und Rußland ihn befestigen.

Frankreich und Oesterreich wollen dem Zusammentreffen zwischen der Türkei und Aegypten vorbeugen, damit daraus nicht ein Krieg zwischen Rußland und England entstehe, und aus diesem Kriege ein allgemeiner Krieg werde. Frankreich und Oesterreich sind die vermittelnden Mächte.

Die Arbeit der seit 1833 verflossenen sechs Jahre bezieht sich also für die Mächte, welche in den beiden entscheidenden Verträgen dieses Jahrs verloren haben, darauf, dieselben zu zerstören, oder wenigstens auf das zu restituiren, was sie vor 1833 waren; und für die Mächte, welche dabei gewonnen haben, die Wirkung dieser Verträge auszudehnen und zu befestigen. Wenden wir uns nun zu den Details.

Die Türkei versuchte Aegypten Syriens durch die Empörung der Drusen zu berauben. Ibrahim Pascha wußte aber seine Eroberung zu bewahren, und sein Vater Mehemed-Ali hat nie gezaudert, Alles zu thun, um Syrien zu erhalten. Er weiß, von welcher Wichtigkeit dieß Land Aegypten ist; auch kennt er so gut wie irgend Einer die Gesetze dieser Art providentieller Geographie, welche ein Land an das andere ketten, die da verlangen, daß Syrien und Aegypten unter ein und demselben Scepter stehen, die das eine zum Schlüssel des andern machen, die Alexander vor zweitausend Jahren bestimmten, erst nach Aegypten zu marschiren, ehe er sich das obere Asien unterwarf, und auch Napoleon zu dem Entschlusse brachten, die Eroberung von Saint-Jean d'Acre zu versuchen. Es waren dieß dieselben geheimnißvollen, gebieterischen Ge-

seze, welche den Krieg zwischen den Lagiden Alexandriens und den Seleuciden Antiochiens entzündeten. Aegypten ist nur dann ein Reich, wenn es Syrien hat. Bis zur Eroberung Syriens war Mehemed-Ali, trotz aller seiner Prätentionen, doch nichts als ein Pascha. Seit dieser Eroberung ist er ein Monarch. Daher das Interesse der Pforte, ihm diese Provinz zu rauben, die ihn krönt, und sein Interesse, sie zu bewahren. Der Empörung gelang es nicht, sie ihm zu rauben; wird der jezt beginnende Krieg darin erfolgreicher seyn?

Nach den Briefen aus Alexandrien soll sich die Türkische Armee bei Byr am obern Euphrat in ihren Bewegungen mit den Truppen verbinden, welche der Pascha von Bagdad herbeiführt. Demnach soll die Türkei, dem Euphrat entlang vom Persischen Golf bis nach Klein-Asien aufgestellt, Aegypten von der östlichen Seite angreifen. Es ist der alte Kampf, welcher sich zu erneuern scheint, der Kampf zwischen den Arabischen Stämmen und den Stämmen von Ober-Asien, zwischen Cambyses und Aegypten im Alterthume; zwischen Bagdad und Caïro im Mittelalter; nur trug in diesem unvergeßlichen Kampfe zwischen dem Euphrat und dem Nil, in diesem Kampfe, wo

es galt, zu wissen, wem Syrien und der Libanon gehören solle, als der Euphrat an seinen Ufern die Stämme in Schlachtreihe sah, welche vom obern Asien kamen, noch unverweichlicht durch die Berührung der Civilisation, gewöhnlich der Euphrat den Sieg davon. Aber als diese Türkischen, Medischen, oder Scytischen Stämme, mit welchen Namen die Geschichte sie abwechselnd bezeichnet, zu frühzeitig nach Bagdad, Persepolis oder Babylon gelangten; als sie die ursprüngliche Energie ihrer Berge verloren hatten, dann ward der Sieg ungewiß. Gegenwärtig bei dem geschwächten Zustande der Türkischen Armee, in ihrer halb civilisirten, halb barbarischen Gestaltung sind alle Chancen des Erfolgs für Aegypten.

Gerade weil Mehemed-Ali die Kräfte und Schwäche seines Gegners kennt, will Mehemed-Ali die Folgen des Vertrags von Kutahia erweitern und entwickeln; will er seine Unabhängigkeit proclamiren, und eine erbliche Monarchie in Aegypten gründen. Wer widersetzt sich diesem Plane? Alle Welt, aber in verschiedenartigem Grade des Widerstands.

Es war im Monat August des vergangenen Jahres, als Mehemed-Ali den Europäischen Consuln seine Absicht verkündigte, sich unabhängig erklären zu wol-

len. Frankreich war die erste Macht, welche sich energisch dieser Erklärung entgegensetzte. Vielleicht gebührte es ihr auch, die Initiative zu ergreifen: denn sie ist es, die mit der größten Unparteilichkeit sprechen, sie ist es, deren Wohlwollen der Vicekönig am wenigsten in Zweifel ziehen kann. Der Generalconsul stellte dem Vicekönig vor, daß die Proclamation seiner Unabhängigkeit zugleich als Brandfackel des Krieges gelte, und daß die Europäischen Mächte sich dem entgegensetzen würden, sei es auch mit Gewalt. Die Consuln von England, Oesterreich und Preußen unterstützten diese Erklärung lebhaft im Namen ihrer respectiven Regierungen.

Merkwürdig war die Erklärung Rußlands. In dem Falle, lautete sie, daß der Vicekönig seine Unabhängigkeit proclamirt, und die Flotten Frankreichs und Englands die Küsten Aegyptens und Syriens zu dem Zwecke blokiren würden, um die Widerrufung dieser Unabhängigkeitserklärung zu erlangen, wird Rußland keine Demonstration zur Unterstützung der Pforte machen; allein wenn im entgegengesetzten Falle die Flotten Frankreichs und Englands neutral blieben, dann würde sich Rußland, auf deßfallsiges von der Türkei gestelltes Gesuch, genöthigt sehen, dieselbe dem Ver-

trage von Chunkiar-Iskelessi gemäß zu unterstützen. Diese Erklärung ward Mehemed-Ali durch den Generalconsul von Rußland ertheilt, auch wie wir glauben, durch die Russischen Minister den Cabinetten von Paris, London und Wien mitgetheilt. So war Rußland gleich von Anfang an bemüht, seine Sache von der der andern Mächte zu trennen, seinem Princip getreu, die Angelegenheiten des Orients stets als solche zu betrachten, die von denen Europas unabhängig sind. Im J. 1828 proclamirte es in seinem Manifest vom 23. April: „daß kein Pactum der Garantie, keine politische Solidarität das Schicksal des Ottomanischen Reichs an die wiederherstellenden Stipulationen von 1814 und 1815 knüpfe." Es hat diese Maxime nicht vergessen, welche den Orient außerhalb des Europa gemeinsamen Rechts, außerhalb des Kreises des Europäischen Gleichgewichts stellt. Rußland in Europa ist eine Europäische Macht, um die Bewegungen des liberalen Geistes zu bewachen, wie zu den Zeiten der heiligen Alliance; aber im Orient will es Orientalische Macht bleiben, das heißt ehrgeizig nach Belieben. Dieß ist das Princip seines Benehmens in Cairo: es will vor Allem seine Politik von der seiner Rivalen trennen. Wenn der Vicekönig Frankreich und

England gegen sich hat, dann will Rußland neutral bleiben, und vielleicht befreundete Macht werden.

Allein, wenn der Vicekönig Frankreich und England auf seiner Seite hat, dann wird Rußland der Verbündete der Ottomanischen Pforte; es ist der Feind des Vicekönigs. Das System, welches Rußland im Orient befolgt, besteht darin, nie mit denen zu seyn, die für England sind, und es wird den Vicekönig, oder die Pforte beschützen, je nachdem England die Pforte oder den Vicekönig in Schutz nimmt.

Die Erklärung der Europäischen Consuln erzürnte den Vicekönig sehr. Mehemed-Ali ist alt; er besitzt den Ehrgeiz, den bedeutende Männer in seinem Alter hegen, den Ehrgeiz, etwas begründet zu haben; er will ein Reich geschaffen und eine Dynastie gegründet haben. Er liebt seine Familie. Wenn man von seinen Kindern, und vor Allem von seinem Liebling Saïd-Bey spricht, dann erheitern sich seine gewöhnlich ernsten Züge. Der Stolz des Ehrgeizigen und die Zärtlichkeit des Familienvaters empören sich in gleicher Weise bei dem Gedanken, daß nach seinem Tode sein Reich zerstört und seine Familie beraubt werden solle. Die Hindernisse, welche Europa seiner Unabhängigkeit in den Weg legte, verursachten ihm lebhaften Verdruß,

und er antwortete den Consuln durch eine Verbal-Note (denn diese diplomatischen Unterschiede sind dem alten Vicekönig vertraut) voll Zorn, und doch auch voll Würde und Größe. Eine Deutsche Zeitung veröffentlichte im Monat September einige Stellen daraus, die wir hier wiederholen wollen.

„Der Pascha, so hieß es in dieser Note, vertraut fortwährend auf die guten Absichten der vier Mächte gegen ihn. Er bedauert, dieselben gegenwärtig seinen Ansichten entgegenstehend zu finden; sagt ihnen aber voraus, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo sie ihre Meinungen ändern werden. Zudem hofft er, daß die Frage der Erblichkeit günstig entschieden wird. Er wird sich zufrieden geben, wenn sie in freundschaftlicher Weise und auf dem Wege der Unterhandlungen beendigt wird; aber wenn dieß nicht gelingen und er sich gezwungen sehen sollte, seine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, dann wird er nicht allein die Erblichkeit, sondern die völlige Unabhängigkeit Aegyptens erklären. Er ist fest entschlossen, sich nicht von den Europäischen Mächten der Pforte überliefern zu lassen. Er ist alt und hat vielleicht nichts Besseres mehr zu thun, als lieber ehrenvoll im Kampfe zu unterliegen, ehe er seine Familie, seine Diener und dieß

ganze Volk, welches so viel für ihn gethan hat, dem Zufall der Ereignisse preisgiebt. Er war während seines Lebens genöthigt, viel Blut zu vergießen, um zu thun, was er gethan, zu erlangen, was er besitzt; er will nicht, daß dieß Blut vergebens geflossen sei.

„Uebrigens stimmen ja seine Ansichten mit den Interessen und der Politik Europas überein. Warum ihn daher opfern? Zwar bekennt er sich nicht zu ihrer Religion; aber auch er ist Mensch, und man muß ihn menschlich behandeln, d. h. gestatten, daß er an die Zukunft seiner Kinder denke, deren Glück er befestigen will.

„Wenn die großen Mächte diese Gründe nicht billigen, wenn sie der Stabilität des gegenwärtig in Aegypten bestehenden Zustandes der Dinge keine Garantie verleihen wollen, wenn man ihn darauf reducirt, nur noch Rath bei sich selbst zu holen; dann ist er entschieden, den Rest von Leben und Kraft, der ihm noch bleibt, dahinzuopfern, einer Ungewißheit ein Ende zu machen, die ihm unerträglich ist, weil sie hauptsächlich auf seinen Kindern lastet.

„Uebrigens weiß er recht wohl, daß er unterliegen muß, wenn die Mächte einverstanden sind, ihn zu überwältigen; allein sie stehen auf einer zu hohen Stufe von

Größe, daß ein solcher Sieg zu ihrem Ruhme beitragen wird, und er hegt sogar die Ueberzeugung, daß die Folgen dieses Sieges sie selbst in Verlegenheit bringen könnten. Er selbst hat 95 Chancen gegen und 5 für sich; doch was thut das! Gar wunderbar fallen im Kriege die Würfel, und wenn der Zufall sie zu seinen Gunsten wendet, so will er den Mächten die Sorge überlassen, die Folgen eines Sieges zu bedenken, den zu mäßigen Niemand mehr ein Recht habe."

Nach dieser festen, energischen Antwort, in dem Augenblicke, wo man glaubte, daß der Krieg lebhaft beginnen werde, faßte Mehemed=Ali plötzlich einen sonderbaren Entschluß: er verkündigte, daß er nach dem Sennaar, nach Fozaglo, zwischen dem 10. und 11. Gr. der Breite reisen werde, um die Goldminen von Fachiangora auszubeuten: „Und wenn ich mit vielem Gold zurückkehre, sagte er zum Französischen Consul, wozu soll mir dann das Europas dienen? Was bedarf ich dann eures Handels? Was habe ich dann von eurer Blocade zu befürchten? Sollte ich dann nicht euch alle entbehren können?" Dieser Entschluß setzte alle Welt in Erstaunen. Ein Greis von 70 Jahren begab sich in die heiße Zone, verließ seine Familie, seinen Palast, kehrte Europa in dem Augenblick den

Rücken, wo es sich darum handelte, die Unabhängigkeit Aegyptens zu proclamiren, ganz Europa zum Trotz; legte 500 Lieues zurück, trotzte den Beschwerden der Reise und des Climas, gab Aegypten allen durch seine Abwesenheit entstehenden Zufälligkeiten preis, und dieß Alles, um Gold zu suchen! Welch ein sonderbares Unternehmen! Es lag unstreitig etwas Türkisches in dieser Sucht, seinen Schatz zu vermehren, denn Schätze gehören zu den Gebräuchen des Orients; allein er zeigte sich auch als Türke, der den Divan von Constantinopel kennt, und welcher weiß, daß, wenn er viel Gold zu verschenken hat, er auch die gewünschte Erblichkeit erlangen kann. Allein er bewährte sich auch durch diesen plötzlichen Reiseentschluß als ein geschickter Staatsmann. Hinter sich ließ er seine unveränderliche Unabhängigkeitserklärung; er entging allen diplomatischen Gesprächen und Ausgleichungen. War er gegenwärtig, so mußte er seinen Willen unaufhörlich wiederholen, verändern, mit den Consuln commentiren. Abwesend verblieb derselbe in ganzer Kraft. Während seiner Reise gewöhnte sich die Europäische Diplomatie nach und nach daran, diesen Willen als eine Thatsache zu betrachten, die man annehmen müsse.

Er kehrte, wenn ich nicht irre, im Februar dieses

Jahres zurück. Europa nahm die Idee von Mehemed-Alis Unabhängigkeitserklärung nicht an; allein Viele sahen damals schon ein, daß es unmöglich wäre, ihm nicht wenigstens die Erblichkeit zuzugestehen. War es nicht Europas Interesse, Aegyptens Ruhe zu sichern? Wer kann denn gewinnen, wenn Aegypten in den Chaos zurückfällt? Müssen wir nicht wünschen zu sehen, wie die Civilisation wieder nach und nach Besitz nimmt von allen Küstenländern des Mittelländischen Meers? Die Civilisation hat, Dank sei es unsern Waffen, Fuß gefaßt in Africa, in Aegypten durch Mehemed-Ali, in Griechenland durch den Vertrag von London (1827), in Constantinopel durch die heilsamen vom Sultan versuchten Reformen. Es wäre traurig, zu denken, daß Aegypten nach Mehemed-Alis Tode der Barbarei von Neuem verfalle. Auch ist die Erblichkeit Aegyptens in der Familie Mehemed-Alis ein erworbene Thatsache, und seine Kinder werden sich alle mögliche Mühe geben, sie sich zu erhalten. Welcher Pascha würde sie ihnen streitig machen? Ich füge hinzu, daß diese regelmäßige, friedliche Manier neue Staaten zu schaffen, eine der Maximen unserer Zeit zu seyn scheint. Auf diese Weise wurde Griechenland nach und nach ein unabhängiges Königreich; so erlangten die Moldau und

Walachei durch eine Reihenfolge von Verträgen eine Unabhängigkeit, die sicher weit größer ist in Beziehung auf den Sultan, ihren ehemaligen Herrn, als auf den Kaiser von Rußland, ihren neuen Beschützer. Die Anerkennung der Erblichkeit Aegyptens in der Familie von Mehemed=Ali wird ebenfalls einer der regelmäßigen friedlichen Acte seyn, welche ein neues Leben der Staaten vorbereiten. Die Pforte wird ihr Souveränitätsrecht bewahren und, von der Macht ihres erblichen Vasallen unterstützt, sicher stärker seyn, als sie es gegenwärtig ist; denn gegenwärtig schadet Aegyptens Kraft der Türkei, aber dann wird sie ihr dienlich seyn. Eine Orientalische Conföderation, welche, unter dem kräftigen Schutze des westlichen Europas, die zerstreuten Glieder des ehemaligen Ottomanischen Reichs vereinigte, Aegypten mit dem Titel eines erblichen Paschaliks, selbst Griechenlands unter dem Titel eines unabhängigen Königreichs, die Walachei und Moldau als Hospodorate mit Constantinopel als Mittelpunct und Hauptstadt, und den Sultan als Souverain; eine Conföderation dieser Art würde gewiß mehr werth seyn, als die unmögliche Auferstehung der Integrität des Ottomanischen Reichs. Die Integrität des Ottomanischen Reichs ist ein Traum, ein Mittel der Schmeichelei

für die Diplomatie, die den Sultan zum Werkzeug ihrer Pläne machen will; aber Niemand glaubt daran. Der Krieg, den die Türkei zu unternehmen im Begriff ist, würde diese unmögliche Restauration zu Stande bringen; und die Bemühungen der Diplomatie können nur jene Orientalische Conföderation schaffen, deren Anfang und Grundstein die Wiederversöhnung der Pforte mit Aegypten seyn muß. Diese Wiederversöhnung kann aber nur zum Preise der von der Pforte anerkannten Erblichkeit Aegyptens Statt finden.

Während Mehemed-Ali in Cairo versuchte, seine Unabhängigkeit zur Anerkennung zu bringen und das Werk der Vereinbarung von Kutahia zu krönen, was that man da in Constantinopel? Wie versuchte man die verderblichen Wirkungen dieser Vereinbarung und des Vertrags von Chunkiar-Iskelessi wieder gut zu machen? Diese Prüfung behalten wir uns für einen andern Artikel vor

---

Vierter Artikel.

Die Vereinbarung von Kutahia vernichtete die Integrität des Ottomanischen Reichs und constituirte Aegypten. Daher die sehr natürlichen Anstrengungen, welche die Pforte und Aegypten machen mußten, die

eine, um diese Vereinbarung zu vernichten, das andere, sie zu consolidiren.

Der zweite für die Türkei verhängnißvolle Vertrag ist der von Chunkiar-Iskelessi mit Rußland. Dieser vernichtete die Unabhängigkeit der Türkei unter dem Vorwand, die Integrität ihres Gebiets zu retten. Seit dem Vertrag von Chunkiar-Iskelessi giebt es in Constantinopel nach dem bezeichnenden Ausdruck des Herzogs von Ragusa nur noch eine Municipalregierung. Die durch diesen Vertrag am meisten verletzte Macht nach der Türkei selbst ist England, welches zusehen muß, wie das an den Besitz des Bosporus geknüpfte Uebergewicht in die Hände Rußlands, seines Rivalen, übergeht. Daher die von England gemachten Bemühungen, die Wirkungen des Vertrags von Chunkiar-Iskelessi zu vernichten.

Die Bemühungen, diesen Vertrag zunichte zu machen, sind jedoch nicht so sichtbar, wie die zur Vernichtung des Vertrags von Kutahia gemachten. Zwischen dem Sultan und dem Pascha ist fast Alles öffentlich abgehandelt worden. Die Empörung Syriens einerseits, der Unabhängigkeitsplan von der andern sind Thatsachen, welche alle Welt sieht, und alle Welt beurtheilen kann. Viel heimlicher und verborgner war

der Kampf gegen den Vertrag von Chunkiar-Iskelessi: denn Alles geschah hier auf dem Schlachtfelde der Diplomatie. Es waren Märsche und Gegenmärsche unter Unterhändlern; Maßregeln, zu dem Zwecke ergriffen, um ihre Bedeutung zu versuchen, und zeitig aufgegeben, um nicht zu riskiren, Alles zu verlieren. Man beobachtet, betrachtet sich, verhält sich defensiv. Erklären wir daher die Stellungen der verschiedenen Mächte, weil hier nur von Stellungen, nicht von Handlungen die Rede ist.

Zuerst die Türkei. Die Türkei verkennt nicht die Gefahren ihrer Lage; sie hat das Patronat des Kaisers von Rußland nur durch die Nothwendigkeit gezwungen angenommen. Gewiß würde sie die Patronatschaft Englands lieber sehen; England ist entfernt und dessen minder nahes Patronat würde daher auch minder lästig seyn; allein es wäre auch minder wirksam im Augenblick der Gefahr. Noch mehr, wäre dieß Protectorat auch sicher? Verspricht man nicht vielleicht viel im Frieden, ohne etwas im entscheidenden Augenblick zu thun? Vielleicht erinnert sich die Ottomanische Pforte noch, daß, als England sie im J. 1787 reizte, die Waffen zu ergreifen, um wieder in den Besitz der Krimm zu gelangen, sie von ihm nicht unterstützt ward:

eine merkwürdige Politik, vor deren Nachahmung ich den Himmel bitte, Frankreich und England zu bewahren, da sie in nichts Anderem besteht, als die Gefahr zu sehen, sie anzudeuten und nichts zu thun, um sie zurückzutreiben. Der große Lord Chatam sagte: „Ich nehme mir nicht die Mühe, mit Jemand zu discutiren, der nicht einsieht, daß die Unabhängigkeit des Ottomanischen Reichs für England eine Frage auf Leben und Tod ist." Es ist recht schön, zu begreifen; besser aber, zu handeln.

Indessen tritt bei der Ottomanischen Pforte, wie groß auch immer ihre Besorgnisse über die Sicherheit der Brittischen Patronatschaft seyn mögen, jeden Augenblick, selbst gegen ihren Willen der Wunsch hervor, sich dem Joche Rußlands zu entziehen. So sahen wir im verflossenen Jahre die Englische und Türkische Flotte im Archipel ihre Mannschaften mischen, ihre Flaggen sich verbinden und gemeinsam während der ganzen schönen Jahreszeit manövriren. In den Englischen Journalen war viel Rühmens über diese Verbrüderung der Türkei mit England. Eine Zeit lang glaubte man sogar, die beiden Flotten würden die Dardanellen gemeinsam passiren und unter den Mauern

Constantinopels vor Anker gehen. Da bemächtigte sich der Diplomatie ein allgemeiner Schrecken, der zum Glück bald wieder beseitigt ward. England wollte die beiden vereinigten Flotten nicht in den Bosporus einlaufen lassen, denn es hätte damals doch sagen müssen, gegen wen sie vereinigt seien. Im Mittelländischen Meere konnte die Vereinigung der Englischen und Türkischen Flotten Alexandrien bedrohen, und dieß war der Beweggrund, den man Rußland sagte; aber im Bosporus war eine Verkennung der Absicht unmöglich, denn hier bedrohte die Vereinigung der beiden Flotten offenbar Sebastobol. Die Englische Flotte lief nicht in die Dardanellen ein.

Diese Vereinigung der beiden Flotten war das Hauptereigniß des vergangenen Jahres. Obgleich es keine directen Folgen hatte, so diente es doch dazu, die Lage der verschiedenen Mächte zu characterisiren.

Als die Türkei auf Rußlands Anfrage antwortete, die Vereinigung der Flotten habe die Einschüchterung des Vicekönigs von Aegypten zum Zweck, so war diese Antwort von Seiten der hohen Pforte vielleicht aufrichtig. In der That gilt der größte Haß der Türkei Aegypten; dann erst kommt Rußland. Darum ward England sogleich erhört, als es die Vereinigung

der beiden Flotten mit dem Bemerken vorschlug, daß diese Vereinigung den Vicekönig beunruhigen würde. Englands Kunst bestand bei dieser Vereinigung darin, sich der Leidenschaften der Pforte zu bedienen, um Rußland zu drohen, und dabei der Pforte freizustellen, zu glauben oder zu sagen, daß die Drohung nur auf Aegypten Bezug habe.

Rußland aber erfaßte vollkommen die Bedeutung dieser Vereinigung. Es war ein Angriff auf sein Protectorat, ein Versuch, statt der Patronatschaft des Kaisers die der Königin Victoria zu substituiren. Ein Wort des Herrn von Butenieff, des Russischen Gesandten in Constantinopel, definirte die Stellung Rußlands zu Constantinopel vollkommen. „Für Rußland giebt es keinen Mittelweg zwischen den beiden Rollen, der Pforte erster Freund, oder erster Feind zu seyn." Das Wort ist wahr und tief gedacht, und die Hauptsache dabei, daß Rußland gleichmäßig auf beide Rollen vorbereitet ist; es hat in der Krimm und in Odessa stets eine Flotte und Armee bereit, um die Türkei zu beschützen, oder zu erdrücken.

Also, die Pforte zaudernd, von einer Idee zur andern, vom Englischen Patronat zum Russischen springend; England anscheinend Aegypten bedrohend, um

den Leidenschaften von Constantinopel zu fröhnen und Rußland in der That bedrohend, weil dieß sein eigentlicher Feind ist, die Drohung aber nicht bis zur That treibend; Rußland aufmerksam und umsichtig, entschieden nichts vor der Macht aufzugeben, die es durch den Vertrag von Chunkiar-Iskelessi besitzt, allein einwilligend, für den Augenblick nichts zu gewinnen und auf die Zukunft zu harren, dieß ist die Stellung der drei Mächte, die bei dem Streite am meisten betheiligt sind.

Fügen wir hinzu, daß, wenn man Rußlands Benehmen recht aufmerksam betrachtet, sowohl in der Türkei, wie in Persien, Alles andeutet, daß es nicht bereit ist, zu agiren und lieber wartet. Rußland will den Krieg nicht, und dieß ist sehr natürlich. Rußland will nur dann Krieg im Orient, wenn der Occident im Kampfe begriffen ist. Dann hat es freie Hände; dann vermag es Alles, was es will. Allein wenn der Westen im Frieden, wenn alle Blicke unzerstreut nach Osten gerichtet sind, dann wartet Rußland mit untergeschlagenen Armen, vertraut auf sein Glück und vor Allem auf die Unruhe des Occidentalen Geistes, der bald wieder irgend eine Unruhe erzeugen wird, welche die Blicke Europas vom Bosporus abwendet. Die Emeu-

ten von Paris werden ihm von Zeit zu Zeit Hoffnung geben; ein Aufstand in Paris, ein Principienkrieg an den Ufern des Rheins, die durch unkluge Declamationen wiederbelebte Nationaleifersucht zwischen Frankreich und England; dieß sind die Chancen des Glücks im Orient. Gegenwärtig steht es so, daß die Ruhe von Paris, und der Friede an den Ufern des Rheins die beste Garantie der Erhaltung des Ottomanischen Reichs bilden.

Bevor wir die Stellung Frankreichs und Oesterreichs prüfen, also der beiden vermittelnden Mächte, muß erst noch flüchtig eines Zwischenfalls Erwähnung geschehen, nämlich des Handelsvertrags zwischen England und der Pforte, dem auch Frankreich beigetreten ist.

Gott bewahre mich, diesen Vertrag zu verdammen. Er schaffte die Monopole ab; setzte den Erpressungen ein Ziel; kann für Ackerbau und Gewerbthätigkeit eine reiche Quelle des Gedeihens werden, und aus diesen Rücksichten billigen wir ihn sehr. Allein wenn der Handelsvertrag Lord Ponsonbys nur diese Art von Verdienst im Auge hatte, so hätte ihn der Sultan, der gerade kein großer politischer Oeconomist ist, nicht angenommen. Die Hauptsache, welche man

durchblicken ließ, war die, daß, indem er die Monopole abschaffte, glauben konnte, Mehemed=Ali, dessen Einkünfte die Monopole bilden, werde entweder ruinirt, wenn er dem Vertrage gehorche, oder von England selbst als Rebell erklärt, wenn er sich nicht unterwerfe. England setzte also die Türkei durch das Unglück des Nächsten in Versuchung; eine sehr unwiderstehliche Versuchung. Allein Mehemed=Ali, anfangs über die Wirkungen dieses Vertrags beunruhigt, begriff schnell, daß er in der Praxis gar leicht zu umgehen sei. Daher beeilte er sich, ihn ehrfurchtsvoll anzunehmen, und nicht auszuführen, was vielleicht den Sultan zu der Reflexion geführt hat, daß, da der Vertrag des Lord Ponsonby den Vicekönig weder zu Grunde gerichtet, noch vernichtet hat, die Türkei für den Augenblick in financieller Hinsicht verloren habe, ohne daß ihr Haß dadurch Nutzen gezogen, oder dem Handel der Europäer Nutzen geschafft worden sei.

Die Zustimmung, welche Frankreich klugerweise dem Handelsvertrage des Lord Ponsonby ertheilt hat, verleitet uns ganz natürlich, auch dessen Stellung in dem Einflußkampfe zu erklären, der sich in Constantinopel zwischen Rußland und England entsponnen hat. Frankreich ist in der Frage des Orients eine vermit=

telnde Macht. Was ihm diesen Character in den Augen der Welt verleiht, ist der Umstand, daß es offenbar ist, es habe im Orient kein Interesse der Eroberung und Vergrößerung, und nur ein Interesse der Civilisation.

Es hat ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Ottomanischen Reichs und an dessen Unabhängigkeit, weil die Unabhängigkeit dieses Reichs für das Europäische Gleichgewicht nöthig ist, und dieß Gleichgewicht unserer Ansicht nach das größte Interesse der Civilisation ist. Denn ohne Gleichgewicht giebt es keine Unabhängigkeit mehr für die verschiedenen Staaten Europas; ohne Unabhängigkeit keine freien Regierungen, kurz nichts mehr von dem, was der Völker moralisches Leben bildet. Und auf dieser Seite wurde Frankreich in seinen Interessen durch den Vertrag von Chunkiar-Iskelessi verletzt, und das Ministerium vom 11. Octbr. hatte Recht, gegen diesen Vertrag zu protestiren.

Frankreich will die Wiedergeburt des Ottomanischen Reichs; es will den Erfolg der heilsamen, vom Sultan Mahmud versuchten Reformen. Frankreich ist der Pforte treuester Verbündeter, und vor Allem der uninteressirteste; denn es wünscht ja, daß die Ottomanische Pforte sich durch sich allein erhebe. Wir zögern daher nicht, zu glauben, daß an dem Tage, wo Con-

stantinopel von Ibrahim Pascha bedroht wird, wenn der Sieg ihn bis an die Ufer des Bosporus brächte, oder durch Rußland, wenn der Krieg zwischen dem Zaar und dem Sultan ausbräche, daß an dem Tage Frankreich in dem Streite interveniren müßte.

Es giebt Leute, die im Eifer ihrer Phantasie die Zerstörung des Ottomanischen Reichs schon vollendet sehend, bereits die Theilung machen und sich fragen: was wird Frankreich bei der Theilung nehmen? Doch wer kennt, wenn diese Laufbahn einmal offen, die tausenderlei sich durchkreuzenden Pläne? Der Eine denkt an eine allgemeine Umwälzung Europas, wobei uns die Rheingrenze zufallen würde; als ob solche Umwälzungen in Europa anders Statt finden könnten, als nach zwanzig- oder dreißigjährigen Kriegen! Wer aber kann in Kriegen von dieser Dauer sich schmeicheln, das Schicksal zu beherrschen? Der Andere will, daß wir uns im Orient Aegyptens, oder Kleinasiens, oder Cyperns bemächtigen, um sicher zu seyn, Theil an der Beute zu haben; denn was man am meisten fürchtet, ist, im Kriege nochmals düpirt zu werden. Dießmal wollen wir, wenn wir einmal Krieg führen, im Kriege etwas gewinnen.

Wir haben gewiß Ursache uns nicht wieder dü-

piren zu lassen; wird Europa durch den Krieg, oder die Diplomatie umgearbeitet, so nehmen auch wir unsere Rechte in Anspruch; denn nichts ist billiger, als dieß. Aber vereiteln wir nicht im Orient durch unsere ehrgeizigen Anmaßungen den Aufschwung kaum geborner Staaten, oder beschleunigen wir nicht den Sturz sich regenerirender Staaten! Man will Aegypten nehmen, und warum? Um es zu behalten? Ei mein Gott! Fangen wir doch lieber an, unsere Algierische Colonie ordentlich zu begründen, ehe wir an Aegypten denken! Aegypten bedarf unserer nicht, um ein civilisirter Staat zu werden: es ist bereits auf dem Wege dahin. Hüten wir uns, dessen Fortschritte zu hemmen, und verharren wir bei unserem Character als unintereſſirte Vermittler im Orient, dem wir nur im äußersten Nothfall entsagen dürfen. Da wir mit dem Orient in keiner directen Berührung stehen, so können wir von einer Theilung des Ottomanischen Reichs nur durch Hülfe einer allgemeinen Europäischen Umwälzung Nutzen ziehen. Daher für uns die Nothwendigkeit, stark zu seyn, selbst am Rhein, sobald der Kampf um die Theilung der Türkei beginnt; daher es aber auch unserer Ansicht nach nützlich ist, die Frage des Orients, so weit wir können, auf den Kreis der Orientalischen Interessen zu

concentriren, und aus der Aufrechterhaltung der Türkei und der progressiven Consolidirung Aegyptens die Basis unserer Politik zu machen.

Fassen wir kurz Frankreichs Lage im Orient zusammen. Keine Contiguität; kein Interesse der Vergrößerung. Vergrößerung kann in Frankreich nur in Folge allgemeiner Umwälzung in Europa Statt finden. Unser erstes Interesse ist daher, daß die Frage eine rein Orientalische bleibe; allein mißverstehen wir uns hierbei auch nicht. Wir wollen nicht, daß die Frage in dem Sinne eine rein Orientalische bleibe, daß die an den Orient grenzenden Europäischen Mächte bequem ihren Theil nähmen, ohne uns etwas davon zu geben. Nein; die Frage muß in dem Sinne eine Orientalische bleiben, daß die Europäischen Mächte von der Theilung des Orients ganz ausgeschlossen werden. Kurz, die Frage muß entweder durchaus Orientalisch bleiben, und dieß ist unser erster Gedanke, oder dann durchaus Europäisch seyn. Mit zwei Worten: nichts für die Andern im Orient, oder für uns etwas im Occident.

Die weiseste und natürlichste Politik ist gewiß, den Orient nur mit dem Orient zu constituiren. Denn dieß heißt, das was ist zu nehmen, um es zu consolidiren

und zu befestigen. Dieß muß die Französische Politik seyn; alles Andere ist abenteuerlich. Will aber Europa dem Abenteuerlichen den Vorzug geben, dann wird sich Frankreich hoffentlich erinnern, daß es die Abenteuer stets geliebt hat, und dabei oft glücklich gewesen ist.

Wir glauben, daß diese wohlwollende Politik, welche wir Frankreich anrathen, auch diejenige Oesterreichs seyn wird. Wie Frankreich muß auch Oesterreich eine vermittelnde Rolle spielen; allein es grenzt an die Türkei und kann in dieser Beziehung ein Interesse der Vergrößerung hegen. Zum Glück aber ist Oesterreich eine weise, voraussichtige Macht; es weiß, daß ein Staat sich schwächt, wenn er, indem er sich vergrößert, sich doch in kleinerem Maßstabe, als der Nachbarstaat vergrößert; es weiß, daß Bosnien und selbst Albanien in seinen Händen den Besitz von Constantinopel in den Händen der Russen nicht aufwiegen würden. Hierzu füge man noch, daß Oesterreich seit langer Zeit Englands Verbündeter ist, und daß diese beiden Mächte ganz kürzlich einen Handelsvertrag abgeschlossen haben, der auch seine politische Bedeutung hat. Wie wir hat Oesterreich ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Ottomanischen Reichs und an der fortschreitenden Consolidirung Aegyptens; wie wir

hat es ein Interesse an der Wiedergeburt der Civilisation an den Küsten des Mittelländischen Meers; und mehr noch als wir endlich hat es Interesse an der Neutralität des Bosporus. Denn der Bosporus ist die Mündung der Donau, und die Freiheit der Donau bedingt die commercielle nnd politische Zukunft Oesterreichs.

Wir haben nun die Stellung der bei der Frage des Orients interessirten Mächte erklärt; haben auseinandergesetzt, was sich in Beziehung darauf seit sechs Jahren ereignet hat, und wie der diplomatische Kampf seit sechs Jahren auf den beiden Verträgen von Kutahia und Chunkiar=Iskelessi weiter rollt. So lange der Krieg zwischen Aegypten und die Türkei beschränkt wird, so lange nur der Vertrag von Kutahia in Frage kommt, bleibt auch die Hauptfrage eine durchaus Orientalische; sobald aber der Krieg aus diesem Kreise tritt, sobald auch der Vertrag von Chunkiar=Iskelessi ins Spiel kommt, dann entspinnt sich auch der Kampf zwischen England und Rußland, wird die Frage eine Europäische, und Gott allein kennt dann die Entwicklung.

Fünfter Artikel.

Die Belagerung von Herat. — Afghanistan.

Herat, sagen die geographischen Wörterbücher, ist die Hauptstadt von Khorassan-Afghan. Sie liegt 145 Lieues von Kabul, und 170 von Ispahan. Welches Interesse kann daher die Belagerung dieser Stadt für Europa haben? Und doch ist es gerade die Belagerung dieser Stadt, auf welche die ganze diplomatische Correspondenz zwischen England und Rußland Bezug hat. Diese Belagerung bildet den Gegenstand der Debatte zwischen den beiden Mächten. Wir müssen uns daher, ob gern oder ungern, für diese Belagerung von Herat und die Ereignisse von Afghanistan interessiren, weil der Friede Europas davon abhängen kann, und weil in diesen entfernten und fast unbekannten Ländern England und Rußland fast zusammengestoßen wären. Ich stelle mir vor, daß, als auf dem Marktplatz von Athen verkündet ward, Alexander sei bis Artacoana eingedrungen, der Hauptstadt von Aria, die Meisten nicht wußten, weder wo Artacoana war, noch wer die Arier seien; und dennoch handelte sich es um die Eroberungen Alexanders, um die Macht Macedoniens, von welcher Griechenlands Schicksal abhing. Daher die Neugierde und Aufmerksamkeit des Athenensischen Volkes.

Herat ist, sagt man, jenes Artacoana des Landes der Arier, und wir können gegenwärtig gewissermaßen Quintus Curtius und Arrianus mit den Nachrichten der Englischen Journale und den zwischen den Cabinetten von London und St. Petersburg gewechselten Depeschen commentiren.

Am 9. November 1838 präsentirte Lord Clanricarde, Englischer Botschafter in St. Petersburg, dem Grafen Nesselrode eine energische und dringende Note über die Angelegenheiten von Persien und Afghanistan. „Die Ereignisse, welche kürzlich in Persien und Afghanistan Statt gefunden haben, heißt es in dieser Note, nöthigen die Englische Regierung, von der Russischen Regierung Erklärungen über gewisse Umstände zu erbitten, welche sich an diese Ereignisse knüpfen, und auf die Beziehungen zwischen Rußland und England Einfluß haben könnten." Die Englische Note ist lebhaft und etwas hochfahrend. Die Russische Note gemäßigter, aber fest, und enthält sehr gewandte Erwiederungen auf Englands Anforderungen in Asien; sie droht, wenn auch in indirecter Weise. Schließlich giebt sie jedoch bei einer von Englands Anforderungen nach; denn sie verkündigt die Zurückberufung des Grafen Simonitsch, Russischen Gesandten am Hofe von Tehe-

ran, über den sich die Englische Regierung laut beschwert hatte. Die beiden Noten, welche wir zu analysiren im Begriff sind, erscheinen uns daher als Documente von größtem Gewicht, sei es nun, daß man in Betracht zieht, von welchen Interessen es sich handelt, und zwischen wem der Streit ist, oder daß man die Gewandtheit der beiden rivalisirenden Kanzeleien ins Auge faßt.

Die Englische Note erklärt zuerst das Interesse, welches Rußland und England von Rechtswegen an den Persischen Angelegenheiten nehmen. Wenn Persien, das Grenzland von Rußland, einer ehrgeizigen und unruhigen Regierung preisgegeben wird, so wäre dieß für Rußland eine beständige Gefahr und Beunruhigung. Rußland hat daher ein Interesse an der Aufrechthaltung des Friedens und der Ruhe in Persien. Für England ist Persien eine jener Scheidewände Indiens gegen die Angriffe der Europäischen Mächte; und von dieser Idee ausgehend hat England mit Persien einen Bund geschlossen. England bezweckte mit diesem Bündniß, daß Persien mit England befreundet, ohne dessen Nachbar zu seyn, volle Freiheit und Unabhängigkeit von jedem äußern Uebergewicht bewahre, und in Frieden mit allen seinen Nachbarn lebe. So sind in Persien die In-

teressen Rußlands und Englands gemeinsam, und die Ueberzeugung dieser Gemeinschaftlichkeit der Interessen ist es, welche die beiden Regierungen dazu brachte, sich über die Angelegenheiten Persiens zu verständigen. So kamen im J. 1833 nach dem Tode von Abbas-Mirza die beiden Cabinette überein, den jetzt regierenden Schah anzuerkennen und zu unterstützen, zumal er von seinem Großvater zum Nachfolger bezeichnet worden war.

Geraume Zeit haben die beiden Cabinette in Beziehung auf Persien dieselbe Politik befolgt, und das Princip dieser Politik war, die innere Ruhe Persiens aufrecht zu halten, und nach Außen zu verhindern, daß es weder selbst angreife, noch angegriffen werde. Im J. 1836 verkündete der Schah seine Absicht, gegen Herat zu marschiren und sich dieser Stadt zu bemächtigen. Er gründete seine Ansprüche auf alte Souveränitätsrechte Persiens in Beziehung auf Afghanistan. Der Englische Minister ward beauftragt, den Schah von einem solchen Unternehmen abzubringen, und ihm vorzustellen, wie sehr es seinen Interessen entgegen sei. Allein ganz verschieden hiervon lauteten die Rathschläge des Russischen Ministers: „Während H. M'Neil an die Klugheit und Vernunft des Schah appellirte, be-

mühte sich der Graf Simonitsch, seinen Ehrgeiz anzuregen. — Während der Eine dem Schah Mäßigung und Frieden predigte, trieb der Andere ihn zum Kriege. Während der Eine ihm die Schwierigkeiten und Kosten eines solchen Unternehmens vorstellte, machte ihm der Andere Hoffnung auf Unterstützung an Mannschaft und Geld."

Dieses, der Politik, welche England angenommen und proclamirt hatte, so entgegengesetzte Benehmen des Grafen Simonitsch nöthigte das Brittische Cabinet, von St. Petersburg Erklärungen zu erbitten. Im Monat Februar 1837 machte Graf Durham den Grafen Nesselrode mit dem Betragen des Grafen Simonitsch bekannt, und fragte, ob dieser Minister, indem er handle, wie er es thue, die ihm von seiner Regierung ertheilten Instructionen befolge. Die Antwort des Grafen Nesselrode lautete klar und bestimmt. Wenn Graf Simonitsch gehandelt habe, wie es die Englische Regierung behaupte, so habe er durchaus gegen die Instructionen gefehlt, die ihm ertheilt worden seien, den Schah von der Unternehmung eines Kriegs gegen Afghanistan abzureden. Noch mehr: als Graf Durham dem Grafen Nesselrode eine Depesche vorlas, worin das Englische Cabinet einige Beweggründe entwickelte,

die Unternehmung des Schah als unpolitisch und unklug anzusehen; sagte Graf Nesselrode, daß er in dieser Beziehung vollkommen die Ideen der Englischen Regierung theile.

Dieß waren die Versicherungen und Erklärungen der Russischen Regierung in St. Petersburg; allein ganz verschieden davon waren die Schritte der Russischen Agenten in Persien. Die von M'Neil eingereichten Informationen, an deren Genauigkeit Graf Nesselrode noch im Februar 1837 zweifelte, wurden durch die später von der Englischen Regierung empfangenen Nachrichten bestätigt. Denn nicht allein erklärte der erste Minister des Schah, daß Graf Simonitsch in den Schah gedrungen habe, die Expedition von Herat zu unternehmen; sondern Graf Simonitsch bekannte auch selbst gegen M'Neil, er habe diese Expedition angerathen, dabei hinzufügend, „daß er auf diese Weise gegen seine Instructionen gefehlt habe, welche ihm vorschrieben, den Schah nie zu einem Kriege gegen Herat anzutreiben.“ Noch später ward der Regierung Sr. Majestät berichtet, daß Graf Simonitsch während der zwölf letzten Monate dem Schah die Summe von 50,000 Tomans (ungefähr 3 Mill. 300,000 Fr.) vorgeschossen habe, um ihn in den Stand zu setzen,

den Krieg gegen Herat mit Nachdruck zu betreiben. Auch ward berichtet, daß der Graf Simonitsch dem Schah verkündet habe, „daß die Russische Regierung, wenn es ihm gelänge, sich Herats zu bemächtigen, Persien das erlassen werde, was es noch Rußland schulde (den Sold der im Vertrage von Turckmanschaï stipulirten Kriegscontribution), und daß der Schah diesen Erlaß als einen Zuschuß Rußlands zu den Kosten der Expedition von Herat betrachten solle."

Die Englische Note fährt dann fort, mit merkwürdiger Präcision und Festigkeit das Benehmen der Russischen Agenten in Persien auseinander zu setzen. Ein Mitglied der Russischen Gesandtschaft begleitete den Schah auf dem Belagerungszuge nach Herat. Im Monat März 1838, in dem Augenblicke, wo die Wichtigkeit der Verhältnisse den Englischen Minister nöthigte, sich ins Lager des Schah vor Herat zu begeben, drang Graf Simonitsch lebhaft in den Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Persischen Hofe, Herrn M'Neil von dieser Reise abzureden. Der Beweggrund, den der Persische Minister angab, war der, daß, wenn M'Neil, der die Expedition von Herat laut gemißbilligt habe, im Lager des Schah ankomme, seine Gegenwart nicht verfehlen würde, die Afghanen zu er-

muthigen und den Interessen des Schah zu schaden. Nichts destoweniger unternahm der Englische Gesandte diese Reise; kaum aber war er abgereist, als er erfuhr, daß Graf Simonitsch ihm auf dem Fuße folge, um sich ebenfalls ins Lager des Schah zu begeben. Als M'Neil den Schah gefunden, versuchte er eine Ausgleichung zwischen Persien und den Afghanen, und bemühte sich gleich bei seiner Ankunft, den Schah zur Annahme einer Convention zu bereden, die der Souverän von Herat aller Wahrscheinlichkeit nach gern annehmen würde. M'Neil ward vom Schah autorisirt, sich nach Herat zu begeben, und mit dem Sultan zu unterhandeln; und um dem Unterhändler Zeit zu gönnen, suspendirte der Schah einen allgemeinen Sturm, wozu schon alle Vorbereitungen getroffen waren. M'Neil gelang es, noch in derselben Nacht, die der Schah für den Sturm bestimmt hatte, den Frieden abzuschließen, und am andern Morgen hatte er den Fürsten von Herat, Kamram-Schah, bewogen, die Bedingungen anzunehmen, welche dem Schah von Persien alle Garantieen und Beruhigungen gewährten, aber in bestimmter Weise die Unabhängigkeit des Fürstenthums Herat reservirten. Der Englische Minister kehrte hierauf mit der Ueberzeugung ins Persische Lager zurück, daß der

Friede gewiß abgeschlossen werde; allein er erfuhr hier bald, daß Graf Simonitsch während der Nacht ins Lager des Schah gekommen sei, und daß die friedlichen Dispositionen, die der Schah den Tag vorher gezeigt, sich durchaus verändert hätten. Der Schah verwarf den von M'Neil unterhandelten Vertrag, weil derselbe nicht die Entsagung der Bewohner von Herat auf jene Unabhängigkeit enthalte, welche sie bis diesen Augenblick so muthig vertheidigt hatten. Die einen Augenblick suspendirten Feindseligkeiten begannen von Neuem; und Graf Simonitsch, eine der des Englischen Ministers ganz entgegengesetzte Rolle spielend, zeigte sich öffentlich als der militärische Rathgeber des Schah, übertrug einem der bei der Russischen Gesandtschaft attachirten Stabsofficiere die Direction der Batterieen, schoß eine beträchtliche Summe Geldes für die Belagerungsoperationen und den Sold der Persischen Armee her, und bestärkte den Schah durch sein Benehmen, seine Hülfeleistungen und seinen Rath in der Idee, die Feindseligkeiten fortzusetzen.

Bis hierher spricht die Englische Regierung von Berichten und Erkundigungen, deren Genauigkeit oder Aufrichtigkeit man in Zweifel ziehen kann; nun aber kommen bestimmtere Behauptungen, die auch

in entschiedenerem, hochmüthigerem Tone geäußert werden.

„Der Unterzeichnete ist beauftragt, sagt Lord Clarincarde, dem Cabinet von St. Petersburg zu erklären, daß die Brittische Regierung eine Copie des zwischen Persien und des Souveräns des Fürstenthums Kandahar, das einen Theil von Afghanistan bildet, abgeschlossenen Vertrags in Händen hat, ein Vertrag, dessen Vollziehung vom Grafen Simonitsch garantirt ist, und dessen Stipulationen die Interessen Englands verletzen. Dieser Vertrag ertheilt Rußland das Recht, Persien zu verpflichten, sich Herats zu bemächtigen, und diese Stadt dem Fürsten von Kandahar zu übergeben. Letzterer soll das Fürstenthum Herat mit seinen andern Besitzungen vereinigen, allein unter der Bedingung, Tribut an Persien zu entrichten. Dieser Vertrag stipulirt auch das Recht Rußlands, Persien zu verpflichten, den Souverän von Kandahar gegen jeden Angriff zu beschützen, von welcher Seite er auch kommen mag. In der That macht diese Stipulation keine förmliche Anspielung auf England; aber die Absicht der verschiedenen im Vertrage figurirenden Parteien ist in dem ursprünglichen Plane des Vertrags offenbar, von welchem das Brittische Cabinet eine Copie besitzt. In

diesem Original sind die Ausdrücke minder vorsichtig, und es geschieht Englands ausdrücklich Erwähnung, wie einer der Mächte, gegen welche Rußland, im Verein mit Persien, den Fürsten von Kandahar unterstützen soll.

„Der Unterzeichnete ist ferner beauftragt, zu erklären, daß ein Russischer Agent Namens Wicovitsch, der sich bisweilen den Namen Omar-Bey beilegt, und sagt, daß er beim Generalstab des Generalcommandanten von Orenburg attachirt sei, Briefe vom Kaiser von Rußland und vom Grafen Simonitsch an den Fürsten von Cabul überbracht hat. Copieen dieser Briefe befinden sich in den Händen der Brittischen Regierung.[1]) Graf Simonitsch hat stets das tiefste Geheimniß über die Mission dieses Agenten gegen den Englischen Minister in Teheran beobachtet. Diese Zurückhaltung würde ohne Zweifel unnütz erscheinen, wenn dieser Agent nur den

---

1) Bekanntlich hat sich dieser Russische Agent, dessen wahrer Name Wilkewitz ist, bei seiner Rückkehr nach St. Petersburg den Tag nach seiner Audienz bei Herrn v. Nesselrode, nachdem er zuvor alle seine Papiere vernichtet, erschossen.

Auftrag gehabt hätte, die Briefe zu überbringen, die ihm anvertraut worden seien, und sein Auftrag nichts für Englands Interessen Verletzendes gehabt hätte. Allein die Brittische Regierung hat den Beweis, daß Graf Simonitsch dem Schah von Persien verkündet hat, dieser Russische Agent solle dem Fürsten von Cabul den Rath ertheilen, die Unterstützung und Hülfe der Persischen Regierung in dem Kampfe nachzusuchen, den er gegen den Souverän von Lahore, Rundschit-Singh, zu bestehen habe; und die vom Englischen Cabinet erhaltenen Berichte über die Sprache, welche dieser Agent in Kandahar und Cabul geführt, zeigen klar, daß der Zweck seiner Bemühungen war, die Souveräne der verschiedenen Fürstenthümer von Afghanistan von jedem Bündniß mit England abwendig zu machen, und sie zu bestimmen, all ihr Vertrauen auf Persien und Rußland zu setzen.

„Wenn die Brittische Regierung noch einige Zweifel über die Wahrheit der Berichte hegen konnte, die sie empfangen hat, so würden alle ihre Zweifel durch die böswilligen Reden zerstreut worden seyn, welche Graf Simonitsch über die Englische Regierung gegen die Agenten gehalten hat, welche vom Sultan von Cabul an den Hof von Persien gesandt wurden, Re-

den, über welche diese Agenten an ihren Herrn einen besondern Bericht erstattet haben, von dem die Britische Regierung die Copie in Händen hat."

Die Englische Note endigte damit, daß sie mit einer fast beleidigenden Klarheit den Widerspruch zusammenfaßte, welcher sich zwischen den vom Cabinet von St. Petersburg gegebenen Erklärungen und dem Betragen des Grafen Simonitsch herausstellte. „So, sagte sie, erklärte das Cabinet von St. Petersburg, daß es den Schah nie zum Kriege getrieben, und daß die dem Grafen Simonitsch ertheilen Instructionen ihm förmlich vorschrieben, den Schah von jeder Unternehmung gegen Herat abwendig zu machen; und dennoch ermuthigte Graf Simonitsch den Schah offen in seinen Unternehmungen, und nahm lebhaften Antheil an der Expedition nach Herat. So sagte Graf Nesselrode am 1. Mai 1837 in einer Conferenz mit Lord Durham, daß Graf Simonitsch nicht mehr lange in Persien bleiben solle; und trotz dem ist dieser Gesandte noch in Persien und führt ganz offen ein Benehmen fort, welches seine Regierung den ihm ertheilten Instructionen entgegengesetzt erachtet. Während also auf diese Weise das Cabinet von St. Petersburg versichert, daß es seine Politik von der Englands in Persien

nicht trennen will, weil in dieser Beziehung zwischen beiden Staaten durchaus Gemeinschaftlichkeit der Interessen besteht, haben Russische Agenten in Persien und Afghanistan Missionen, die man der Englischen Regierung zu verbergen sucht, und deren Zweck ist, den Interessen Englands zu schaden.

„Das Brittische Cabinet erkennt an, daß Rußland das Recht hat, in den Angelegenheiten Asiens den Gang zu verfolgen, der ihm der nützlichste für die Russischen Interessen erscheint; und England hegt zu großes Bewußtsein seiner eigenen Kraft, kennt und fühlt zu gut die Macht und den Umfang der Mittel, welche es besitzt, seine Interessen überall, wo es auch auf Erden sei, zu vertheidigen, um mit ernstlicher Unruhe die Maßregeln und Combinationen zu betrachten, von denen in gegenwärtiger Note die Rede ist; allein die Englische Regierung glaubt auch mit Grund beim Cabinet von St. Petersburg anfragen zu dürfen, ob Rußlands Pläne und Politik in Beziehung auf Persien und Großbritannien nach den Declarationen erklärt werden sollen, die Graf Nesselrode dem Grafen Durham ertheilt hat, oder nach dem Benehmen des Grafen Simonitsch und des Agenten Wicovitsch. Auch hält sich die Brittische Regierung für berechtigt, bemerklich zu machen, daß in dem

Falle, wo die Russische Regierung aus irgend einem Beweggrunde, nach dem Monat Februar und Mai 1837 ihre Ansichten und Maximen geändert, und in Folge dieser Veränderung an ihren Minister in Persien Instructionen erlassen hätte, die den früheren durchaus entgegengesetzt seien, die Englische Regierung in diesem Falle zu erwarten das Recht hatte, die Russische Regierung werde, dem System des Vertrauens und der guten Eintracht getreu, welches bisher über die Angelegenheiten Persiens zwischen den beiden Cabinetten befolgt worden sei, der Regierung J. B. M. über diese vollständige Veränderung der Politik die Gründe mittheilen, welche sie dazu bewogen, und ihr so die Sorge ersparen, selbst Schlußfolgerungen über dieß veränderte Benehmen der Russischen Agenten in Persien und Afghanistan zu ziehen."

Der Ton dieser Note ist, wie man sieht, nicht sehr freundschaftlich und Alles beweist darin den Zorn der Englischen Regierung. Fassen wir zum Schluß die Vorwürfe zusammen, welche sie Rußland gemacht hat. 1) Flagrante Feindseligkeit der Agenten Rußlands gegen England: die Russen haben den Schah angereizt, seine Expedition gegen Herat zu unternehmen, und ihn

gegen Englands Interessen bei dieser Expedition unterstützt; 2) Versuch, in Afghanistan einen Russischen Einfluß zu begründen. Die Agenten Rußlands bemühen sich, alle Fürstenthümer von Afghanistan unter das anscheinende Protectorat Persiens, und das wirkliche Rußlands zu stellen. England ist erzürnt darüber zu sehen wie Rußland in den Angelegenheiten Asiens intervenirt. Es war, so zu sagen, im Besitz von Asien, und glaubte nicht, daß irgend Jemand ihm diesen streitig machen würde; nun ist es indignirt, daselbst einem Rivalen zu begegnen. Die gegenwärtige Frage lautet daher, zu wissen, wer in Afghanistan herrschen, wer daselbst das Uebergewicht haben soll? Ob Rußland unter Persiens Namen, ob England? Denn auch England denkt daran, wie wir noch näher erklären wollen, in Afghanistan einen Souverän seiner Wahl einzusetzen. Was ist Afghanistan? Wie ist der Zustand dieses Landes? Welches Interesse gewährt dessen Besitz? Dieß zu prüfen ist vor Allem nöthig. Allein ehe wir uns auf diese Prüfung einlassen, müssen wir vor Allem Einsicht in die Antwort haben, die das Cabinet von St. Petersburg auf die Note des Lord Clanricarde ertheilt hat; ehe wir den Kampf der beiden Reiche bis in Asiens Mitte und in

den Schooß jener Asiatischen Bevölkerungen verfolgen, welche erstaunt sind, Gegenstände des Streits zwischen London und St. Petersburg zu werden, müssen wir die Debatten zwischen den beiden Kanzleien bis zu Ende vorlegen.

(Wird fortgesetzt.)

3.

Die Emancipation der Juden.

Diese seit 1830 lebhafter als je angeregte, in einzelnen Landen bereits entschiedene Frage ist noch immer das Feldgeschrei einer sonst ziemlich still gewordenen Partei, eine der wichtigeren Aufgaben mancher landständischen Verhandlungen und des Nachdenkens der Philosophen aller Deutschen Gebiete.

Schwerlich dürfte heutzutage noch Jemand den Muth oder die Unbefangenheit haben, staatsrechtlich, privatrechtlich oder aus religiösen Gründen die Pflicht der Judenemancipation offen bestreiten zu wollen. Wo von Humanität, Freiheit, freien Institutionen, Beseitigung alles Feudaldrucks die Rede ist, kann die Nothwendigkeit dieser Emancipation unmöglich in Abrede gestellt werden.

Beinahe in demselben Zustande der Beengung, Be-

lastung, Beschränkung, Unterdrückung und Unterthänigkeit, in welchem Bürger und Bauer theilweise dem prärogirten Stande und der Domäne gegenüber stehen oder vor Kurzem noch standen, befinden sich heute noch die Juden der meisten Lande der gesammten christlichen Bevölkerung gegenüber. Sehr häufig mit einem größern Schein von Recht, weil ihr Zustand auf thatsächlich unbestreitbaren Verträgen beruht, auf notorische Bedingungsacte der Duldung Eingewanderter den Inhabern des Landes gegenüber sich gründet, auf freiwillig von den Juden eingegangene Verbindlichkeiten; während dort die Rechtstitel selten so offen vorliegen, oft auf blanke Gewaltthat, lediglich auf das sog. Recht des Stärkern sich stützen, mit dem Schwert erobernder Eindringlinge vorgezeichnet wurden und am Ende lediglich die Sanction der Jahrhunderte für sich haben.

Was die Gewalt des Mittelalters den Privilegirten gegeben, hat die Gewalt unsers Jahrhunderts ihnen wieder genommen, oder wird es noch nehmen. Sie haben sich also auch aus Gründen des historischen Rechtes, des sog. göttlichen Rechtes darüber gar nicht zu beklagen, am wenigsten aus Gründen des christlichen Rechtes: „der Herr hat's gegeben,

der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!" und das Vernunftrecht hat ihre Ansprüche und Reclamationen längst verworfen.

Was Bürger und Bauern den Privilegirten gegenüber für ihr heiliges und unveräußerliches Recht erkennen und in Anspruch nehmen, müssen sie nothwendig auch als eine heilige Pflicht den Juden gegenüber erklären, indem selbst da, wo Juden durch förmliche Verträge in ihre gedrückte Lage sich eindrängten, oder fügten, solche Verträge nur als Leoninische und gleichsam als eine laesio ultra dimidium betrachtet werden können.

Aber dieselbe Vernunft und dasselbe Rechtsgefühl, welche eine Emancipation der Bürger und Bauern den Privilegirten gegenüber verlangten, geboten zugleich, daß das Verdrängen uralten Unrechtes oder verjährten Rechtes nicht abermals den Schein der Gewalt haben, sondern auf dem offenen Rechtswege des Gesetzes und Vertrags vor sich gehen sollte. Man wollte keinen wilden Umsturz aller Dinge, sondern eine vernunftgemäße Reform factischer, auf das Gedeihen Aller nachtheiligen Einfluß übender Uebelstände; nicht ein hirngespinnstiges Nivellement aller Erdgebornen, sondern eine äußerlich gleiche Befähigung Aller, auf der Bahn des Wohlstan-

des und Glücks vorwärts zu gehen, Luft und Sonne, Früchte des Geistes und der Thätigkeit unbehindert zu genießen; innere Ruhe und Behaglichkeit wollte man begründen.

Deßhalb erhob sich der Gedanke: „die Belasteten und Beeinträchtigten sollen den factisch Bevorrechteten die seit Jahrhunderten üblichen, aber fortan mit dem Wesen des Staats unverträglichen Vorrechte auf dem Vertragswege gleichsam abkaufen", zum vorherrschenden Princip, und die Entschädigung mittelst der sog. Ablösungen wurde die allgemeine Reformmaßregel, im Gegensatz zu dem stürmischen Entreißungssystem der Revolutionsländer.

Gestattet etwa das sog. historische oder göttliche Recht den Prärogirten deßhalb eine gerechte Klage? Keineswegs! denn das historische Recht kann seinem innersten Begriffe nach unmöglich etwas Beständiges und ewig Dauerndes bedingen, indem es nicht als etwas mit der Urwelt Entstandenes betrachtet werden kann, sondern lediglich den Ergebnissen der fortlaufenden Geschichte entsprang, mithin nach allen gesunden Begriffen auch allen Chancen der Geschichte unbedingt unterworfen bleiben muß. Eine vulcanische Eruption hob den Berg über die Thäler empor, eine andere vul-

canische Eruption zertrümmert seine Häupter, schleudert seine Grundfeste hinaus in die Thäler, ebnet ihn mit dem übrigen Boden, daß nur Felstrümmer den kommenden Geschlechtern verkünden: Wanderer, hier stand einst ein Berg.

Wer das göttliche Recht — eine Benennung, die ohnehin keinen recht klaren Sinn hat — zur Entscheidung über Solche anspricht, und über Verletzung desselben durch die neuern Zeitereignisse klagt, weiß offenbar selbst nicht, was er fordert und worüber er klagt; zeigt sich mit solchen Ansprüchen und Klagen geradezu als Revolutionär gegen dasselbe göttliche Recht, welches er als sein Allerheiligstes, als ein Palladium anzurufen sich erkühnt. Denn wer ein göttliches Recht annimmt, präsumirt dadurch von selbst einen Gott, eine Vorsehung. Wer einen Gott oder eine Vorsehung präsumirt, kann sich diese unmöglich anders, als allweise und allgerecht und allmächtig denken. Wer sich die Gottheit mit diesen Eigenschaften begabt denkt, was doch jeder Christ unbedingt zugeben muß; der muß auch glauben, daß alle Dinge und Erscheinungen in der menschlichen Welt lediglich nach einem gewissen Vorsehungsplane geschehen können. Wer diesen Glauben hegt, spricht also einen baaren Unsinn aus, wenn er

manche Erscheinungen unserer oder irgend einer Zeit als Verletzung eines göttlichen Rechtes betrachtet; er spricht damit nicht nur einen baaren Unsinn, sondern zugleich eine offenbare Gotteslästerung aus; denn er maßt sich an, die Maßregeln und Zulassungen eines allmächtigen, allweisen und allgerechten Gottes als Missethaten bezeichnen, tadeln, schelten zu wollen. Die Vorsehung schuf die Throne, die Vorsehung stürzt Könige von den Thronen und zerbricht das Scepter in ihrer Hand; die Vorsehung gestattete für ihre allweisen Zwecke vor Jahrhunderten die Bevorrechtung einer Menschenclasse vor allen übrigen Sterblichen, und dieselbe Vorsehung treibt die spätern Geschlechter zur Ausgleichung solcher Bevorrechtungen, dort auf dem Wege offener, wilder Gewalt, hier auf dem Wege legalen Vertrags und milderer, oder herberer Concessionen.

Gestattet etwa dieselbe Vernunft, welche solche Maßregeln gebot, über deren Milde zu klagen, diese als eine Halbheit zu verschreien, die zur Freiheit plötzlich Erhobenen als Bevortheilte zu bedauern? Gewiß nicht! Die Bevorrechteten müssen Ungeheures opfern, die auf der andern Seite zu Erlangung der Freiheit geforderten Opfer sind, bei gründlicher Betrachtung, damit gar nicht in Vergleich zu bringen, wenngleich

sie im ersten Augenblick als groß, oft als unerschwinglich erscheinen mögen, mitunter sogar den Vollzug der Maßregel noch für geraume Zeit unmöglich machen.

Mithin müssen wir, was in solchen Beziehungen nach dem sogenannten Vernunftrechte geschieht, auch durchaus für übereinstimmend mit dem sogenannten historischen und göttlichen Rechte erklären, d. h. für ein Werk der Vorsehung halten und dabei uns beruhigen, ohne deßhalb die Hände in den Schooß zu legen, und blindlings zu erwarten, was uns noch allenfalls vom Himmel herab auf den Kopf fallen könne.

Das Vernunftrecht gebietet eine Emancipation der Juden, ebenso klar und dringend wie es eine Emancipation des christlichen Volks gebietet, also verlangen auch historisches und göttliches Recht dasselbe, denn alle drei sind nur eines und dasselbe, können nur Eins seyn.

Weil das Vernunftrecht solche Emancipation des Volks den Bevorrechteten gegenüber gebot, ist sie mehr oder minder vollständig erfolgt, wird sie überall erfolgen.

Weil das Vernunftrecht solche Emancipation der Juden der ganzen Masse des christlichen Volkes gegenüber gebietet, wird auch sie ohne Zweifel erfolgen, wenn auch das laute, mitunter sehr voreilige modernste

Vernunftthum aus seinen tausend Kehlen nicht so stürmisch dafür schriee.

Aber weil die ruhige Vernunft aller Deutschen Lande eine Emancipation des Volks den Bevorrechten gegenüber nur mittelst Kaufs, Vertrags und Opfer durchzuführen gebot, kann die ruhige Vernunft der Deutschen Männer unmöglich verlangen, daß die Emancipation der Juden der ganzen Masse des christlichen Volks gegenüber vortheilhafter, wohlfeiler für die Juden als für unser christliches Volk geschehe.

Warum soll der christliche Bürger und Bauer mit schweren Opfern ablösen, was man dem Juden gratis hinwerfen oder sanftest in die Hand drücken will? Warum soll dieser lachend umsonst erhalten, was Jene, wahrlich oft mit Thränen in den Augen, erst erkaufen müssen? Warum soll der Deutsche Jude ein offenbares, glänzendes Vorrecht vor dem Deutschen Bauer haben?

Etwa weil die Judenschaft in Masse gewiß reicher ist, als unsere Deutsche Bauerschaft? Etwa weil sie durch andere Dinge einen so grellen Vorzug vor dem herrlichen christlichen Deutschen Bürger und Bauer verdient hat? Vielleicht, weil dieselben Constellationen, welche wie Vampyre an die Brust des Bürgers und

Bauers sich ankrallten, ihr Gelegenheit und Veranlassung zu Erwerb und Gewinn an die Hand geben? Vielleicht, weil sie vorschoß, wo Bürger und Bauer ihr Herzblut vergossen?

Dergleichen kann das Vernunftrecht unmöglich gebieten, und muß jedes historische und göttliche Recht geradezu als ungerecht verwerfen. Dem Juden für seine Emancipation mehr auferlegen wollen, als dem christlichen Bürger und Bauer, wäre weder vernünftig, noch räthlich; dem Juden weniger dafür aufzulegen, können nur Parteigeist und Verblendung verlangen!

4.

Die Osmanen.

Ein geschichtlicher Ueberblick von A. Herrmann.

Ermüdet von den endlosen Wirren der Pyrenäischen Halbinsel, von den Jammerscenen Irlands, den Kämpfen der Chartisten Englands, der Zuckerfrage der Fabricanten Frankreichs, den unerquicklichen Vorkommnissen Hannovers, den Streithändeln zu Cöln und Posen, richten sich jetzt Aller Blicke nach dem Orient, wo große, folgereiche, die verschiedenartigsten

Interessen berührende Wandlungen nahe zu seyn scheinen. Aehnlich den jetzigen waren die Zustände in jenen Landen vor vier Jahrhunderten. Das Griechische Kaiserthum kränkelte damals ebenfalls an innerer Verdorbenheit, löste sich stückweis auf und erlag endlich dem Andrange eines zwar barbarischen, aber kräftigen und kriegerischen Nomadenvolks. Ein Schreckenswort wurde der Name der Türken; verheerend ergossen sich ihre Schwärme über Ungarn und Siebenbürgen; ja Deutschlands Kaiserstadt erzitterte zweimal vor ihren gefürchteten Panieren, und die gesammte Christenheit flehte in ihren Gebeten um Schutz vor dem Wüthen dieses Feindes unseres Glaubens. Und nun, wie so ganz anders! Jener Schrecken ist zur längst verklungenen Sage geworden; die einst so gefürchtete Pforte verdankt ihr kümmerliches Dasein einzig und allein der Eifersucht der Europäischen Hauptmächte, und alle Vorzeichen einer baldigen Auflösung treten dennoch ein. Wer aber waren jene Fremdlinge, welche einst an den blühendsten Gestaden Europas ausstiegen, weiter drangen und bleibende Wohnsitze gründeten? Von wannen kamen sie? Welches Stammes sind sie? Wie wurden sie so mächtig? Diese Fragen drängen sich jetzt gerade dem Laien der speciellern Geschichte mehr

als jemals auf, und es dürfte daher an der Zeit seyn, hiervon eine Uebersicht zu versuchen.

---

1. Der Osmanen Ursprung und Vaterland.

Ihren Ursprung aus grauer Vorzeit abzuleiten, ist ein gewöhnlicher Stolz der Völker, und so leiten auch die Osmanen den ihren her von dem Urenkel Noahs Türk, welches, 1. B. Mosis Cap. 10. V. 3. ein und dasselbe seyn soll mit dem dort vorkommenden Namen Thogarma. Turkistan, das Steppenland Hochasiens, welches östlich von China, westlich vom Aralsee, südlich von Tibet und nördlich von Sibirien umgrenzt wird, war das Vaterland der Urväter der Osmanen. Weithin erstrecken sich dessen grasreiche Ebenen; in üppiger Fruchtbarkeit entsprießen dem fetten Boden unter einem milden Clima duftige Kräuter und Pflanzen, und die Schönheit der dortigen Pferde und Rinder, sowie die rüstige Kraft der Männer, und die liebliche Anmuth der Frauen waren unter den Nachbarvölkern sprichwörtlich berühmt. Jagd und Viehzucht nährten und beschäftigten die Bewohner dieser glücklichen Gegenden. Als Gründer und Beförderer einer bessern Cultur seines Volkes wird Oghus-Chan, der Sohn von Kara-Chan, genannt, welcher

gleichzeitig mit Abraham lebte. Er wendete sich ab von dem Götzendienste seines Vaters, huldigte einer reineren Gottesverehrung, führte deßhalb mit ihm einen 70 Jahre dauernden Krieg, blieb endlich Sieger und beherrschte ganz Turkistan unumschränkt. Nach der Sage soll er sechs Söhne gehabt haben; sie hießen Chan des Tages, des Mondes, des Sternes, des Himmels, des Berges und des Meeres. Ihr künftiges Geschick zu erforschen, sandte sie Oghus einst aus auf Abenteuer. Sie brachten einen Bogen zurück und drei Pfeile, welche sie gefunden hatten. Den Bogen schenkte Oghus den drei ersten, die Pfeile den drei letzten. Diese vertheilten die Pfeile unter sich, jeder einen behaltend; jene theilten auch den Bogen, indem sie ihn in drei Stücke zerbrachen. Die Empfänger der Pfeile nannte Oghus Utschok d. i. drei Pfeile; die des Bogens Bosuk, d. h. Verderber oder Zerbrecher. Diesen vertrauete er, sie bevorzugend, die Führung des rechten Flügels beim Heere, jenen nur den linken Flügel. Nach seinem Tode wendeten sich die Utschok nach den östlichen, die Bosuk nach den westlichen Landen, schieden sich in zwei Völker, und letztere nur gehören der Weltgeschichte an. Die sechs Söhne Oghus sollen

abermals ein Jeder vier Söhne gehabt haben, welche die Stammväter der 24 vornehmsten Stämme der Türken geworden seien; die Zahl vier ist ihnen stets eine heilige Zahl geblieben.[1])

Von Turkistan verbreiteten sich die Nachkommen der drei ältesten Söhne von Oghus auch über die Länder zwischen dem Oxus und Jaxartes, jetzt Sir und Amu, unter vielfältigen Kriegen mit den Khalifen Arabiens und den Beherrschern Persiens. Weithin hatte sich indessen die Lehre Muhameds seit 300 Jahren verbreitet über die Küstenländer des Mittelländischen Meeres; im vierten erst drang sie zu den westlichen Türken, und Salur, nachmals Kara-Chan genannt, bekannte sich zuerst zu dem Islam (960 n. Chr.); 2000 Familien folgten seinem Beispiele; die rechtgläubigen Türken nannten sich fortan Turkomanen zum Unterschied von ihren heidnischen Stammverwandten.

---

1) Vier unmittelbare Nachfolger Mahomeds, Ebubekr, Omar, Osman, Ali; vier vom Propheten für die besten seiner Frauen erklärt, Chadidscha, Fatima, Aische, Maria; 24 Beis der Mameluken in Aegypten.

Selbschuk, der Sohn Dukahs, ein kühner Abenteurer, ward der Stifter einer mächtigen Dynastie im 11. Jahrhundert. Er leitete seinen Ursprung hinauf bis zum Chan des Meeres, dem jüngsten Sohne Oghus. Die Seldschukischen Türken, tapfer, unbezwinglich, mit eiserner Kraft allen Beschwerden und Mühsalen trotzend, traten häufig als Söldner in den Dienst der Kalifen, unter welchen Ueppigkeit, Hang zum Wohlleben und zur Gemächlichkeit des Volkes frühere Schnellkraft bereits abspannten und entnervten. Vorzugsweise wählten darum die Kalifen ihre Leibwache aus jenen tapfern Männern, denen ein Befehlshaber aus ihrer Mitte vorstand. Bald gewahrten diese der Kalifen Schwäche; aus unterwürfigen Dienern wurden sie allmälig zudringliche Rathgeber, zuletzt gebietende Herren; Toghrulbeg, Seldschuks Enkel, erhielt bereits vom Kalifen von Bagdad die Würde eines Emirolumroa, d. i. Fürst der Fürsten, 1060, und vererbte dieselbe 1063 auf seinen Neffen, Alparslan, d. i. der starke Löwe. Er rechtfertigte diesen Namen, überfluthete Armenien und Georgien, drang bis in das Herz von Phrygien, schlug die wider ihn abgeschickten Heere des Byzantinischen Kaisers Romanus Diogenes, nahm ihn nach einer ge-

wonnenen Schlacht selbst gefangen, 1071, und soll ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt haben. Nur gegen ein Lösegeld von einer Million und einen Tribut von 160,000 Pf. Gold gab er ihm die Freiheit wieder. Sein Sohn, Melek-Schah, erweiterte das Reich vom Caspischen bis an das Mittelländische Meer, errichtete Schulen, und war noch einer der mächtigsten Seldschukenfürsten. Allein er zersplitterte das so mächtig angewachsene Reich zwischen vier Söhne; sie zerfleischten und zerstörten sich durch innere Kriege, und nur das Kleinasiatische Reich der Seldschuken blieb übrig, ein Schrecken der christlichen Kreuzfahrer. Aber auch dieses erlag dem Andrange eines räuberischen Nomadenvolkes, das aus den Steppen Asiens hervordrang, den Mongolen, unter Dschingis-Chan, 1219. Die Seldschuken zerstreuten sich in die Gebirge und Schluchten des Taurus, unter Häuptlingen einer bessern Zukunft harrend; die Mongolen aber, in viele kleine Reiche und Herrschaften sich scheidend, zerknickten dadurch eben den Stamm ihrer anfänglichen Macht und Stärke. Ertoghrul, d. i. der gerade Mann, einer jener Häuptlinge, leistete einst einem Seldschukenfürsten, Aläddin, Beistand gegen die Mongolen und half sie besiegen, wofür ihm dieser einen

Wohnsitz an der westlichen Grenze von Angora einräumte. Es wurden ihm drei Söhne geboren, wovon der älteste Osman hieß, geb. 1258. Dieser entbrannte in heftiger Liebe für Malchatun, die reizende Tochter Edebalis, eines frommen, gelehrten Scheich, warb um sie bei dem Vater, fand aber kein Gehör, weil dieser dem Jünglinge keine Beständigkeit zutrauete und seine Tochter ihm nicht ebenbürtig war. Nach dem Arabischen Sprichworte: „Geduld ist der Schlüssel des Genusses!" setzte Osman seine Bewerbung dennoch fort, übernachtete einst bei Edebali, und hatte einen bedeutungsvollen Traum. Der Mond stieg, so däuchte es ihm, aus Edebalis Brust auf, wurde zum Vollmond und senkte sich ihm in die eigene. Hierauf wuchs ihm aus den Lenden ein Baum, immer höher und höher; breitete die Aeste nach allen Seiten aus, immer weiter und weiter, bis er endlich alle Länder und Meere überragte und alle drei Erdtheile überschattete. Vier Gebirge standen unter diesem Baume, der Atlas, der Taurus, der Kaukasus und Hämus, als Stützen des unermeßlichen Laubzeltes; vier Flüsse entsprangen an seinen Wurzeln, der Tigris, der Euphrat, der Nil und der Ister (die Donau). Zahllose Schiffe bedeckten die Meere und Flüsse;

blühende Saatfelder breiteten sich aus über die Ebenen; Cypressen und Rosenbäume ragten empor aus den Hainen; Städte mit Domen, Kuppeln und Obelisken, auf deren Spitze der Halbmond funkelte, verherrlichten diese paradiesische Gegend; aus tausend Kehlen flötete der Gesang der Nachtigallen unter dem kühlenden Schattendache, dessen Blätter alle schwertförmig waren. Jetzt erhob sich ein Wind, kehrte dieselben gegen die Städte, vor Allem aber gegen die Stadt Constantins. Sie verwandelte sich in einen Diamant, der zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden auf einem kostbaren Ringe leuchtete; Osman wollte den Ring anstecken — da erwachte er. Die Deutung des Traumes war leicht; die schöne Malchatun, dargestellt durch den Vollmond, sollte die Gattin Osmans werden, unter dessen Geschlecht ein mächtiges Reich erblühen würde. Alle bisherigen Hindernisse ebneten sich nun vor diesem prophetischen Traumgesicht; der Derwisch Turud verrichtete die Ceremonie der Trauung, und der glückliche Osman umarmte seine längst erseufzte Malchatun als Gattin.

Damit aber auch äußere, Allen sichtbare Vorzeichen künftiger Größe nicht fehlten, schließt sich dieser noch eine zweite Erzählung an.

Wie den Römern der Adler, so war den Persern und Türken der Königsgeier (Humai) der edelste unter den Raubvögeln, weil er sich nach ihrer Meinung nicht von lebenden Thieren nährt, sondern nur von den Gebeinen der von andern getödteten. Zugleich gilt er auch für das Sinnbild mütterlicher Liebe, weil er seine Jungen mit seinen mächtigen Fittigen schirmt, und die Aegypter deuteten durch ihn königliche Milde an. Das Wort Humajun entspricht daher auch unserm „kaiserlich", „königlich", oder dem Lateinischen augustus. Ein glückliches, den Völkern Heil verkündendes Vorzeichen war es demnach, wenn ein Königsgeier das Haupt eines Fürsten überschattete. Als einst Ertoghruls Sohn, der junge Osman, durch den Paß Ermeni ritt, bemerkte der fromme Derwisch Abdal-Kumral, daß ein Königsgeier über ihm schwebte und durch seine Fittige ihn beschattete. Sogleich verkündigte er ihm, daß er einst herrschen werde über zwei Meere, das Schwarze und das Weiße, und über zwei Erdtheile, Asien und Europa. Dankbar im Voraus, schenkte ihm Osman einen seiner besten Säbel und eine Trinkschale, nebst dem schriftlichen Versprechen, dereinst ein Kloster zu bauen. Mit dem Säbel in der Faust begleitete ihn der Derwisch, bis er im Stande

war, sein Versprechen zu erfüllen. In dem Passe Ermeni erhebt sich jetzt ein Kloster, da wo Osman dem Derwisch einst begegnete; Säbel und Trinkschale wurden daselbst bewahrt und ermahnten bis in die spätesten Zeiten hinab die Beherrscher der Gläubigen, durch milde Stiftungen den Gott der Moslim zu ehren. So findet denn der Traum des Astyages, und die Prophezeihung der weissagenden Tanaquil, der Gemahlin des Römerkönigs Tarquinius Priscus, eine Parallele in der Geschichte der Osmanen!

Osman, gewahrend, wie schlecht die um ihn her liegenden Griechischen Festen und Burgen bewacht und vertheidigt seien, griff sie an, eine nach der andern, und bemächtigte sich ihrer bald mit Gewalt, bald durch List, bald durch Ueberredung der meist treulosen oder feigen Befehlshaber. Im Jahre 1299 hatte er so viel Land gewonnen, daß er sich für dessen Selbstherrscher, Sultan, erklären konnte; auf den Trümmern des Selbschukischen und Mongolischen Reiches wuchs das Osmanische empor; Osman betrachten die Türken als den eigentlichen Begründer ihrer Macht; nach ihm auch benennen sie sich und sehen den Namen Türken als einen Schimpfnamen an, weil dieser ihnen gleichbedeutend ist mit Räubergesindel und heimathlosen Horden.

Osman fuhr fort, sich die benachbarten Provinzen zuzueignen, das Griechische Reich in Kleinasien zu schmälern und dem Marmormeere näher zu rücken. Seine letzte Waffenthat war die Eroberung von Brusa 1317, welches sich 10 Jahre vertheidigte [1]. Osman starb im 70. Jahre seines Alters und im 27. seiner Regierung 1326. Nur vier Monate vor ihm war sein Schwiegervater, der fromme Scheich Edebali, 120 Jahre alt, entschlummert, und um 3 Monate ging ihm seine geliebte Malchatun, d. i. Schatzfrau, voraus.

„Die Namen kommen vom Himmel!" sagt der Koran, darum hat auch der Name Osman den Moslim eine sinnige Bedeutung. Osman nämlich bedeutet Beinbrecher, wobei man entweder an die drei Söhne des Oghus-Chans denkt, welche jenen verhängnißvollen Bogen zerbrachen und unter sich theilten, oder an den Königsgeier, Humai, der auch der Beinbrecher heißt; jedenfalls fand man darin eine Andeutung künftiger Größe und Herrschergewalt.

1) Nach Plinius war es von Hannibal erbaut worden, als er sich zu Prusios, dem Könige von Bithynien, geflüchtet, der ihm Gastfreundschaft bewies.

Auch durch seine Kleidung ward Osman den Seinen ein Muster der Nachahmung, denn er trug den Turban und Kaftan mit herabhängenden Aermeln. Von seiner schwarzbraunen Gesichtsfarbe erhielt er den Beinamen Kara-Osman, der schwarze Osman, ein im Geschmacke der Orientalen belobendes Beiwort.

---

2. Errichtung der Janitscharen. Der Osmanen Einbruch in Europa.

Urchan, Osmans und der Malchatun Sohn, folgte in der Regierung. Seinem Bruder Aläddin wollte er die Hälfte der ererbten Pferde-, Rinder- und Schafheerden geben, dieser weigerte sich, sie anzunehmen, und erbat sich nur ein Dorf in dem Thale Kefe, an der Ebene von Brusa zum Wohnsitze. „Wohlan! sprach Urchan, weil du den Besitz der Heerden von Pferden, Rindern und Schafen verschmähest, so werde der Hirte meiner Völker!“ Aläddin willigte ein, und wurde der erste Vezir; eine Würde, die also unter dem zweiten der Osmanen ihren Ursprung erhielt. Das Wort Vezir übrigens bedeutet Lastträger, und mag den Befugnissen und Gefahren des ersten Ministers einer solchen Regierung wohl entsprechen. Der Verein dieser zwei Brüder, Aläddin die innern

Angelegenheiten mit Weisheit leitend, Urchan mit Kraft die auswärtigen, förderte des Reiches Gedeihen. Urchan eroberte Nicomedia und nahm eine Umbildung des Kriegswesens vor. Ertoghrul und Osman hatten ihre Eroberungszüge mit jedesmal hierzu aufgebotenen Turkomanischen Reitern, Akindschi, d. i. Renner oder Streifer genannt, ausgeführt. Urchan errichtete zwar noch eine besoldete und stehende Infanterie, Piade, Fußgänger genannt, theilte sie in Haufen zu 10, 100 und 1000 Mann unter Decurionen, Centurionen und Obersten, allein diese Einrichtung hatte den gehofften Erfolg nicht; übermüthig durch den gereichten Sold, vermehrten diese Truppen durch Zügellosigkeit und Starrsinn nur die Unordnungen, welchen man eben vorbeugen wollte. Urchan berieth sich mit seinem Vezir und seinem Heeresrichter, Kara Chalil Tschendarali, dem Sultan verwandt als Schwager des Scheich Edebali, und dieser that einen Vorschlag, der einer herzlosen Politik und einem weit berechneten Fanatismus gleichviel Ehre machte. „Laßt uns, sprach er, ein Heer von Söhnen gefangener Christen, die man zum Islam bekehrt, bilden. Sie werden fügsam seyn; ihr Uebertritt wird Andere freiwillig nachziehn; im Kriege wird es an Ueberläufern nicht fehlen, im Frieden kann man

den unter uns wohnenden Christen ihre Kinder leicht abzwingen, und so findet der Thron eine mächtige Stütze, dem Propheten aber werden Myriaden Irrgläubiger gewonnen." Dieser Vorschlag fand Genehmigung. Man nannte diese Truppe „die neue Truppe" Jeni Tscheri-, und Jahrhunderte lang sind die Janitscharen der Kern und die Kraft der Osmanischen Heere gewesen. Umgeben von einer Anzahl dieser neugeworbenen Renegaten besuchte Urchan den Derwisch Hadschi-Begtasch, in dem Dorfe Sulidsche-Kenarijun, unweit Amasia, stellte sie ihm vor, und bat um seinen Segen, um eine Fahne und um einen Namen für die neuen Krieger. Der Derwisch legte einem derselben den Aermel seines Filzmantels auf das Haupt, so daß er rückwärts herabhing. „Euer Name, rief er, sei Janitscheri (die neue Truppe); weiß sei Euer Antlitz, siegreich Euer Arm, schneidend Euer Säbel, durchbohrend Euer Speer; immer sollt Ihr zurückkehren mit Sieg und Wohlsein." Eine Mütze von weißem Filz, mit hinterwärts herabhängender Klappe wurde die Kopfbedeckung der Janitscharen, zur Erinnerung an den Aermel des segnenden Derwisches; anstatt des Feldzeichens oder eines Büschels stak vorn ein hölzerner Löffel, zur Andeutung der reichli-

chen Verpflegung. In demselben Sinne lauteten auch die Titel ihrer Officiere. Der Oberste des Regiments hieß „Tschorbadschi“ d. i. der Suppenmacher; nächst ihm waren „der Aschdschibaschi“ d. i. der oberste Koch; der „Sakabaschi“ d. i. der Wasserträger. In der blutrothen Fahne strahlte der silberne Halbmond und Omars zweigespitztes Schwert. Des Regimentes Heiligthum war der Fleischkessel; nicht nur zum Essen, sondern auch zur Berathung versammelten sich die Janitscharen um denselben; ein Zeichen des Aufruhrs wurde er, wenn sie auf denselben schlugen. Ein Asper täglich war der Sold, doch konnte er auf das Siebenfache vermehrt werden. Die ursprüngliche Stärke des Corps betrug 1000 Mann, wuchs aber nachmals bis auf 40,000 an. Die vorigen besoldeten Infanteristen, Piade, erhielten statt des Soldes Grundstücke als Lehen, mit der Verpflichtung, im Kriege die Wege für das Heer gangbar zu machen; sie wurden also Pioniere; von 1000 stieg ihre Anzahl gleichfalls auf 20,000. Nach dem Fußvolke traf auch die Reiterei eine Umbildung; sie war theils geregelt, theils ungeregelt. Die geregelte, anfangs 1000, später 4000 Mann, schied sich in 1000 Mann Sipahi, Reiter; 1000 Silihdare, Reisige; 1000

Ulufedschi, Söldlinge, und 1000 Ghureba, Fremdlinge. Aehnlich den Piaden gab es auch belehnte Reiter, Mosseliman genannt, d. h. Befreite von Auflagen. Ihre Officiere hießen Ssubaschi, über 100, Binbaschi, über 1000 befehligend, und Sandschakbeg, Fahnenfürst. Die Unbesoldeten, Akindschi, Renner, wurden beibehalten, und sie sowohl, als die Sipahi nebst den Janitscharen erlangten eine gefürchtete Berühmtheit durch ganz Europa, so lange die Türken mächtig waren.

In immer kühnern Streifereien war Urchan endlich bis an die Ufer des Bosporus gedrungen; da erhob sich endlich der Byzantinische Kaiser Andronicus der Jüngere zum ernstlichen Widerstande, doch mit Bedächtlichkeit; denn sein Heer legte täglich nicht mehr als zwei Stunden zurück. Die verzärtelten Griechen unterlagen den rüstigen Osmanen bald; das alte, berühmte Nicäa ergab sich ihnen 1330, und ihr Sultan schlug fortan seine Residenz in selbigem auf. Die Eroberung von ganz Kleinasien folgte bald darauf, und drohend blickten die Osmanen von den Ufern des Bosporus zu den Gestaden Europas hinüber. Jetzt wagte der Griechische Kaiser nicht mehr, die Entscheidung der Waffen zu erproben, sondern suchte vielmehr die Freund-

schaft der gefährlichen Fremdlinge. Zwanzig Jahre verstrichen, zwar ohne offenbaren Krieg; allein von Zeit zu Zeit setzten kühne Abenteurer mit beutelustigen Gefährten über die Meerenge, oft von den dort unter sich hadernden Parteien selbst zu Hülfe gerufen, oder sie durchzogen das jenseitige Land, führten Menschen und Güter hinweg, und kehrten reich beladen und ungestraft wieder. Zwanzig solcher Einfälle und Plünderungszüge werden von der Geschichte berichtet. Eine Vermählung Theodoras, der Tochter des Griechischen Kaisers Johann Kantakuzeno mit dem 60jährigen Sultan Urchan fand Statt 1346; aber auch dieses Opfer vermochte nicht, dessen Vergrößerungsplänen ein Ziel zu setzen, welche durch die im Griechischen Reiche obwaltenden Wirren so erleichtert und gefördert wurden, daß er trotz der eingegangenen Verschwägerung dennoch beschloß, seinen Fuß bleibend in Europa niederzusetzen. Was er still bei sich beschlossen, führte sein ältester Sohn, Suleiman, angeblich nach einer gehabten traumähnlichen Vision, raschen Laufes aus.

An der Asiatischen Küste, wo sich das Marmormeer bereits zum Hellespont verengt, springt eine Halbinsel hervor, sonst Cyzicus, jetzt Kaputaghi, d.i. Thorberg, genannt. Durch eine felsige Höhe verbindet

sich die Insel mit dem Festlande, und hier lag auch die einst von einer Milesischen Colonie gegründete Stadt Cyzicus. Durch ihren Handel, ihren Reichthum, die Pracht ihrer Tempel und Kunstwerke wurde sie Massilia und Carthago vergleichbar, eine der schönsten in dem Kranze der Kleinasiatischen Küstenstädte. Doch jetzt lag sie verödet und in Trümmern. Auf diesen Trümmern nun soll einst Urchans Sohn, Suleiman, bei einer mondhellen Nacht in tiefen Gedanken verloren gesessen haben. Zwar kannte er des Ortes Geschicke und Wandlungen nicht; allein das Gewirr halb versunkener, halb zerbrochener Säulen, die Majestät der noch einzeln aufsteigenden Bogen und Dome stimmten auch den Barbaren zu ernsten Gedanken, und er schaute hinab in die sanft bewegten Fluthen und ließ dann hinwiederum seinen Blick hinausgleiten über den glänzenden Spiegel des Meeres. Da däucht es ihm, als ob Tempel und Paläste emporstiegen aus der Tiefe; als ob Flotten segelten unter den Gewässern, und als ob geheimnißvolle Stimmen flüsterten an seinem Ohr. In voller Herrlichkeit stieg eben der Vollmond auf im Osten, ein silbernes Band schien sich herüberzuziehen über die Wasserstraße, welche Europa von Asien scheidet. Stieg nicht auch ein Mond empor aus dem Bu=

sen Edebali's und senkte sich in die Brust seines Groß-vaters Osman? Kühne Gedanken stürmten jetzt auf in der Seele des einsamen Jünglings; jener Traum deutete die kommende Größe seines Hauses an, was ihm jetzt geistig vorgeschwebt, war ihm der Vorglanz seiner eigenen; Europa muß mit Asien vereinigt seyn und den Osmanen gehorchen! Dieß beschloß er in selbiger Stunde und eilte ungesäumt zur Ausführung des neuen Entschlusses.

Er berieht sich mit einigen Vertrauten; zwei derselben bestiegen noch in derselben Nacht einen Nachen, stießen bei Gorudschuk ab und landeten an der Europäischen Küste bei dem Schlosse Tschini oder Dschemenlik, anderthalb Stunden oberhalb Gallipoli. Sie überzeugten sich von dessen geringer Festigkeit und nachlässigen Bewachung, kehrten in Begleitung eines Griechen, der sie aufgefangen hatten und der sich zum Wegweiser bei einer vorzunehmenden Ueberrumpelnng erboten, zu Suleiman zurück und überbrachten ihm diese erfreuliche Botschaft. Er ließ sogleich Ochsenhäute in Riemen schneiden, damit Bäume zu zwei Flößen zusammenbinden, und in der nächsten Nacht schon ruderte er nebst 39 Gefährten auf diesen gebrechlichen Fahrzeugen über die Meerenge. Alles gelang nach Wunsch;

wegen der Ernte waren die Einwohner zerstreut und abwesend; ein an den Mauern des Schlosses liegender Düngerhaufen erleichterte deren Ersteigung; 300 Mann folgten am nächsten Tage und binnen drei Tagen noch 3000 andere; der erste, entscheidende Schritt zur bleibenden Besitznahme in Europa war geschehen 1356.

Unklug haderte Kantakuzeno mit seinem Gegner, einem Paläologen, und bat seinen Schwiegersohn Urchan um Hülfe. Bereitwillig entsendete dieser 10,000 Reiter; sie landeten an der Mündung der Marizza bei Ainos, schlugen zwar die Schaaren des Gegners, schleppten aber unermeßliche Beute mit sich von dannen. Vergebens unterhandelte Kantakuzeno für die Räumung des Schlosses und bot 10,000 Ducaten. Noch ehe der geflissentlich verzögerte Vertrag abgeschlossen war erschütterte ein gewaltiges Erdbeben die ganze Gegend; Häuser, Wälle und Mauern stürzten ein; auch die Mauern von Gallipoli fielen; flugs brachen die Osmanen, gleich hungrigen Wölfen, in die Stadt und behielten sie, als den Stütz- und Mittelpunct ihrer fernern Unternehmungen, 1357. Suleiman verlegte seinen Wohnsitz dahin, und fortan wichen die Osmanen nicht mehr aus Europa! Zwar fand Suleiman seinen Tod schon im folgenden Jahre durch

einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde auf der Falkenjagd, und wurde der erste Pascha in Europa begraben. Allein wie Zugvögel strömten seitdem Osmanische Horden jedes Frühjahr nach dem unglücklichen Griechenland, durchschwärmten bis zum Spätherbst die Provinzen nah und fern, trugen dann ihren Raub heimwärts, um bald wiederzukehren.

Urchan starb 1360, im 75. Jahre seines Alters und im 35. seiner Regierung. Er war minder grausam, als es in seinem Zeitalter und unter seinem Volke herkömmlich; ein Muttermaal hinter seinem rechten Ohrläppchen galt für eine Zierde und ein Zeichen der vorausbestimmten Stetigkeit des Glücks.

---

3. Der Osmanischen Sultane Uebersiedelung nach Europa. — Eroberung von Constantinopel.

Murad, Urchans jüngster Sohn, muthmaßlich zu immerwährender Unterthänigkeit verurtheilt, ja selbst in der Gefahr einer gewaltsamen Lebensverkürzung schwebend, ward durch den plötzlichen Tod seines Bruders Suleiman Selbstherrscher der Osmanen 1360. Seine 29jährige Regierung war ein fortwährender Eroberungskrieg; denn was der Vater begonnen, bis zur möglichsten Vollendung fortzusetzen, war sein unabänderlicher

Entschluß und Wille. Alle Festungen und Schlösser, am Bosporus gelegen und landeinwärts, eroberte er binnen zwei Jahren, bis er mit der Besitznahme von Adrianopel endigte, 1362; hierher verlegte er sodann seine Residenz, saß nun im Herzen des Griechischen Kaiserthums und sendete seine Heere bald nord-, bald westwärts zur Unterwerfung der benachbarten Servier, Bosnier, Bulgaren und zum Kampfe gegen die Ungarn. Murad war des Schreibens nicht kundig; als er daher einst einem Handelsvertrage mit den Ragusanern seine schriftliche Genehmigung geben sollte, tauchte er die Hand in die Tinte und drückte sie auf die Urkunde. Seitdem und bis auf die spätesten Zeiten erblickte man ein Zeichen, den Ballen der Hand, die drei gerade neben einander liegenden Mittelfinger und den ausgespreizten Daumen und kleinen Finger nachbildend, statt der Namensunterschrift der Sultane auf den Fermans, und diese Hieroglyphe heißt Tughra.

Ein Zufall auch gab Veranlassung zu einer Mode in der Kopfbedeckung der vornehmen Osmanen. Nach der Eroberung des Schlosses Apollonia in Thracien bemerkte Murad, daß einer der abziehenden Soldaten eine goldene Schale auf den Kopf gesetzt und seine Mütze, welche selbige aber nur schlecht verbarg, darüber

gezogen hatte. Der Sultan stellte ihn wegen dieser Veruntreuung zur Rede, denn der fünfte Theil der Beute gehörte dem Schatze; allein der Einfall belustigte ihn doch so, daß er dem Soldaten die Schale ließ und die goldene Haube, Uskuf, einführte, eine Auszeichnung der Leibwache und Hofbeamten; ja er selbst fügte seinem Turban diese Verzierung bei.

Das Kriegswesen erhielt unter Murad manche Verbesserung. So errichtete er eine Truppe von christlichen Unterthanen, welche zum Fuhrwesen verwendet wurde und Woinak hieß; sie war dafür auflagen- und steuerfrei. Desgleichen regelte er die verschiedenen Farben der Fahnen nach bestimmten Grundsätzen. Die Farbe des Propheten war die der Sonne, gelb; die seiner Familie, der Fatimiten, die Farbe der Erde, grün; die Söhne Ommias, die Ommiaden, hatten weiß, die Farbe des Tages; die Söhne Abbas, die Abassiden, zum feindlichen Gegensatz, erkoren die Farbe der Nacht, schwarz; die Söhne Osmans die des Blutes, roth; die Farbe des Himmels, blau, bei den Persern in hohen Ehren, war gering geachtet bei den Türken, als die Hoffarbe der Byzantinischen Kaiser, von jener begünstigten Partei in der Rennbahn, darum ward die blaue Farbe den Juden

zur Kopf- und Fußbekleidung zugewiesen; die Sipahis führten eine rothe Fahne, als ehrenvolle Auszeichnung.

Bis jenseits des Hämus und an die Donau hatte Murad sein Gebiet erweitert; da fand ihn der Tod im wilden Schlachtgewühl, dem er so oft getrotzt, auf eigenthümliche Weise, 1389. Lazar, der Kral von Servien, wagte es, mit Heeresmacht ihm entgegen zu treten in der Ebene von Kossova, die auf Ungarisch Rigomazeu, auf Deutsch „Amselfeld" heißt; das Flüßchen Schitniza durchschneidet sie, ringsum erheben sich liebliche Anhöhen. Lange wogte die Schlacht unter Strömen von Blut unentschieden hierhin und dorthin; ja der linke Flügel der Osmanen wich bereits, da drängte sich ein vornehmer Servier hervor, Milosch Kobilovich hieß er, und rief, er habe dem Sultan ein Geheimniß zu vertrauen. Murad winkte ihn herbei; der Servier beugte sich, als wolle er ihm die Füße küssen, doch in demselben Augenblick bohrte er ihm den Dolch in den Leib. Die Wachen wollten ihn greifen, doch Milosch Kobilovich, stark von Faust und behenden Laufs, stieß mehrere derselben nieder, entwand sich dem Gemenge drei Mal und floh mit gewaltigen Sprüngen dem Flusse zu, wo er sein Roß gelassen.

Doch ehe er es erreicht, ward er noch eingeholt und niedergesäbelt. Murad fuhr indessen fort zu befehligen, bis der Sieg erfochten war. Aber seine Wunde war tödtlich; er starb nach einigen Stunden. Zwei Beinamen erhielt er unter seinem Volke, „Chudawendkiar" Herr, und „Ghasi", Sieger, um seine Macht und sein Kriegsglück zu bezeichnen. Der Name „Milosch Kobilovich" aber ward bei den Türken gleichlautend mit „Meuchelmörder," während er den Serviern „Rächer der Freiheit" bedeutet. Das strenge Ceremoniel der Pforte, daß Jeder waffenlos vor dem Großherrn erscheine zwischen zwei Kämmerern, die ihm die Arme halten, ist eine Vorsichtsmaßregel seit der meuchlerischen Verletzung Murads.

Bajesid, mit dem Beinamen „Jildirim" der Wetterstrahl, Murads Sohn und Nachfolger, begann den Antritt seiner Regierung mit einem Brudermord, denn er ließ seinen einzigen Bruder Jakub aus dem Wege räumen, wobei man sich auf Stellen im Koran berief, als „Unruhe ist ärger als Hinrichtung", und „auch Gott ist allein und ohne Nebenbuhler, ebenso muß es auch der Herrscher der Rechtgläubigen auf Erden seyn." Diese barbarische Sitte fand seitdem immer Nachahmung bei den folgenden Sultanen, und ward selbst zum Reichsgesetz.

Ruhelos trug Bajesid seine Waffen bald nach Asien hinüber, bald nach den ihm benachbarten Provinzen in Europa und hielt Constantinopel sieben Jahre lang eng eingeschlossen. Endlich gedachte Sigismund, der König von Polen, im Gefühle der gemeinsamen Gefahr aller Staaten bei dem Weiterumsichgreifen der Osmanischen Barbaren, eine eherne Mauer wider sie aufzurichten. Es gelang ihm, Hülfstruppen zu erhalten aus Frankreich, aus Ungarn, aus der Walachei, aus Deutschland und vom Orden der Deutschen Ritter, so daß er mit 60,000 Mann vor Nikopolis erschien, 1396. Mit Verachtung sprachen die Franzosen von Bajesid, und prahlten, „wenn der Himmel einstürze, wollten sie ihn mit ihren Speeren stützen;" seinerseits ließ sich der Sultan vernehmen: „nächstens werde er sein Pferd auf dem Hochaltare der Peterskirche zu Rom Hafer fressen lassen"! Am 28. Sept. 1396 schaarten sich beide Heere bei Nikopolis zum blutigen Hauptkampf. Taub gegen die Mahnung, sich für den entscheidenden, lezten Stoß aufzusparen, hatten sich die Franzosen den Vortrab erzwungen. Ungestüm war ihr Angriff auf den der Türken; sie warfen ihn, durchbrachen selbst die Janitscharen und richteten ein arges Gemetzel unter

ihnen an. Hätten sie jetzt Halt gemacht, um sich wiederum zu sammeln und das Ungarische Fußvolk zu erwarten, wäre ihnen unfehlbar der Sieg verblieben. Allein mit wilder Hast sprengten sie hinter den fliehenden Sipahis eine Anhöhe hinan, blieben aber gefesselt vor Erstaunen, als ihnen dort ein Wald von 40,000 Lanzen entgegen starrte, denn hier hielt Bajesid seine Kerntruppen verborgen. Dem Uebermuthe folgte rathlose Bestürzung. Die Franzosen wendeten um zu schleuniger Flucht, fanden sie aber verrannt durch Türkische Reiter; eingekeilt zwischen die herandrängenden Massen, fanden sie größtentheils den Tod oder die Gefangenschaft. Ihr Untergang erschütterte auch das Hauptheer; die beiden Flügel wankten, lösten sich und flohen; nur das Centrum, wo Sigismund selbst befehligte, hielt Stand, verbreitete Tod und Verderben unter den Türken, erlag aber doch endlich der Uebermacht und wurde gleichfalls in die Flucht geschlagen. Nur mit Mühe entraffte sich Sigismund dem Gewühle.

Bajesid besichtigte das Schlachtfeld; als er es mit den Seinen nach allen Seiten hin bedeckt fand, (sein Verlust soll 60,000 Mann betragen haben) weinte er vor Wuth, und schwur, ihren Märtyrertod grimmig

zu rächen. Er hielt, was er geschworen, denn am folgenden Tage ließ er 10,000 Kriegsgefangene niedermetzeln! Ungehindert durchzog er nun mit seinen siegreichen Schaaren die Lande nah und fern; auch Athen kam an die Reihe, und sonder Gefahr gelangte er dahin durch die wohlbekannten Engpässe von Thermopylä.

So hatte denn Bajesid den Gipfel eines bis hierher unveränderten Glücks erstiegen, oder, wie einer seiner Geschichtschreiber pomphaft sagt: „der hohe Baum seines Glücks strotzte von Früchten, die mit jedem Tage unter dem mannichfaltigen Gesange der Vögel ihm entgegen reiften, denn es ermangelte ihm nichts von allen Gegenständen angenehmen Genusses. Thiere von seltener Gestalt, Metalle, und was Gott sonst in der Welt zum Vergnügen der Augen geschaffen, fand sich in seinen Schätzen . . . . .“ Doch auch er sollte den Wechsel menschlicher Dinge schmerzlich erfahren!

Timur, d. i. Eisen, oder Timurlenk, d. i. der lahme Timur, gewöhnlich auch Tamerlan genannt, der Fürst der Mongolen, trat welterobernd in Asien auf. Wie ein gewaltiger Strom überfluthete er mit seinen Horden alle Lande, und auch die, welche bisher unter der Obmacht der Osmanen gestanden in

Kleinasien, erlagen seinem Andrange. Da entbot Bajesid alle seine Mannen und die ihm in Europa unterwürfigen Völker, Servier, Walachen und Griechen, zog hinüber über den Hellespont und stand, voll innerer Zuversicht, dem gefürchteten Timur bei Angora gegenüber, d. 24. Juli 1402. Am frühen Morgen begann die Blutarbeit und dauerte bis zur sinkenden Nacht; allein ein Theil der Truppen Bajesids ging zum Feinde über; der Durst, die übermenschlichen Anstrengungen und das Schwert rafften 10,000 der Janitscharen dahin; da wandte sich Bajesid zur Flucht; allein sein Pferd stürzte und er ward gefangen. Timur soll, als man den hohen Gefangenen zu ihm ins Zelt brachte, mit seinem Sohne beim Schachspiele gesessen und in diesem Augenblicke eben den König (Schah) mit dem Rochen gewechselt haben; zur Erinnerung, daß der Osmanen Herr nun den Thron mit dem Thurm des Gefängnisses wechselte, habe er seinem Sohne den Namen Schahroch beigelegt. Timur behandelte seinen Gefangenen mit Milde und verschärfte dessen Haft nur nach einem gemachten Versuche zur Flucht; ohne alle geschichtliche Beglaubigung aber ist die Sage, daß er in einem eisernen Käfige verwahrt worden sei. Bajesid erlangte

die Freiheit nicht wieder, denn er starb schon im folgenden Jahre in der Gefangenschaft d. 8. März 1403. Er hatte des Glückes höchste Gunst und Ungunst erfahren, und den Namen der Osmanen furchtbar gemacht. Aber auch den Anfang zur Sittenverderbniß unter seinem Volke wirft man ihm vor. Gegen die Satzungen des Islam trank er Wein, und sah den widernatürlichen Ausschweifungen seines Vezirs Ali-Pascha nach, welcher das empörende Laster der „Knabenliebe" in Umschwung brachte. Schöne Christenknaben wurden als Pagen, „Idschoglan", an den Hof gebracht, mußten dort zur Befriedigung thierischer Wollust dienen, und traten dann in das Corps der Janitscharen, die Vergiftung auch dorthin verbreitend, oder gelangten wohl zu hohen Würden und Aemtern; allein jener geheime Wurm der stummen Laster untergrub seitdem die Sittlichkeit des Volks, und elende, verächtliche Weichlinge standen oft am Ruder des Staats.

Ein zehnjähriges Zwischenreich minderte und erschütterte das bis jetzt stets wachsende Reich der Osmanen, indem sich vier Söhne Bajesids um die Oberherrschaft stritten. Endlich gelangte Mohamed, der erste Sultan dieses Namens, zum ausschließlichen Besitz und erhielt den Beinamen „Kürischdschi Tsche-

lebi", der Ringer, der Ehrenmann (gentleman). Durch seine innern und äußern Vorzüge, einen edlen, ritterlichen Sinn, eine seinem Stamme und Stande ungewöhnliche geistige Bildung, seine männliche Schönheit, seine Sorgfalt für Zierlichkeit und Anstand, seine Tapferkeit endlich und Gewandtheit im Reiten und in der Führung der Waffen, verdiente er diese Beinamen vollkommen. Er verschaffte dem Osmanischen Reiche das vorige Ansehen wieder, unterwarf die abtrünnigen Länder aufs Neue und befestigte es in Asien, sowie in Europa. Eine fanatisch-schwärmerische Secte unter den Derwischen, deren Urheber sich Böreklüdsche Mustapha nannte, beunruhigte, weit verzweigt, das Reich eine Zeitlang; mit unerschütterlichem Muthe erlitt er den Märtyrertod, und seine Anhänger suchten ihm zu gleichen; nicht ohne Mühe gelang es, die Ruhe wieder herzustellen. Desgleichen trat ein falscher Mustapha auf, angeblich ein älterer Bruder des Sultans, der in der Schlacht bei Angora verschwunden war. Er fand Anhang; Mohamed rückte gegen ihn aus und trieb ihn in die Enge; da flüchtete er sich nach Constantinopel, den Schutz des Kaisers Manuel anflehend. Mohamed forderte dessen Auslieferung, welche der Kaiser ent-

schieden verweigerte; doch bequemte er sich, ihn gegen eine jährliche Geldsumme gefänglich zu verwahren.

Bei einer Heerschau hatte Mohamed eine Anwandlung vom Schlage, konnte sich aber den folgenden Tag doch noch den bestürzten Truppen zeigen, indessen verschied er bei einem Rückfalle, 1421. Bis sein in Asien abwesender Sohn Murad angelangt seyn werde, wollte man das Ableben des Herrschers verbergen. Ein Theil der Janitscharen und Sipahis sollten zur Beziehung eines Lagers aufbrechen; sie verlangten aber vorher, den Sultan zu sehen. Große Verlegenheit und Bestürzung; denn dem Vorgeben, daß der hohe Kranke der freien Luft nicht ausgesetzt werden dürfe, gaben die Truppen nicht Gehör. Endlich fand man einen eigenthümlichen Ausweg. Der Leichnam des Sultans wurde mit dem Festkleide angethan, auf den Thron gesetzt und den Truppen nur hinter einem Fenster gezeigt; ein vertrauter Page steckte seine Arme in die Aermel des Festkleides, bewegte so die Hände des Todten, als ob er lebe, und so ward die Täuschung bis zum 41. Tage erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

5.

Die neuesten Händel Chinas mit den Englischen Factoreien.

Das himmlische Reich China bietet selten Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Europäer zu erregen. Alle Gerüchte, die aus jenem unzugänglichen Lande zu uns bringen, haben stets etwas Fabelhaftes, und darum muß man sich beeilen, schnell diejenigen Entdeckungen zu erfassen, welche den Character der Gewißheit an sich tragen, und einiges Licht über jene hundertjährigen Gebräuche verbreiten. In dieser Beziehung liefern uns die nähern Umstände des Streits, der kürzlich zwischen den Engländern und Chinesen wegen des Opiums zum Ausbruch gekommen, alle Elemente zu einem kleinen Drama, das des Interesses gewiß nicht ermangelt.

Man kennt die ungeheure Menge Thee, welche die Indische Compagnie von China bezieht. Bis zu einer gewissen Epoche wurde die Ausfuhr durch die Einfuhr von Opium compensirt, welches die Chinesen in großer Menge essen und rauchen. Allein der himmlische Kaiser wollte den für die Gesundheit seiner Völker verderblichen Wirkungen des Opiums Einhalt thun,

und verbot deßhalb den Opiumhandel zu wiederholten Malen. Trotz dieser Maßregeln setzten ihn die Engländer, welche von diesem Handel großen Gewinn ziehen, durch Schleichhandel, mit offenbarer Zustimmung des Indischen Gouvernements fort. Der Kaiser befahl nun, die Strenge verdoppelnd, daß alle der Defraudation überführten Chinesischen Unterthanen im Angesicht der fremden Factoreien von Canton erdrosselt werden sollten. Diese Factoreien sind bekanntlich die einzigen Communicationspuncte der Chinesen mit den Fremden. Allein die Ausführung dieses von den Chinesen als Insulte angesehenen Edicts fand von ihrer Seite stets lebhaften Widerstand, und hat stets Unruhen erzeugt, namentlich im Monat December vergangenen Jahres.

Mittlerweile erschien am 26. Februar gegen Mittag ein Trupp Chinesischer Soldaten plötzlich auf dem den Englischen Factoreien gegenüber liegenden Square, stellte sich in einen Kreis, und ließ die versammelte Menge sich in Reih und Glied aufstellen. Nun ward ein Bambuskorb herbeigebracht, aus welchem Geschrei ertönte und aus dem man einen Chinesen hervorholte, den man hier erdrosselte; hierauf schaffte man den Leichnam wieder fort, reinigte den Platz, und damit

war es geschehen. Die Maßregeln waren so gut getroffen, daß keine fünf Minuten zwischen der Ankunft der Soldaten und dem Ende der Execution vergingen. Interessant aber ist die Geschichte des Patienten. Er war im Monat September festgenommen worden und entwischt. Nun hatte man Vater, Mutter und Bruder zu Geiseln genommen, und eine Belohnung dem versprochen, der ihn wieder zurückbringen würde; da stellte er sich selbst, nahm die Belohnung in Anspruch, ward wirklich bezahlt, und dann erdrosselt, wie wir gesehen haben.

Indessen waren doch einige fremde Kaufleute, welche dieß Schauspiel von ihren Fenstern aus sahen, auf den Platz herunter gekommen. Diejenigen, welche Chinesisch sprachen, hatten vergebliche Vorstellungen dagegen gemacht; sie waren aber nicht zahlreich genug, und konnten nicht auf die einheimische Bevölkerung zählen, die im Monat December geringe Sympathie für sie bezeigt hatte. Sie mußten sich daher begnügen, gegen die Injurie zu protestiren, welche ihnen angethan worden war, und nach Hause zurückgekehrt, beriefen sie eine Versammlung. Die Englischen Residenten ergriffen die Initiative und nahmen die Brittische Flagge von ihren Gebäuden, und die Französischen, Holländischen

und Americanischen Consuln kamen auf ihre Einladung gleichfalls überein, am nächsten Morgen ihre respectiven Flaggen nicht aufzustecken. Ihrerseits aber erwiederten die Behörden von Canton auf alle ihre Vorwürfe: „Es ist des Kaisers Befehl“ und behaupteten zudem, den Fremden gar keine Insulte angethan zu haben, da man ja die Leiche unmittelbar darauf wieder weggenommen, um sie anderswo an den Pranger zu stellen.

Allein dieß Alles war nur das Vorspiel weit entschiednerer Maßregeln von Seiten des Peckinger Cabinets. Man erfuhr bald darauf in Canton die Ankunft eines Yum-Chuy, oder kaiserlichen Commissärs, der mit außerordentlichen Vollmachten ausdrücklich hergesandt war, um dem Schleichhandel mit Opium ein Ende zu machen. Ein einziges Factum beweist die ganze Wichtigkeit, die mit seiner Mission verknüpft war: er brachte das kaiserliche Siegel mit, das die Allmacht vorstellt, und Unterthanen höchstens zwei bis drei Mal anvertraut worden ist, das letzte Mal bei der Rebellion des Tartarischen Prinzen Jehangir, vor sieben Jahren.

Der furchtbare Lin, so hieß der Yum-Chuy, weihte seine Ankunft durch Maßregeln der Sanftmuth und

der Politik ein. Er amnestirte fast alle des Schleich-handels überführte Eingebornen, und erklärte, daß er die Kosten seines Aufenthaltes selbst bestreiten wolle, ohne der Municipalität von Canton zur Last zu fallen; was im Nothfall beweist, daß die absolute Macht selbst in China nicht so infallibel ist, daß sie nicht auch das Bedürfniß der Popularität fühlt. Nach diesen Präliminarien ließ der Yum-Chuy die Hongs-kaufleute vor sich erscheinen. Die Hongs oder Hannisten sind diejenigen Chinesischen Kaufleute, welche das Handelsmonopol mit den Fremden haben, dessen ungeheuren Gewinn sie ernten. Natürlich waren sie beim Opium-Schleichhandel implicirt. Als sie vor den großen Lin kamen, fielen sie auf die Kniee, um seine erhabnen Worte zu hören, und blieben während der ganzen Dauer ihres Verhörs so liegen. Bekanntlich gilt in China der Anblick des Kaisers der Wirkung des Blitzstrahls gleich, und wenn einer seiner Unterthanen das Unglück hat, ihm zu begegnen, so kann er einen schleunigen Tod nur dadurch vermeiden, daß er ihm schnell den Rücken kehrt, oder sich mit dem Gesicht auf die Erde wirft.

So also konnten die Hongskaufleute nichts Geringeres thun, als sich vor dem großen Yum-Chuy,

dem Repräsentanten des heiligen Sohns der Sonne, des einzigen Gouverneurs der Erde, des Großvaters seiner Völker ꝛc. auf die Kniee zu werfen. Allein Se. Exc. meinte mit Recht, daß sie mit den Europäern auf andere Art verfahren müsse; darum richtete sie an alle Fremden, Europäer oder andere, kurz an alle die, welche nicht das Glück haben, unter den himmlischen Gesetzen zu leben, ein Edict, ebenso merkwürdig dem Sinne wie der Fassung nach, wovon Folgendes eine wörtliche Uebersetzung ist:

„Lin, der kaiserl. Obercommissär des himmlischen Hofs, einer der Directoren des Kriegsbüreaus, und Gouverneur von Hookwang richtet seine Befehle an die Fremden aller Nationen, mit dem Ersuchen, Kenntniß davon zu nehmen.

„Es ist bekannt, daß die Schiffe, welche nach Kwan-Tung kommen, um dort Tauschhandel zu treiben, daselbst großen Gewinn gefunden haben. Dieß ist schon durch die Thatsache offenbar, daß die Schiffe, deren man ehemals kaum zehn zählte, seit einigen Jahren über hundert und so und so viel zehn angewachsen sind. Alles, was sie mitgebracht, haben sie Gelegenheit gefunden, unterzubringen; Alles, was sie haben kaufen wollen, hat man ihnen verschafft. Mögen die Fremden sich selbst fragen, ob es zwischen Himmel und Erde ein Land giebt, wo sie einen vortheilhafteren Handel finden können.

„Stattet Dank dafür ab unseren großen Kaisern, die euch in ihrer allumfassenden Güte Privilegien be-

willigt haben. Werden unsere Hafen euch einmal verschlossen, was wird dann aus eurem Gewinn? Was sage ich! Unser Thee und unser Rhabarber sind Dinge, die, wenn sie euch Fremden fehlen, euch zugleich der Mittel berauben, euer Leben zu bewahren. Nun denn! Wir liefern sie euch ungemischt, unverfälscht Jahr für Jahr, um sie übers Meer zu transportiren. Nein! Nie gab es größere Gunstbezeugungen!

„Aber ihr, zeigt ihr euch auch erkenntlich für diese Gunstbezeugungen? Habt ihr unsere Gesetze beobachtet? Und habt ihr, als ihr euren Nutzen suchtet, das Leben Anderer geachtet? Warum bringt ihr in unser Land das Opium, von dem man in euren eigenen Ländern darum keinen Gebrauch macht, weil es der Ruin und Tod der Menschen ist? Ihr habt dadurch das Chinesische Volk seit 10 Jahren verführt, und ungeheuer ist die Summe des ungerechten Gewinnes, den ihr gemacht hat. Ein solches Benehmen erregt tiefsten Unwillen in jedes Menschen Herzen, und ist durchaus unentschuldbar in den Augen der himmlischen kaiserlichen Vernunft.

„Da ihr aber auf dem Gebiete des himmlischen Hofes seid, so schuldet ihr, wie die Einheimischen, dessen Gesetzen Gehorsam. Nun erfahre ich, daß sich am Bord der im Lintin vor Anker liegenden Schiffe viele Zehntausende von Opiumkisten befinden, die ihr auf dem Wege des Schleichhandels zu verkaufen vorhabt. Darauf bezüglich vernehmt nun meine Befehle; sobald sie den fremden Kaufleuten zu Ohren kommen, sollen sie sich beeilen, ihnen Gehorsam zu leisten. Sie sollen nämlich an die Regierung alle an Bord ihrer Schiffe befindlichen Opiumkisten abliefern, und darf kein Atome davon verhehlt werden.

„Zugleich müssen die Fremden eine in Chinesischer und fremder Sprache abgefaßte Erklärungsschrift unterzeichnen, des Inhalts: „Daß es ihre Schiffe fernerhin nicht wieder wagen werden, Opium zu bringen, da im Falle des Betrugs Alles confiscirt wird, und sich die Delinquenten außerdem ohne Widerstand der äußersten Strenge des Gesetzes unterwerfen müssen.“

„Ich habe gehört, daß ihr Fremden ein großes Gewicht auf das Wort guter Glaube setzt. Wenn ihr daher, wie ich befohlen habe, all euer Opium abliefert, und euch für die Zukunft verbindlich macht, so soll euch, da dieß ein Beweis ist, daß ihr für Reue und heilsame Furcht empfänglich seid, die Vergangenheit vergessen werden. Ich, der Obercommissär, werde im Verein mit dem Gouverneur und Gouverneur-Lieutenant unsern großen Kaiser bittend darum angehen, daß er euch nicht allein die Vergangenheit verzeihe, sondern auch ein Mittel suche, euch seine Gunst angedeihen zu lassen, als Ermuthigung des Geistes der Reue, den ihr offenbaret habt. Auf diese Weise werdet ihr den Ruf guter Fremdlinge nicht verlieren, und könnt so aufs Neue durch einen ehrlichen Handel Reichthümer erwerben. Welch schönere Lage könnt ihr euch wünschen?

„Verharrt ihr aber halsstarrig in eurer Thorheit, dann wird der himmlische Hof, obgleich er seinen Principien gemäß die Menschen ferner Länder mit Zärtlichkeit und großer Milde zu behandeln gewohnt ist, da er nicht dulden kann, daß man ihm Trotz bietet, gezwungen seyn, euch den durch das neue Gesetz verfügten Strafen zu unterwerfen.

„Was mich, den Obercommissär, anbetrifft, so werde ich, so lange als der Opiumhandel nicht auf-

gehört hat, meinen hiesigen Aufenthalt verlängern, und schwöre euch, daß ich diese Angelegenheiten von Anfang bis zu Ende verfolgen und nicht eine Minute daran denken werde, halben Wegs stehen zu bleiben.

„Zudem finde ich, wenn ich die Stimmung des Volkes in Erwägung ziehe, ein solches Gefühl des Unwillens gegen euch, daß, wenn ihr taub bleibt gegen die Stimme der Reue, ihr nicht allein die zerschmetternden Wirkungen unserer Streitkräfte zu Land und zur See zu fürchten habt, sondern, daß es schon genügen würde, die Stadtmiliz aufzubieten, um euer Leben in meine Macht zu stellen. Und zudem, was würde es uns schaden, alle Handelsverhältnisse mit euch abzubrechen? Unser Centralreich, das alle Erzeugnisse der Erde in Ueberfluß hat, bedarf eurer fremden Producte nicht.

„Ich sende die Hongskaufleute in eure Comptoirs, um euch zu warnen. Sucht keine eitlen Ausflüchte, oder nutzlose Verzögerungen, indem ihr eure Reue bis zu dem Augenblicke verschiebt, wo die Zeit dazu verstrichen ist."

Dieß Edict ist datirt von Montag den 18. März. Die Bestimmung der Daten ist wichtig, um die Wechselfälle des kleinen Kriegs zu verfolgen, der 14 Tage lang gedauert hat. Die Fremden hatten eine Frist von 3 Tagen zu ihrer Unterwerfung, und die Hongskaufleute das größte Interesse, sie dazu zu bewegen, da der Yum-Chuy fest entschlossen war, zwei von ihnen den Kopf abschlagen zu lassen, wenn die Fremden nicht gehorchen sollten. Am Mittwoch theilten die unglücklichen Kaufleute den Fremden diese Alternative mit, welche darüber beriethen, und endlich, um Zeit zu gewinnen, eine Commission ernannten, welche das Edict von Yum-

Chuy in Erwägung ziehen sollten. Allein davon wollte der große Lin nichts hören, und erwiederte den Hongskaufleuten sehr ruhig: „Das Opium, oder zwei Köpfe.“ Dieß ereignete sich am Donnerstag, und bereits am andern Morgen ward den Fremden jede Communication mit der Küste und selbst mit der Stadt untersagt; der Handel war gehemmt, man verweigerte den Schiffen mit voller Ladung die Erlaubniß abzusegeln, überall im Flusse stationirten Mandarinen-Fahrzeuge, und die Fremden wurden in ihren Factoreien eingeschlossen und von den Chinesen streng im Auge gehalten.

Nach den Berichten der Reisenden bilden die Factoreien an den Ufern des Tchu-Kiang (Tigris) ein schönes Quartier mit breiten Kais, und indem man sie zur Rechten und den Fluß hinter sich hat, tritt man in die Stadt. Allein in diesem Augenblick war jede Communication mit der Stadt abgeschnitten, da der Yum-Chuy beschlossen hatte, die Gefangenen durch Hunger zu zwingen. Er begann damit, alle Straßen zu sperren und daselbst Wachen aufzustellen, auf dem Flusse ließ er drei Reihen mit Soldaten besetzter Fahrzeuge stationiren, und verbot allen Eingebornen, nach den Factoreien zu gehen, oder daselbst zu bleiben, die Fremden auf diese Weise ihres gewöhnlichen Dienstpersonals beraubend.

Freitag um 10 Uhr Abends machten die Fremden die erste Concession, und willigten auf die dringenden Bitten der Hongskaufleute ein, 4037 Opiumkisten abzuliefern. Sonnabend Morgen überbrachten die Hongs dem Yum-Chuy diesen Vorschlag, den er nicht annahm. Als Antwort sandte er eine Botschaft an einen der bedeutendsten Englischen Kaufleute, H. Dent, mit der Einladung, sich zu ihm zu begeben. H. Dent

verlangte einen mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Geleitbrief, und blieb auf Yum-Chuys Weigerung zu Hause. Man sandte, um ihn dazu zu bewegen, die Hongskaufleute ab, von denen zwei, Howqua und Howque, eine Kette am Hals trugen und hingerichtet werden sollten, wenn sie ihn nicht mitbrächten. Aber Dent bleibt unerschütterlich. Howqua und Howque begeben sich hierauf in die Handelskammer, wo alle Kaufleute versammelt waren, und berichten hier die Trübsale und vorläufigen Züchtigungen, denen man sie unterworfen hat. Die Chinesen tragen bekanntlich einen großen Knopf von Korallen, Cristall oder Gold auf ihren Mützen, der nach dem Range verschieden ist, und die Beraubung dieses Knopfes gilt als eine infamirende Strafe. Leider war bereits der Knopf von der Mütze genommen worden.

So Mitleid erregend aber auch immer die Lage von Howqua und Howque war, so ließ sich H. Dent dadurch doch nicht rühren. Die beiden unglücklichen Hongs, in Begleitung von Kwang-Chow-Foe, Nibonune und andern Chinesischen Officieren, nahmen sein Erbarmen vergebens in Anspruch und erklärten umsonst, sie würden im Hause bleiben, und ohne ihn nicht gehen; er blieb unerbittlich. Uebrigens billigten alle seine Landsleute sein Benehmen, denn sie erinnerten sich gleich ihm, daß im Jahre 1759 ein Engländer, Namens Flint, auf gleiche Weise zu einer Conferenz mit dem Vicekönig eingeladen, ins Gefängniß geworfen worden war, und drei Jahre in demselben verbringen mußte. In dieser Weise verging der Sonnabend.

Merkwürdig, war, daß die Chinesen, da sie wußten, daß die Europäer die Gewohnheit haben, den Sonntag zu feiern, sie diesen Tag vollkommen in

Ruhe ließen. Bis 6 Uhr Abends fiel gar nichts vor, aber von diesem Augenblick an schien die Frage durch die Ankunft des Capitän Elliot, des Oberintendanten des Englischen Handels, eine neue Gestalt gewinnen zu wollen.

Der Capitän Elliot befand sich zu Macao, als er die gegen die Residenten von Canton ergriffenen Maßregeln erfuhr. Auf der Stelle befahl er den sich in diesen Seestrichen befindlichen Englischen Schiffen, die Flagge zu hissen, und Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen, während er selbst nach Canton reiste. Als er in den Fluß kam, fand er nur schwachen Widerstand, und setzte seinen Weg fort, während die Mandarinenschiffe ihm folgten und alle seine Bewegungen bewachten. Kaum gelandet, begab er sich in den Saal der Berathung und verlas in Gegenwart aller versammelten Fremden folgende Proclamation:

„In Betracht der öffentlichen Hinrichtung, welche in Canton im Angesicht der Factoreien Statt gefunden, und die eine Insulte ist für alle westlichen Regierungen, deren Flaggen hier wehten; in Betracht der ungewöhnlichen Zusammenziehung von Truppen, Kriegsschiffen und anderer drohender Vorbereitungen, und der von den Provinzialbehörden geschehene Mittheilung, daß die Fremden keine Pässe erhalten sollten, um Canton zu verlassen; halte ich es für unmöglich, sichere und ehrenvolle Verbindungen mit diesen Behörden zu unterhalten, so lange nicht genügende Erklärungen Statt gefunden. Der Unterzeichnete thut daher hiermit zu wissen, daß er für alle diejenigen Unterthanen J. B. M., welche abzureisen wünschen sollten, Pässe verlangen wird. Außerdem ersucht er alle Unterthanen J.

B. M., alle ihre Effecten an Bord der Englischen Schiffe schaffen zu lassen, um sie nach Macao zu transportiren, da die Portugiesische Regierung ihnen jedmöglichen Schutz versprochen hat.

„Sollten die Pässe länger als drei Tage nach seiner Gesuchstellung verweigert werden, so wird sich der Unterzeichnete gezwungen sehen, daraus zu schließen, daß es die Absicht der Provinzialregierung sei, die Unterthanen J. B. M. als Geiseln zurückzuhalten, und sie an ihren Personen, oder an den mit ihnen in unmittelbaren Beziehungen stehenden Kaufleuten ausgeübten Gewaltthätigkeiten zu ungerechten Concessionen zu zwingen.

„Der Unterzeichnete macht schließlich alle hier residirenden Fremden auf diese Entschließungen aufmerksam. Da ihre Regierungen durch gemeinschaftliche Ansichten und Interessen aufs Engste verbunden sind, nicht bloß in ihrem Theil der Erdkugel, sondern besonders auch in diesem Lande, so glaubt er nur seine Pflicht zu erfüllen, wenn er ihnen allen in seiner Macht stehenden Beistand anbietet, wenn ihnen derselbe von einigem Nutzen seyn kann.

„Carl Elliot,
Oberintendant des Englischen Handels in Indien."

Diese Proclamation ward mit rauschendem Beifall aufgenommen, und gewiß kann man nicht umhin, die würdige Sprache des Englischen Capitäns und die unerschrockene Stellung jener Handvoll Fremdlinge zu bewundern, die hier auf einem kaum bekannten Puncte der Welt isolirt und von einer übelwollenden Bevölkerung umringt waren. Unglücklicher Weise hatte aber Capitän Elliot, als er nach Canton kam, vergessen,

daß die Chinesen wohl alle Schiffe einlaufen, aber nicht immer wieder auslaufen lassen. Einmal gelandet, war auch er Gefangener gleich den andern, und jeder Verbindung mit seinen Schiffen beraubt.

Von den Hongskaufleuten, welche Lin verantwortlich gemacht, ward die thätigste Aufmerksamkeit ausgeübt. Sie waren mit allen ihren mit Piken und Schilden bewaffneten Leuten auf den Beinen und bewachten sorgfältig alle Ausgänge. Uebrigens bot die Stadt nach dem eigenen Bekenntniß der Fremden einen wahrhaft pittoresken Anblick dar, den sie unter andern Verhältnissen gern bewundert hätten. Die Hongs, fest entschlossen, ihre Geiseln nicht entschlüpfen zu lassen, hatten Schoppen auf dem Square errichtet, um hier die Nächte zuzubringen. Sie hatten sich in fünf Abtheilungen gesondert, jede aus 50 Mann bestehend, auf ihren Mützen und Laternen den Namen ihrer Magazine führend. Die Patrouillen lösten sich regelmäßig ab, und zwei davon waren stets in Bewegung. Die Erleuchtung der Schoppen nun und die beständige Bewegung der Laternen bildeten eine glänzende Scene, die beim Tchu-Kiang wiederholt ward, wo alle Fahrzeuge in gleicher Verschwendung illuminirt waren. In der Englischen Factorei, welche am meisten bedroht war, standen im Innern stets vier Mann Schildwache, die sich alle zwei Stunden ablösten.

Indessen drohte doch die Illumination der Stadt und des Flusses, so glänzend sie war, einförmig zu werden, und auch die Vorräthe begannen zu mangeln. Man mußte daher nachgeben, und nach zweitägigen unnützen Verhandlungen durch Vermittlung von Howqua und Howque, veröffentlichte Capitän Elliot Mittwoch den 27. März folgende Proclamation:

„Ich, Carl Elliot, Oberintendant des Englischen Handels in China, gegenwärtig nebst allen Kaufleuten meiner Regierung und denen der fremden Nationen, mit Gewalt gefangen gehalten, ohne Lebensmittel, ohne Bedienung und ohne Communication mit unsern respectiven Ländern, trotz des officiellen Gesuchs um unsere Freilassung, habe vom kaiserl. Obercommissär den ausdrücklichen Befehl erhalten, alles im Besitz der Kaufleute meiner Nation befindliche Opium an ihn abzuliefern.

„Da ich nun durch die Gefahr, welche Leben und Freiheit aller in Canton residirenden Fremden bedroht, und durch noch andere wichtige Beweggründe gezwungen bin, so befehlige ich, als Oberintendant, allen in Canton gegenwärtigen Unterthanen J. B. M. alles Opium an mich abzuliefern, welches unter ihrer respectiven Controle ist. Dagegen mache ich mich, als genannter Oberintendant, verbindlich und verantwortlich, auf die vollständigste und rückhaltsloseste Weise, im Namen der Regierung J. B. M., für alles Opium, welches an mich abgeliefert wird, und soll dessen Werth auf noch näher zu bestimmenden Grundlagen von der Regierung J. M. abgeschätzt werden."

In Folge dieser Proclamation wurden über 20,000 Kisten Opium zur Verfügung des Capitän Elliot gestellt; und zu diesem Preise durften die Gefangenen nun, obwohl man ihnen ihre Bedienten noch nicht wieder gab, selbst Vorräthe einkaufen. Die Patrouillen circulirten noch immer, jedoch ohne Offenbarung irgend einer feindlichen Absicht, und die Verbindungen begannen wieder in Gang zu kommen. Die Scene änderte sich nun, und nahm einen etwas liebenswürdigern Cha-

racter an. Der große Yum-Chuy legte, nachdem er sich so streng gezeigt, Beweise ab, daß auch er sich auf feine Lebensart verstehe. Er sandte den Fremden Schweine, Schafe, Geflügel und frisches Wasser, Alles in Ueberfluß und bat sie, diese Gaben als einen Beweis seiner Achtung anzunehmen. Allein die in ihrer Occidentalen Würde verletzten Fremden widerstanden muthig der Versuchung und verweigerten die Annahme ohne Zahlung. Nun kam der Chinesische Commissär auf ein merkwürdiges Auskunftsmittel, um seinen Artigkeiten Eingang zu verschaffen: am nächsten Morgen, Sonnabends, sahen sich die Fremden von Neuem blokirt und den Markt für sie abgeschnitten. Allein dennoch vermochte der Yum-Chuy diesen edlen Widerstand nicht zu besiegen, und empfing immer zur Antwort: „wir wollen eure Schweine, Schafe, Geflügel nehmen, allein ihr nehmt unser Geld.“

Hierbei gab China nach, und Sonntag den 31. März erhielten die Fremden die Erlaubniß, zu bezahlen, was sie kauften. Nun aber galt es, die Bedingungen der Auslieferung des Opiums an den Yum-Chuy zu regeln. Diese wurden in folgender Weise festgestellt: Für das erste abgelieferte Viertel sollen ihnen die Bedienten wieder gegeben werden; für das zweite sollen die Passageboote wieder auf dem Flusse geduldet werden; für das dritte wird der Handel wieder eröffnet; und für das Ganze sollen die Verhältnisse wieder auf den frühern Fuß gestellt werden.

Alle diese Bedingungen müssen erfüllt worden seyn, da die Verbindungen der Kaufleute von Kwan-Tung mit Europa gegenwärtig wieder hergestellt sind. Am 1. April richtete Capitän Elliot eine letzte Proclamation an seine Landsleute, in welcher er „ihnen für

das Vertrauen dankt, das sie in seine aufrichtigen Bemühungen gesetzt hätten, sie mit Ehren aus diesem Conflict zu reißen, indem er ihnen versichert, daß das Endresultat ihnen keine Besorgniß einzuflößen brauche.“

Indessen wird die Sicherheit des Capitän Elliot doch nicht allgemein getheilt. Die Englischen Kaufleute haben über 20,000 Kisten Opium abgeliefert, deren Werth auf wenigstens 50 Millionen Fr. geschätzt wird. Wer wird diese zahlen? Der Englische Oberintendant hat sich für die Bezahlung feierlich verantwortlich gemacht; aber wird die Regierung nicht vielleicht meinen, daß er seine Befugnisse überschritten? Sollte aber die Indische Compagnie das Gewicht dieses Verlustes tragen, so wäre dieß für sie unter den schwierigen Verhältnissen, in die sie verwickelt ist, ein sehr gefährlicher Schlag. Der Krieg in Kandahar absorbirt bereits einen großen Theil ihrer Hülfsquellen und ihre ganze Sorgfalt; außerdem wäre es wohl nicht zweifelhaft, daß sie nicht gegen China Repressalien versuchte. Nur Eins würde uns dann beunruhigen, nämlich die Frage, wie England seine Ansprüche mit der Aufrechthaltung und Integrität des Chinesischen Reichs vereinbaren will.

6.

Die Französisch-katholische Kirche und ihr Stifter, Abbé Chatel.

Welches wird nach unserer heiligen Religion, die ohne Zweifel die einzig gute ist, die weniger schlechte seyn?

Wäre dieß vielleicht die einfachste? Diejenige vielleicht, welche am meisten Moral und am wenigsten Dogmen lehrte? welche die Menschen gerecht machte, ohne sie dumm zu machen? welche nicht an unmögliche, widersprechende, Gott lästernde und dem menschlichen Geschlecht nachtheilige Dinge zu glauben geböte, und nicht Jeden, der gesunden Menschenverstand hat, mit ewigen Strafen bedrohte? Wäre es nicht diejenige, welche nicht trachtete, ihren Glauben durch Henker aufrecht zu erhalten und nicht wegen unverständlicher Sophismen die Welt mit Blut überschwemmte? welche nicht durch eine Zweideutigkeit, durch ein Wortspiel und zwei oder drei unterschobene Charten, aus einem oft blutschänderischen, meuchelmordenden und vergiftenden Priester einen Souverän und Gott machte? welche endlich nur die Anbetung Eines Gottes, Gerechtigkeit, Toleranz und Humanität lehrte?

Voltaire, Diction. philos.

In allen ernsten und bedeutenden Materien citire ich Voltaire nicht gern, weil Witz selten Beweise liefert und Spott dabei mir nicht würdig erscheint. Hier stelle ich den alten Geiselmeister an die Spitze, indem mir passendere Gedanken und bestimmtere Ausdrücke von einem Andern im Augenblick nicht einfielen.

Ueberdieß sind es vielleicht gerade diese Worte des früher als Orakel betrachteten erleuchteten Gei-

stes, welche den ersten Anstoß zu dem neuen Institut gegeben, und die ganze Formel seiner Wesenheit ausgesprochen haben.

Das Institut der Französisch-katholischen Kirche, unstreitig die bedeutendste aller Neuerungen in Religionssachen, ist in allen Ländern vielfach besprochen, berüchtigt und beurtheilt worden; aber man scheint es noch nicht der Mühe werth gefunden zu haben, die Idee dazu und die eigentlichen Grundcharactere des neuen Glaubens genau aufzustellen. Daher so viele Mißdeutungen, oft so lächerliche Verwechselungen und wahrhaft alberne Behauptungen: bald nennt man sie einen raffinirten St. Simonismus, bald ein Muckerthum, bald die erste Spur eines katholischen Pietismus, bald einen Nachhall des Jacobinismus. Ist sie denn etwas Anderes, als eine Schwester des Englischen und Deutschen Rationalismus, eine Vorläuferin von Strauß, eine weitere Verfolgung oder vielmehr Ueberschreitung des Protestantismus?

In dem kleinen Städtchen Gannat des Departements de l'Allier wurde am 9. Januar 1795 armen, aber allgemein geachteten Eltern das Söhnlein Ferdinand Franz Chatel geboren. Die früh erscheinende Lebendigkeit des Geistes, sein Hang zum Denken und Lernen führte die guten Eltern bald auf den Gedanken, ihren Sohn dem geistlichen Stande zu widmen. Zu diesem Behuf begann er das Studium der Humaniora in dem kleinen Seminar zu Clermont-Ferrand des Departements Puy de Dôme, und setzte es im dortigen kaiserl. Lyceum eifrigst fort. Die Schärfe seines Verstandes und die schöne Beharrlichkeit verschafften ihm bald bei allen Lehrern den Ruf einer großen Klarheit

und Reife des Urtheils, einer edlen Logik und Prägnanz in seinen Darstellungen.

Nach der glänzendsten Vollendung seiner theologischen Studien an dem großen Seminar zu Clermont-Ferrand, wurde Chatel nach und nach Vicarius bei der Cathedrale von Moulin im Departement de l'Allier, Pfarrer zu Monctay sur Loire, Almosenier des 20. Linienregiments, dann 1823 Almosenier des 2. Regiments der reitenden Grenadiere der königl. Garde.

Damals begann die berüchtigte Jesuitische Congregation lauter und entschiedener in allen Gebieten Frankreichs aufzutreten, ihr geistiges Unterjochungssystem täglich mächtiger zu entfalten, das Netz des Ultramontanismus enger und enger zusammenzuziehen, den ganzen Boden mit ascetischen Mönchs- und Nonnenanstalten täglich widersinniger zu bevölkern, das Verdummungssystem kecker und siegestrunken am Hof und in allen Kirchen zu predigen, mit ihren Missionen alle Cantone zu überschwemmen.

Chatel konnte sich endlich nicht mehr länger zurückhalten; sein glühendes Gefühl für Wahrheit trieb ihn unwiderstehlich, dieser Reaction mit aller ihm inwohnenden Kraft eine Schranke zu setzen, seine Predigerbefugniß zu gebrauchen, und einen Strahl des Lichts in diese wachsende Finsterniß zu schleudern, einen Faden aus dem Labyrinth an die Hand zu geben.

In den Pariser Kirchen de l'Assomption, St. Thomas d'Aquin, St. Germain des Prés, St. Germain l'Auxerrois, St. Paul St. Louis, St. Valère, St. Etienne du Mont, St. Nicolas du Chardonnet, St. Jean, St. François, les Quinze-Vingts &c. predigte er Angesichts der allmächtigen Herren von Montrouge und des frömmelnden Königs (Carls X.) mit al-

ler ihn auszeichnenden Klarheit, Schärfe und schneidenden Kürze für religiöse Freiheit.

Groß war die Wirkung auf das Publicum, ungeheuer der Scandal am Hofe und zu Montrouge!

Aber Chatel brach nicht völlig und offen mit Rom. Er gesellte sich dem damals Aufsehen erregenden Journal „Réformateur, Journal de la Religion et du Siècle" als eifriger Mitarbeiter bei, verfolgte besonnen seinen Reformplan und legte die ersten Ansichten und Entwürfe dazu in dieser Zeitschrift nieder.

Indessen blieb er nach wie vor, Almosenier bei der königl. Garde und verlor auch in der That diese Stelle erst 1830, als die königl. Garde selbst das Gewehr strecken und ihr Auflösungsdecret vernehmen mußte. Die Herren von Montrouge tobten insgeheim gegen den kühnen und gefahrdrohenden Prediger, sie setzten unter der Hand Himmel und Erde gegen den Schriftsteller in Bewegung, vermieden aber jeden auffälligen öffentlichen Schritt, weil sie noch immer einerseits an die Allmacht ihres Wirkens und andererseits an die Möglichkeit glaubten, den geistvollen, tüchtigen Mann zur Rückkehr zu vermögen und dann als ein um so tüchtigeres Werkzeug ihres Strebens benutzen zu können. Es war stets beharrliche Maxime dieser Jesuitischen Congregation, erst dann ihre Vernichtungsblitze zu schleudern, wenn jede denkbare Hoffnung zu Gewinnung eines guten Kopfes für ihre Sache aufgegeben werden mußte. Hier hatte sie ihre kluge Vorsicht irre geführt. Der Himmel schleuderte seinen Zornesblitz von 1830 herab — auf sie, nicht auf Chatel.

Inmitten der ungeheuern Aufregung aller Parteikämpfe nach der Julirevolution beherrschte noch im-

mer ein tief religiöser Instinct das gegen den Clerus so feindliche Gemüth des Volkes. Chatel hielt den Augenblick zu Verkündung seiner lang überlegten und geordneten Réformpläne für günstig, aber auch zu dem Gelingen noch eine weitere Vorbereitung für höchst nöthig. Wollte er wirken, so mußte er erst vollständig begriffen werden; sollte er dieß, so mußte er seine Ideen tüchtigen Menschen zuvor mittheilen, Ueberzeugung bei ihnen schaffen, Begeisterung ins Leben rufen, Apostel sich sammeln.

Manche edle Gemüther und helle Geister hatte der Congregationsrigorismus und der herbe Ultramontanismus längst aus den katholischen Kirchen vertrieben und mit dem schmerzlichen Gefühl erfüllt, im Tempel des Herrn nicht mehr andächtig zum Herrn beten zu können. Aus der Masse dieser Unglücklichen griff Chatel mit Umsicht einige der Würdigsten auf, sammelte sie in seiner Wohnung No. 18 der Straße des-sept-Voies und predigte ihnen das Evangelium.

Schon im Januar 1831 war die Zahl seiner Schüler so groß geworden, daß er eine geräumigere Wohnung suchen und mit seiner Kirche in die Straße de-la-Sourdière auswandern mußte. Hier vergrößerte sich der Zudrang und im Juni sah er sich genöthigt, den Saal Lebrun in der Straße Clerie zu miethen, um ihn schon zu Anfang Novembers wieder verlassen und die großen Räume in No. 59 der Vorstadt St. Martin beziehen zu müssen, wo heute noch der Primatialsitz der Französisch-katholischen Kirche ist.

Unter seinen Schülern befanden sich bereits mehrere Priester der Römisch-katholischen Kirche. Das Bedürfniß der Einführung einer hierarchischen Ordnung in seiner neuen kirchlichen Gemeinde wurde ihm klar

und er schritt mit der ihm angeborenen Ruhe und Würde zur Ausführung. Einstimmig wählte ihn die ganze Brüdergemeinde zum Bischof Primas, wie es die canonischen Regeln der ursprünglichen Christenkirche vorschreiben.

Sogleich verkündete er die hierarchische Verfassung des Clerus der neuen Kirche nach folgender Abstufung:

1) ein Bischof Primas, als Oberhaupt der Kirche. 2) Bischöfe, als Coadjutoren des Primas. 3) Primatialvicare. 4) Generalvicare. 5) Kirchenhäupter oder Pfarrer. 6) Priester. 7) Diaconen. 8) Unterdiaconen. 9) Minorés. 10) Tonsurirte.

Der Primas, die Bischöfe und die Kirchenhäupter werden gemeinschaftlich von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt.

Gemäß der von den Aposteln Christi eingeführten Disciplin, erhalten der Primas und die Bischöfe ihre Weihe von den Priestern der Primatial- oder bischöflichen Kirche mittelst Auflegung der Hände.

Diese neue Lehre hat im Volk, bei Bürgern und bei den höhern Classen bereits mannigfach Wurzel getrieben und keimt in allen Theilen Frankreichs lebhaft auf, obgleich der Ultramontanismus keine Mittel zur Erstickung schont und die Regierung in strengster Neutralität beharrt, also auf keine Weise unterstützt, ermuthigt, aufrecht erhält; obgleich endlich manche Brüder, namentlich einige Priester, wieder zum Abfall sich verleiten, zur Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche sich bereden ließen und in Betracht des äußern Glückes diesen Schritt nicht zu bereuen haben.

Diese neue Lehre zählt an öffentlichen Kirchen ihres Cultus:

Zu Paris: die Primatialkirche in der Vorstadt St. Martin, No. 59, mit dem Stifter und Bischof-Primas, Chatel an der Spitze.

Zu Nantes, unter dem Generalvicar Lerousseau.

Zu Lannecorbin, zu Sinzos und zu Lhéz, im Departament der obern Pyrenäen, unter Oberaufsicht des Generalvicars Rousselin.

Zu Roches sur Rognon und zu Bettaincourt, im Departement der Haute-Marne, unter dem Generalvicar Marche.

Zu Pouillé in der Vendee residirt für 22 Gemeinden der Generalvicar Guicheteau.

Zu Villefabard und zu Lastours bei Limoges, im Departement der Haute-Vienne wohnt der Generalvicar Papon.

St. Prix und Ermont bei Montmorency, Clichy la Garenne bei Paris, Chatenay Voltaire bei Sceaux, La Chapelle St. Sépulcre, Loiret, Senneville bei Mantes, Agy bei Bayeux sind in diesem Augenblick ohne Pastoren; das Stadtviertel St. Jacques zu Paris und die Stadt Boulogne bauen neue Kirchen für Chatels Lehren.

Zahlreiche Gemeinden zu Chaumont im Departement der Haute-Marne, zu Epernay im Departement der Marne, zu Haudan im Departement der Eure, zu Gournay en Bray im Departement der Seine inférieure, zu Rennes und zu Rouen flehen um Ertheilung von Pastoren und Kirchen.

Die wachsende, mitunter gar kleinliche und grimmige Reaction des Romanismus scheint dem Gedeihen dieser, auf urchristlichem Democratismus der Brüderlichkeit hauptsächlich gegründeten Lehre eher förderlich, als hinderlich zu seyn. Hunderttausende haben zwar noch

nicht Muth und Entschlossenheit genug zum offenen Uebertritt; aber irgend ein äußerer Anstoß wird Muth und Entschlossenheit geben.

Merkwürdig erscheint bei dem Allen die von Seiten Roms gegen den Reformator selbst bis jetzt beobachtete Schonung und Milde. Man will dort, wie es scheint, dieser neuen Lehre nicht durch ein Märtyrerthum neue Kraft und neuen Schwung verleihen; man will hinhalten, temporisiren, Umstände und Schwächen benutzen; man scheut ein offenes und energisches Auftreten gegen die Abtrünnigen, vielleicht auch nur, weil sie zugleich Bürger Frankreichs sind, und die Charte als ein mächtiges Schild gegen Roms Blitze erheben könnten.

Herr von Quelen, der berühmte Erzbischof von Paris, versuchte schon 1831 durch einen seiner gewandtesten Vicare die Bekehrung Chatels zu erzielen. Als der Herr Vicar endlich 1833 alle seine Bemühungen verschwendet sah, drohte man mit dem Excommunicationsdonner von Rom. Da soll Chatel mit Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott!" geantwortet und laut den Wunsch geäußert haben, daß der heilige Vater sein Verdammungsurtheil doch möglichst kräftig aussprechen, seinen Fluch bald schleudern möge.

Der h. Vater schwieg bis heute, und scheint die Wünsche des Ketzers nicht erfüllen zu wollen.

Aber der Erzbischof, Herr von Quelen, machte sich nun selbst an das Werk der Bekehrung, und begann seine Arbeit mit dem merkwürdigen Briefe vom 14. August 1833:

„Mein Herr! Ein mehr als gewöhnlich lebhaftes Gefühl von Vertrauen zu der mächtigen Vermittelung und Hülfe der allerheiligsten Jungfrau, deren Triumph wir feiern wollen, drängt mich heute, an Sie zu

schreiben und Sie zu den Füßen des Throns der Mutter der Barmherzigkeit zurückzurufen, damit Sie vor ihr Gnade für Ihre Rückkehr zur katholischen Einheit erhalten mögen. Ist der süße Gedanke an Maria nicht ganz aus Ihrem Gedächtniß verwischt, so kann ein Blick, ein Seufzer zu ihr die unglückseligen Bande, welche Sie noch fesseln, augenblicklich zerreißen. Sie haben ohne Zweifel schon in Ihrer frühesten Jugend gelernt, und mehr als einmal selbst gelehrt, daß man diejenige niemals umsonst anfleht, welche die katholisch-apostolische und Römische Kirche so trostreich die Zuflucht aller Sünder nennt. Als ein Diener dieser erhabensten Königin als ein Sohn dieser zärtlichen Mutter, habe ich nicht erst nöthig, Ihnen zu sagen, mit welcher Freude ich den verlorenen Sohn an mein Herz drücken würde, den sie von den zum ewigen Abgrund führenden Wegen zurückgebracht.

„Was auch dieser Schritt zur Folge haben möge, so glauben Sie, mein Herr, wenigstens, daß Sie der Sorgfalt des Hirten niemals fremd seyn werden, und daß der Schafstall Jesu Christi zu jeder Stunde offen stehen wird, aufzunehmen das verirrte Schaf, sobald es aufrichtig zurückkehren will.

„Hyacinthe, Erzbischof von Paris.“

Chatel antwortete ruhig, männlich, gemessen, aber so entschieden, daß der Herr Erzbischof fortan jeden Gedanken an eine solche Bekehrung aufgab und, wenigstens öffentlich, ruhig der Zeit anheim zu stellen scheint — was sie über diese neue und so arge Ketzerei beschließen will. Ob ihn gerade die auffallenden Fortschritte derselben trösten und erfreuen, wage ich nicht zu behaupten. Indessen darf nicht unbeachtet bleiben, daß er zu Schreibung jenes süßlichen Briefes gerade den

Augenblick wählte, wo die Französische Kirche mit gänzlichem Verfall bedroht war und Chatel selbst gleichsam nackt wie ein Apostel vor der Welt stand, indem mehrere seiner Kirchen von ihren Priestern verlassen worden und in allen Gemeinden Unruhe und Besorgnisse wegen neuer Abfälle herrschten. Chatels Uebertritt, ja nur das leiseste Schwanken und Nachgeben hätte wahrscheinlich der Sache ein Ende gemacht, wenigstens für so lange, bis wieder ein neuer Priesterreformator dafür erstanden wäre.

Worin besteht denn nun diese so verschrieene, schwer angefochtene und gefürchtete Lehre? Wodurch unterscheidet sie sich von dem Dogma der Römisch-katholischen und auch der protestantischen oder evangelischen Kirche?

Eine möglichst gedrängte Inhaltsanzeige ihrer Glaubensartikel wird wohl darüber genügende Auskunft ertheilen. Abbé Chatel sagt:

1) Ich glaube an einen einzigen Gott, den allmächtigen, ewigen, unabhängigen, unveränderlichen und unendlichen Geist, der alle Dinge gemacht hat und alle Dinge regiert.

2) Ich glaube, daß Gott unendlich gut und unendlich gerecht ist; daß er mithin die Tugend belohnt und das Laster bestraft.

3) Ich glaube, daß er für die Ewigkeit belohnt, aber nicht, daß er auf gleiche Weise auch bestrafe, indem es meiner Vernunft keineswegs widerstreitet, zu glauben, daß Gott mich ewig glücklich macht, denn er ist unendlich gut, aber meine Vernunft sich unmöglich zu dem Glauben entschließen kann, daß er mich ewig bestrafen werde, denn er ist nicht unendlich böse, wozu doch der Glaube an ewige Bestrafung berechtigen würde.

4) Ich glaube, daß der Mensch nach Gottes Bild geschaffen und mit einem Ausfluß der göttlichen We-

senheit begabt ist; dieser Ausfluß ist seine unsterbliche Seele, die in den Schooß des Ewigen zurückkehren will, sobald sie dessen würdig seyn und wie der allmächtige Gott es wollen wird.

5) Ich glaube, daß Gott uns die Kraft, Gutes zu thun, verliehen hat; daß, wenn wir Böses thun, dieses nicht von Gottes Einwirkung oder Erlaubniß herrühre, sondern lediglich von unserm Willen und von dem eigenen Mißbrauch unserer Freiheit.

6) Ich glaube, daß es keine wahre, gute, nützliche, Gottes würdigere und geoffenbarte Religion gebe, als die, welche dem Herzen aller Menschen eingeprägt ist, d. h. die natürliche Religion, deren Grundsätze, Dogmen und Moral Jesus Christus in dem Evangelio so bewundernswürdig entwickelt hat.

7) Ich glaube, daß die Moral Jesu Christi so weise, sein Leben so rein und sein Eifer für das Wohl der Menschen so glühend ist, daß diese große Persönlichkeit als ein Muster der Tugend betrachtet und er als ein wundervoller Mensch geehrt werden müsse.

8) Ich glaube, daß man sein Heil in allen Religionen finden, in allen Gott gefallen könne, wenn man nur in seinem Glauben treu und ehrlich ist.

9) Ich glaube, daß der ganze Grund der Moral und der Religion auf den beiden Lehren Christi: „Thut Andern, was ihr wünschet, das sie euch thun mögen", und „gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist", beruhe.

10) Ich glaube, daß alle Fehler nur durch gute Werke gesühnt werden können; daß man sie weder durch Abtödtungen und Zerfleischungen des Körpers, welche nur Thorheiten sind, noch durch Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, die dem Buchstaben, wie dem Geiste des Evangeliums zuwider ist, abbüßen könne, und daß das

gestiftete Uebel nur durch eine passende Wiederherstellung getilgt werden kann.

11) Ich glaube, daß die Ohrenbeichte keine göttliche Vorschrift ist; daß man daher dazu nicht verpflichtet und daß sie Gott nur alsdann angenehm seyn könne, wenn sie freiwillig und aus Vertrauen zu einem Priester erfolgt, den man wie einen Freund und geistlichen Arzt zu Rath zieht.

12) Ich glaube endlich, daß das Gebet uns göttliche Inspirationen verleihen, unsern Verstand erhellen, unsern Muth stärken könne, und daß wir unsere Wünsche und unsere Anbetung dem großen, lebendigen, ewigen, unwandelbaren Gott darbringen sollen, namentlich in einer Versammlung seiner Kinder, wie solche alle Gebote und Anordnungen der Kirche leitet, für die Regelmäßigkeit und Reinheit der Sitten einrichtet.

Dieses Glaubensbekenntniß erläutert sattsam alle strittigen Puncte zwischen der Römisch-katholischen und der neuen Französisch-katholischen Kirche; es umfaßt im Allgemeinen die unmittelbarste Opposition gegen alle Dogmen jener.

Das natürliche Gesetz, das ganze natürliche Gesetz, nichts als das natürliche Gesetz ist der Inhalt der Französisch-kathol. Lehre.

Die Offenbarung, die ganze Offenbarung, nichts als die Offenbarung! lauten das Gesetz und die Propheten der Lateinischen Kirche.

Die Französisch-kath. Reform glaubt an die Einheit Gottes nach der vollen Kraft und Bedeutung des Wortes.

Die Römisch-katholische Kirche glaubt an einen Gott in drei Personen, an die sog. Dreieinigkeit.

Die Französisch-katholische Kirche verwirft keineswegs die platonische Dreieinigkeit, d. h. die Dreinigkeit der Attribute.

Die Römisch-katholische Kirche stößt den Gedanken an eine solche Dreieinigkeit zurück und läßt eine reine dreifache Persönlichkeit Gottes zu.

Die Französisch-katholische Kirche verehrt in Jesu Christo einen wundervollen Menschen, als Gottes Wort, als Logos, als Gottes Sohn höherer Art, als wir es sind, weil seine Doctrine und seine Moral erhaben sind; sie erkennt ihn aber nicht als Gott an.

Die Römisch-katholische Kirche macht aus Jesus Christus eine zweite Person der Dreieinigkeit, mithin eine zweite eigentliche Göttlichkeit.

Die Französisch-katholische Kirche glaubt an eine Verschlimmerung des Menschengeschlechts und hält dieß für die wahre Erbsünde; eine Sünde, deren traurige Resultate Unwissenheit, Aberglaube und die dichte Finsterniß waren, worein das Menschengeschlecht allzulange versunken gewesen. Jesus Christus wurde unser Erlöser, weil er den Schleier lüftete, der uns die Wahrheit verhüllte, und nicht, weil er uns von den Strafen einer ewigen Hölle loskaufte.

Die Römisch-katholische Kirche lehrt, daß die Erlösung durch Christum als ein unerklärliches Mysterium von den ewigen Strafen uns losgekauft habe.

Der Französisch-katholischen Kirche sind die Sacramente nur Zeichen oder Symbole.

Die Römisch-katholische Kirche macht daraus ebenso viele Mysterien, deren Sinn und Bedeutung zu erforschen, Niemand erlaubt seyn soll.

Für die Französisch-katholische Kirche besteht die Buße in der Vermehrung seiner guten Werke und in Unterdrückung seiner schändlichen, überhaupt in Beherrschung seiner Leidenschaften.

Die Römisch-katholische Kirche sucht sie namentlich in Enthaltsamkeit, Fasten und körperlichen Abtödtungen.

Die Französisch-katholische Kirche glaubt nicht an eine reale Gegenwart im Abendmahl, daher ist dieses für sie auch nur eine Feier des Andenkens an Christi Abendmahl mit seinen Aposteln.

Nach der Römisch-katholischen Lehre verwandeln sich das Brod und der Wein wirklich in Fleisch und Blut, Seele und Gottheit Jesu Christi.

Die Französisch-katholische Kirche leugnet eine Unfehlbarkeit des Papstes und erkennt nur Gott für unfehlbar an.

Die Römisch-katholische Kirche betrachtet die Entscheidungen des Papstes als unmittelbar von Gott ausfließende Befehle, mithin als unverletzlich.

Das sogenannte göttliche Recht ist für die Römische Kirche das Recht der Könige und Priester.

Für die Französisch-katholische Kirche ist es das Recht der Völker, nach der Maxime: „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme." — — — — — —

Aber hierauf allein beschränkt sich keineswegs aller Unterschied zwischen der Römisch-katholischen und der Französisch-katholischen Kirche, er erstreckt sich auf mehrere Puncte der Disciplin.

Die Römisch-katholische Kirche spricht zu den Völkern in einer Sprache, welche diese, oft sogar die Priester selbst nicht verstehen.

Die Französisch-katholische Kirche verrichtet, genau nach der Vorschrift des heil. Paulus, allen ihren Gottesdienst in der jeweiligen Landessprache.

Die Römisch-katholische Kirche schreibt Enthaltsamkeit und Fasten als Bußen vor.

Die Französisch-katholische Kirche verbietet sie, nach den Worten des heil. Paulus und des Evangelii: „macht keinen Unterschied zwischen Speise und Speise.... Esset von Allem, was auf dem Markte verkauft wird,

was in den Leib eingeht, befleckt die Seele nicht." (St. Matthäus.)

Die Dispensationen wegen Zeit und Verwandtschaft sind aufgehoben. Zum Getrautwerden in der Französisch-katholischen Kirche genügt ein die bürgerliche Verheirathung bestätigendes Zeugniß.

Die Französisch-katholische Kirche erkennt sich selbst kein Recht zur Excommunication zu, und gewährt Jedem, für den es verlangt wird, ein kirchliches Begräbniß.

Die Römisch-katholische Kirche verbietet ihren Priestern die Ehe.

Die Französisch-katholische Kirche erlaubt ihren Priestern die Ehe, wie dieß auch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit der Fall gewesen, und in der Griechischen Kirche sogar Gebot ist. — — — —

Bedürfen wir der unterscheidenden Züge noch mehr? Wäre es nicht von Nutzen, wenn eine geübte philosophische Feder das ganze Bild dieser merkwürdigen Erscheinung in seinem Zusammenhange mit den Dogmen und Disciplinen der übrigen christlichen Kirchen vollständig vorlegte? Merkwürdig bleibt es gewiß, daß in keiner der zahlreichen Partei- und Revolutewirren Frankreichs Mitglieder dieser Kirche wesentlich verflochten gewesen; merkwürdig, daß deren Sittlichkeit selbst von den Gegnern nicht in Abrede gestellt wird; merkwürdig gewiß auch, daß diese Kirche sich unverkennbar verbreitet, ohne durch laute und stürmische äußere Polemik Proselyten machen zu wollen, ohne Dissidenz von Bedeutung in ihrem Innern zu haben.

November 1839.

1.

Kalkreuth zu seinem Leben und zu seiner Zeit.

Es giebt Männer, welche so viel Genie haben, daß sie gar nicht wissen, was Ruhm ist, oder wenn sie es wissen, sich wenig darum bekümmern.

Joh. v. Müller.

Einleitung.

Schreckliche Lehre der ewigen Wahrheit: daß Reichthum, Wissenschaft, Cultur und alle Geschenke der Geburt und des Glücks eitel sind, sobald der Mensch.... vergißt, Mann zu seyn. — Wo das meiste Leben, da ist der Sieg.

Derselbe.

Vor der Frage der Geschichte eines Menschen, die unmöglich außer einer Zeit seyn kann, stehend: ist sich Rechenschaft zu geben, von dem Ob? von dem Wer? und von dem Wie?

Zunächst sei Rede von dem Ob?

Ist irgendwo die Pflicht der Geschichtschreibung vorhanden? — Denn Geschichte ist wahrlich nicht bloß, was Regierer und Regierungen thun, — oft nichts

Gethanes, und sehr geschichts= d. h. seelenfern — sondern was auf dem Erdkörper dessen geschieht, was außer und über den Functionen des physischen Menschenseins liegt. Dieß Geschehene muß immer durch Menschen, oder doch in Beziehung auf Menschen Statt finden; zerfällt demnach in Thun und Leiden; gehört mithin durchaus dem Seelengebiete an: so daß man nur vorzugsweise in das Bewußtsein und den Willen Beider sich zu versenken hat. — Dem Ob der Geschichtschreibung näher tretend, stellt sich dem Geiste zunächst der Unterschied zwischen dem Alterthum und dem Christenthum entgegen. Jenes ehrt die Geschichte selbst wie eine Göttin, — ähnlich wie die „respublica aeterna" im Gegensatz zu den „principes mortales" nach Tacitus; — und so war sein Geschichtschreiber dem „inter divos referri" nicht allzu fern, wie denn auch alle Vorstellungen der übersinnlichen Welt nur in ideale Menschenformen ausgingen. — Das Christenthum, und selbst das alttestamentliche Sein, kennt gewiß die principes als mortales; aber nicht die respublica als aeterna — (nur die Neologen der Selbstvergötterung in der Staatsgemeinschaft sind auf Aehnliches, die respublica diabolica, gefallen) — kennt die Geschichte überhaupt

nicht, oder doch nur gänzlich secundär. Die Genesis läßt in den Vorstellungen der Schöpfungstage ebenso wenig Raum für den Geschichtsbegriff, als die göttlichen Gebote, oder die göttliche Menschwerdung zur Erlösung der Menschen vom Sündenfalle. Vor diesem scheint ebenso wenig Geschichte denklich, als nach der Erlösung. Zur Kindschaft Gottes ist sie überflüssig. Die Geschichte berichtet bloß aus den Kämpfen und Stürmen des sündigen Lebens; fällt ein Strahl des ewigen Lichts auf ihren Griffel, entsinkt dieser ihrer Hand, die sich dann unwillkürlich zum Gebete faltet. Betrachtet man die Evangelien als Geschichtsurkunden, so sind es ja eben die dann an ihnen sich erzeugenden Desiderien, welche einer frevelnden Critik dienstwillig werden. Und ginge die Geschichte gleich der gläubigen Seele, welche in der Berührung des Gewandes schon die Wunderkraft erfährt, den Schritten des Heilands nach: sie vermöchte nur sich selbst zu vernichten, weil alles Licht das Dunkel und Helldunkel, so wie das, was in ihnen geschieht, überwindet und absorbirt. — In den Mittelzuständen aber zwischen dem Sündenfalle und der Erlösung, wo die göttlichen Gebote in einzelnen Offenbarungen in der Erscheinung wirksam waren, bewegt sich die Hauptfrage, um den Gehor-

sam gegen Gott, für welche die Propheten die Organe sind; und nicht um den Werth der Aufzeichnung des Geschehenen, oder um die Lehren, welche philosophisch und politisch daraus hervorgehen, oder um Männer irdischer Größe, welche riesig Menschen wie Zeiten überragen. Was in neuerer Zeit in einem biographischen Gebiet von „Lebensläufen" gethan ist, entwickelt in der ausführlichen Specialität dieselbe Frage, in Bezug der Erweckung zur Erlösung. Geschichte ist dabei nur ein roher Stoff für den Bildner des Licht.

Es ist demnach, selbstständig betrachtet, die Geschichte in der Christenheit nur eine Beschäftigung im irdischen Horizont; und wer das Ewige sucht, kann ihr Verehrung gar nicht, Theilnahme nur relativ gewähren.

Findet sich aber keine absolute Affirmation der Geschichtsschreibung, so bin ich um so mehr zur Fragstellung veranlaßt, als mein Vater der Nachwelt seine Verachtung und den Wunsch, von ihr vergessen zu seyn, ausdrücklich hinterließ.

Also warum sein Leben schreiben? — Will ich mich etwa durch dieß Buch in die Categorie der Handwerker stellen, die, um zünftig zu werden, ein Meisterstück liefern müssen, wie unmeisterlich es sei?

— „Fern solches Motiv, solcher Zweck von mir!“ — Ist es um ein Buch mehr, zu Tausenden und aber Tausenden Noth, die ungelesen, oder wenn ausnahmsweise, maschinal gelesen, vom Gedächtniß unbehalten, von der Seele unaufgenommen bleiben? — „Wahrlich, nein!“ — Oder vielleicht ist die Critik das erhabene Ziel, damit die Geschichtsernte gehörig in die Scheuern, nach dem Erdrusch durch Windfegen unkrautrein auf die Speicher, — auch über den Mann ein letztes Gericht der heute sogenannten öffentlichen Meinung (über welche vielmehr hohe Zeit wäre, das allerstrengste Gericht zu halten), nach gründlichem Verfahren, auf dem Grunde vollständiger Acten eine oder keine quasi Seligsprechung (das Heiligen ist nicht mehr des Geschichtsberufes!) zum Spruche, d. h. zum Urtelsetzen, komme? — „Nichts von Allem.“ — Die Critik ist kein höheres Menschenthum, als jedes andere; vielmehr ein geringeres, weil es stets das dünkelvolle, irdischkluge, thatenunfähige Splitterrichten der balkenblinden Schwäche über die Kraft, oder ein schmähliches Hofiren derselben ist, nur schätzbar nach ihrem Marktpreise! — Nothwendig größer, denn im Alterthume, weil Apotheosen ihr unmöglich, ist in der neuern Geschichte die Lügenmischung: doppelt nothwen-

dig, weil nur zu oft im Gegensatz zum Alterthum das Leben selbst in der Lüge gelebt wird. Nennt man's doch Civilisation! — Kann ich gewiß seyn, mit wenigen Ausgezeichneten, vor Vielen Stand- und Gesichtspunct in der Wahrheit fest zu behaupten? — muß ich nicht vielmehr zufrieden seyn, einen eigenen Standpunct zu besitzen, der mich vor der widerlichsten aller Geschichtsarten, der seelenlosen und unseligen, der unparteilichen, richtmitteligen bewahrt! — Der Menschen Meinung, in so weit sie einen guten Klang hat, d. h. achtbar ist, wurde bei seinem Leben schon über jenen Mann vernommen. Ich bin nicht befugt, damit unbegnügter zu seyn, als er, wäre sie auch, wie ich das wohl selbst erfuhr, unter dem Horizont einer geschichtlichen Auffassung, nur in der des Tages! — Endlich giebt mir nichts eine so bildliche Vorstellung der Sündfluth, als die wachsende Bücherfluth. Sie bereitet selbst den Geisteswerken, welche lebensgroße Momente wurden, Gefahr des Untergangs, oder droht doch die empfängliche Fähigkeit für sie zu ertödten. — Warum denn also, wenn Geschichte doch nur etwas irdisch Geschriebenes, doch ein Joch der Lüge ist, warum die meines Vaters schreiben, — das Beste zum Besten genommen ein Blatt der

Wahrheit in tausend Blätter der Lüge mischen, von denen jedes tausend Leser, während jenes von tausendmal Tausend kaum einen hat?

Der Standpunct jedes Menschen soll verschieden seyn; nimmer aber soll ein Mensch ohne eigenen, nicht Fuß=, sondern Seelen=Standpunct, bloß ein Zielpunct für Andere seyn. Dieß seelenmörderisch durch die Fleischvergötterung zu erreichen, ist die Losung der entmenschten tintenschwarzen Gegenwart. Es ist daher nothwendig für Menschen und höchste Pflicht gegen ihren Schöpfer, die Seelenkraft völlig naturlaut werden zu lassen, damit sie die zum Schlafe eingelullten, von, Schall nicht tragenden, Papierwänden abgesperrten Seelen rettend wecke. — Wohl mag der Einzelnen Seelengröße, ebenso thatenbewußt als selbstverleugnend, auf die gepriesene Erdenunsterblichkeit mit Geringschätzung blicken, und sich ihr verschließen. Der Schöpfer hat ja auch die dankbare Pietät in die Herzen gelegt, um ihrerseits an jener Seelengröße zu werden, was diese dem undankbaren Fleischvernunftleben wurde. Und da nun seiner Nachwelt diese Verachtung von meinem Vater legirt ist: wie sollte, wenn diese Nachwelt solche Verachtung selbst durch Schweigen über ihn zu verdienen sich eifrig bemüht, nicht der Sohn

in seinem Sein die Mahnung erkennen, sich davon auszuschließen? — Sah mein edler Vater eine Cocytusnacht hereinbrechen: — nun so ist die Nacht ebenso wenig das Bleibende, als das von Gewissensangst irrsinnige Fortschrittsrennen unserer Tage ein Zweck und Ziel der Menschen. — „Es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." — Alles Dasein geht durch Tag- und Nachtwechsel. Ein rosiger Morgen begräbt das Sturmdunkel. Unwandelbares Licht ist nur in der Seligkeit, und der Sündenbefangene bedarf des Kampfes, wie leiblichen so himmlischen, im Auf- und Niedergange der Thaten. — Wie stärkt aber der erste Hahnruf nach Mitternacht die bang wachende und ringende Seele! ja, weiß sie, daß eine andere der Schlaf verbannte [1]), und sich des Grauens bewußt wurde, welche Erquickung! Die Entfernung schwindet für Beide. Ein Pulsschlag des Erbebens weiht sie im Glauben zur gewissen Hoffnung, zur Zuversicht ein: ständen auch die furchtbarsten Wetter erst bevor. Uns, die wir leben, stehen sie noch bevor! ihr Nahen und wirkliches Erscheinen [2]) ist der erste Hahnruf, ein „Wachet auf ihr

1) Aus dem Manuscript nicht zu errathen. D. R.

2) Wenn ich Ausdrucksweisen bekannter Autoren ge-

Schläfer!" und ein Hosianna möge sie begrüßen. Scheint doch der zitternde Theil der Generation (welcher nicht der weibliche ist) besessenhaft beschäftigt, sie ins Leben herein zu peitschen, vollbringend die ewigen Gesetze: sich selbst den wohlverdienten Untergang zum Karthäusergrabe zu bereiten. Und dieser Theil der Generation ist es, der zugleich die Geschichte, welche vor dem Christenberufe verstummend erstirbt, aufruft; weil er es ist, der mit einer Vermessenheit der Entmenschung, von welcher sie nichts zu berichten weiß, das gotterschaffene Leben als ein selbstgemachtes ansieht, und es von sich und seiner vermeinten Vernunft a priori anfangen will, sich für das Licht, die Vergangenheit für die Nacht ausgebend, und das Civilisation nennend! Da muß freilich die Geschichte sich erheben, und ihre Stimme erschallen lassen: „ich bin zwar nur eine sündige Magd, und kann mein Auge nicht aufschlagen vor dem Ewigen, der Him-

---

brauche, so geschieht es nicht plagiatisch, aus Dürftigkeit, — sondern ich will den Sinn derselben zu einem neuen Material für meinen Sinn, einen bloßen Ausdruck für meine Absicht machen; ein guter Leser muß also den Sinn jener Autoren gerade so kennen, wie jedes einzelne Wort der Sprache.

mel und Erde schuf und lenkt wie den Wurm: ich, die nur-von einiger winzigen Geschöpfe Thun im Dunkel zu berichten habe: zu dir, apostatisches Geschlecht, bin ich mir aber göttlicher Kraft bewußt, und ich vermag auf dich Blitze zu schleudern!!"

Ich gehe über auf das Wer?

Bedarfs des Sohnes, um eines Mannes Leben zu schreiben, der von Schlachtfeldern einen ungetrübten Ruhm in die Friedenswohnungen brachte, an beiden Orten eines Thrones Säule war? eines Thrones, welcher während dessen im ebenfälligen Gegensatze zur alten respublica aeterna den Familienherd des für ihn von den Penaten entfernten Mannes nimmer beschirmte, vielmehr befeindete! — Wer ist näher zum Berufe, derjenige, welcher dem Helden in den großen Stunden der Gefahr angesichtlich zu folgen hatte, dessen Herzens Grund sein begeisternd Wort durchdrang; sie Alle, welche er zum Siege führte, die Genossen, die Tafelrunde Preußischen Ruhmes, Alle, welche ihn „Retter" zu nennen hatten? — oder derjenige, welcher, nah dem Steuer der Monarchie, seiner Thaten Wirksamkeit im Zusammenhange und in ihrer Leitung erschauen konnte? — oder diejenigen, welche „Forscher, Schreiber, Lehrer, Priester rc. der Geschichte"

facultätisch und patentisirt heißen wollen? — oder endlich — der Sohn, welchem in ihrer Permanenz Held und Staatsmann nicht, sondern nur der seltene Vater gehörte, dem jene, auch nur Secunden, kaum gönnten?

Einundzwanzig Jahre umschließt das Grab die sterblichen Ueberreste meines Vaters. Meine, des kindlichen Biographen Feder richte: und was erlebte ich?

Niemand von allen jenen Näheren, denn ich, hat in sich einen biographischen Beruf gefunden. Wohl aber hat ein Schmähender sich bekundet. Mancher Wohldenkenden Mahnung erging dagegen an mich, mein Versprechen der Sohnespflicht endlich zu erfüllen.

Es scheint mir indessen, ich weiß nicht, ob ich es lese oder vernehme, das „de mortuis nil nisi bene“ sich als ein Orakel auf meinen Vater mit meinem Amendement: „*nil*, *quia* nonnisi bene“ anwenden, und ein Attestat genügen zu sollen: „er diente treu,“ um ihn mit diesem Laufpaß zu den Todten zu werfen; und somit wäre meines Vaters Wille erfüllt! — habeat sibi!

Außer solcher negativen, substitutiven, indirecten Mahnung ist aber auch eine positive und directe an mich ergangen. Selbst an das Grabgeläute meines Va-

ters hat sich eine Verfolgung geknüpft einer Art, von welcher die mehr und minder nur Variationen des Menschenthatenstoffs berichtende Geschichte noch nichts vernahm: darum nicht vernahm, weil die neue Selbstentmenschung ein neues Capitel für sie ist: eine Verfolgung destructivsten, seelenmörderischsten Ausrottungskrieges gegen die Familie jenes Mannes, seiner Witwe und Waisen, mich!

Muß gethan seyn, weil es keiner der Näheren thut, und weil nie erhörte Ungebühren gerade mich aufriefen, so bin ich allerdings derjenige, welcher sich nicht entziehen darf. Dieß bemerke ich nur: indem ich 21 Jahre nach seinem Tode schwieg, zeigte ich mich nicht allzu vordrängend! — Es werde denn hingenommen, was ich gebe. Es ist zugleich jeder geschichtlichen Berichtigung Interessantes dargeboten, der ich Anerkennung und Gebrauch im Voraus entgegenbringe. Undenklich wäre es, daß Keiner des Preußischen Heeres seine soldatische Erinnerung der Pietät des Sohnes anschlösse! — Ob die Gabe miß- oder gefällt, erkläre ich vorweg mir gleichgültig. Ich erfülle meine Pflicht. Keinen Leser beachte ich, es sei denn, daß er

in seinem Herzen dessen gewiß ist, bewußtvoll, daß sein Seelenwerth ihn auf meine Verehrung berechtigt. — „Leser“ ist ein unerquicklicher Begriff geworden, seit man diese Gattung Geschöpfe nach Species classificiren kann: 1) Schul- und Brodleser; 2) gelehrte und Kunstleser; 3) critische Gewerbeleser; 4) wissenschaftlich-, systematisch-, ästhetisch-productive Leser; 5) Zeitungsleser; 6) Almanach- und Conversationsleser; 7) Leihbibliotheken- (Lesemordgruben-) Leser. Was noch irrational vom Leservolke bleibt, sei so herzlich begrüßt, wie Schiller „das Mädchen aus der Fremde.“

Um endlich vom Wie zu sprechen, muß ich von mir berichten, und zwar hier nur in Beziehung zu dem, welchem diese Worte als Einleitung vorangehen.

Blicke ich auf das Verhältniß eines Sohnes, der das Glück hatte, achtundzwanzig Jahre seines Lebens seinen und einen solchen Vater zu besitzen; der durch Trieb, Neigung, Fähigkeit ebenso sehr auf das Gebiet geistiger Entwickelung geführt, wie durch Stellung eben seines Vaters und seiner Mutter im Seelenhorizonte, in dem, was man Welt nennt, in der Monarchie und in der Begüterung mit den Mitteln im Ue-

dermaß versehen war, Alles zu erreichen, was Selbstbildung oder Bildung durch Andere vermag, so muß ich bekennen, daß sowohl Quellen mir in möglichster Weise zu Gebote standen, als daß ich mich in das Werk hineinzuleben vermochte. Was aber bedarf es in diesem Falle mehr für ein mäßiges Maß, als Material, Capacität, es zu beherrschen, und die geringe Gabe der Erzählung?

So günstiger Constellation entspricht die ungünstige Realität nicht; und weil dieses Minus, welches mir bei mangelnden Fähigkeiten nicht zum Vorwurf gereichen könnte — bei so vielen, als ich gerade nicht verleugnen kann, immer äußerst wenigen! — mir zum Vorwurf gereichen muß, so bedarf es der Aufklärung; nicht buchstäblich, um mich zu rechtfertigen, ich wüßte nicht vor wem? vielmehr um genetisch zu zeigen, warum das, was ich jetzt gebe, und künftig geben werde, so ist, wie es ist.

Gerade die beiden mir scheinbar am nächsten liegenden Momente, die Aufgabe, die Auffassung des Gegenstandes, seine Erkenntniß selbst, und meine Bildung für seine Vollbringung, sei's autodidactisch oder systematisch, schließt mein Lebenslauf bis zu meines Vaters Tode völlig aus.

Sowie mein Vater von der Nachwelt vergessen seyn wollte, war dieß Vergessen in seiner Familie, in der Beziehung zur Nachwelt und zu seinen Thaten schon practisch und factisch vorhanden. Nimmer kam dort Rede von ihnen. Ich bin volljährig worden, ohne von diesen mehr als die bewußtvoll miterlebten zu kennen, und ich bin 1790 geboren; und auch diese nur *als* Familiencognition; gleich politik- und geschichtsfern. Ein schriftstellerischer Beruf lag ganz außer, selbst **tief unter** dem Horizont der Gedanken; aber auch die Anschauung, daß **ich** einen für das Leben meines Vaters haben könnte! — Wenn ja etwas darüber Gedrucktes auf der Tageswoge heranschwamm, z. B. von Heinrich v. Bülow, oder in der Gallerie Preußischer Charactere, oder in der Französischen Biographie universelle, so wurde dieß — wenn nicht im Irrthümlichen gegeißelt oder auch wohl eine Rüge darüber dictirt, der weitere Folge nicht wurde — mit Geringschätzung angesehen, und vergessen. Es gab andere Sorgen und Geschäfte.

Mich kann nun die Rüge treffen: daß die Aufgabe für die Lebensgeschichte meines Vaters in mir selbst erwachen mußte!

Ich will diese strafende Rüge an mich selbst rich-

ten; um so mehr, als ein Bewußtwerden der Aufgabe, ja nur des Wunsches im schwächsten Funken, Vieles in den Umständen meines Lebens geändert haben möchte. So viel muß ich dieser Rüge aber beifügen, daß, wenn im Handeln eine andere Richtung die Geisteskräfte ganz und erschöpfend hinnimmt, es schwer, wenn nicht unmöglich ist, daß sie sich außer dieser, und aus sich selbst gleich thätig erweise, und zur Minervengeburt steigere. Auch wurde von uns Allen das Dienstverhältniß meines Vaters instinctmäßig, zu sehr als völlig freudloses Opfer angesehen und empfunden, um mit irgend einem Verlangen darauf zurückzublicken. Nichts, durchaus nichts war darin, was uns interessirte; wenigstens meine Mutter und mich. Die Fürsten macht man jetzt seltsamer Weise glauben, durch Ernennungen zu belohnen! Es giebt keinen größern Irrthum. Der Mensch bleibt, was er ist, unerachtet aller denklichen Ernennungen.

Früh und mehr als früh in den trockensten Gegenständen des Lebens ausschließend gebraucht, resignirte ich mich meinerseits zwar auch über dieß Opfer meiner Jugend; aber sehr schmerzlich kam es mir an, daß ich abgehalten war, am Born der Kenntnisse nach Begier und Begehr zu schöpfen. Wäre hierin nicht

Hoffnung genährt worden, würde ich mich damit wahrscheinlich vorweg auf irgend eine Weise eingerichtet haben. So aber geschah es, daß diese Hoffnung ein verzwergtes Kind blieb, als ich schon Mann geworden war. Diese Reife in dem mächtigen Geistesregen des väterlichen Hauses und in der männlichen Beschäftigung gezeitigt, gab schon eine innere Grenze, in demselben Augenblicke, als die Catastrophe der Monarchie eine äußere, für das Nachholen dessen, was dem 8. — 16. Jahre angehören mußte; mir genügend, wenn von diesen Acht, mir zweien. — Mein Schelten wäre eitel, daß nun Neigung auch mitgelten wollen, zumeist, wenn Umstände sie zeugen und stützen: bin ich doch dadurch nicht minder der Geopferte!

Hierzu machte mich aber allen Entgegenringens ungeachtet die ganze Constellation von vorn herein; und forschend umblickend im Gewebe der Dinge, welche sich durch meine Lebenstage ziehen, muß ich erkennen, daß ferne tiefe Motive diese Dinge erzeugten; während sie sich mir, dem Nahestehenden und von ihnen Ergriffenen, nur als Besonderheit meiner Eltern oder äußerer Zufälligkeiten im niedrigen Tageshorizont grammüder Stimmung darstellten. Nicht im-

mer, nicht für Alles giebt die Nähe den Standpunct richtiger Beobachtung.

Für das an dieser Stelle zu Sagende genügt, daß alle Hinweisungen der biographischen Aufgabe, und alle Vorbereitungen, alle Bildung dazu mir gänzlich fern ab lagen, und außer jeder Beziehung selbst notitiae causa blieben. Als die Materialien mich wie Berge umstanden, waren sie todt für mich; als sie mir entrissen sind, erkannte ich ihren Werth, und mich dadurch, wenn auch wehmüthig, gewissermaßen reicher, denn zuvor. Auch bei den Römern zündete die Flamme der sechs Sibyllinischen Bücher das Verständniß für die übrigen drei!

Schuldbewußt weiß ich mich deßhalb nicht; Frivolität habe ich dabei nicht zu bekennen. Vielmehr fehlte der Moment meiner frühen Entwickelung nicht, welcher in meiner tiefsten Empfindung mir selbst im klarsten Bewußtsein, mein Leben mit seinem ganzen Zukunftsinhalt brach. Was ich von ihm noch erwartete, blieb, in so weit es nicht der Tagespflicht gehörte, nur eine Hintäuschung über die Spanne bis zum letzten Pulsschlage, ein Epimenidesschlafen, oder körperliches Leiden in seiner Unmittelbarkeit. Geopfert wußte ich, und fühlte ich mich. Damit war ich einig und

begnügt; aber eine Irrung in der Richtung dieser Opferung zerriß diese freudige Zuversicht: Irrung daher, weil die Nähe der beobachtenden Stellung die Einsicht der fernen tiefen Motive hinderte; — denn finden mußte ich sie selbst! Höchst willkommene Respiration der Lebenslust wäre mir gerade die Auffassung des biographischen Berufes geworden!

Das Gelübde, welches dem Knaben Hannibal der Vater Hamilcar am Altare abnahm, hat stets meine Sehnsucht geweckt. Es bedurfte dazu des Hasses nicht, meinem Vater wie mir gleich unbekannt. Sind wir doch Christen!

In diesen meine vielgeliebte Mutter sehr beängstenden ahnungsvollen Schmerzzuständen, die allergreifend und verstimmend, wie mit rothen Fäden, schwarzgekränzt, das innere Leben des Hauses meiner Eltern durchzogen, kam sie, — und ihr, der Herrlichen, sei die alleinige Ehre dieses Verdienstes, — auf den Gedanken, mich aufzufordern, von meinem Vater mir Memoiren dictiren zu lassen, und sie war eifrig, ihn dazu zu bewegen; davon Milderung hoffend der schwer zu tragenden Gegenwart, und prophetisch darin eine Saat für meine Zukunft sehend.

Ich hoffte und sah dieß nicht. Die in meinen

Augen **trostlosen** Resultate der Jahre 1813, 14, 15 hatten mich gänzlich aller Hoffnung abgewendet. Wie ich, ein hingebender Mitkämpfer, dieß damals erkannte, und in meiner reichen Correspondenz jener Zeit mit meinem Vater aussprach, ein Zeugniß für die Geschichte, so liegt es nun vor allen müden, von Rausch und Taumel allmälig sich öffnenden Augen. Der Major von Winterfeld, Biograph des bekannten Generals, welcher von meinem Vater Berichtigungen seines Werkes wünschte und sich deßhalb an mich wandte, wurde ein anderer Antrieb. Mein Vater war indessen schwer dahin zu disponiren. Der Tageslauf in seinem Hause, und die Bewegung der Seelen war solcher Ruhe bedürfenden Beschäftigung durchaus entgegen; dazu kam, daß nur die Abendstunden es seyn konnten, in denen die Dictée meinem Vater möglich war: Stunden, die nach dem Treiben des hauptstädtischen Lebens und nach der täglichen Mittagstafel für die ermüdete Geisteskraft, oder nach den Stürmen der Erlebnisse für das erregte Gemüth, Einsamkeit oder Zerstreuung, oder Erregung zum Bedürfniß machten; zumal in meiner Prädisposition. Mich ganz unfähig zur Aufgabe erkennend, meinen Tod wohl, aber nicht ihr Ziel im Auge, ganz unvorbereitet, mußte meinem

Vater die Stimmung vielmehr erleichtert werden; er mußte unsere Freude daran sehen. Und diese Abendstunden, in meinen Urlaubsmonaten, waren doch nur kurze Zwischenräume langer Unterbrechungen, vielleicht keiner von einer Stunde Dauer! — Versenke ich mich in jene Zeit, in das, was seyn könnte und sollte, zu dem, was war und ist, und das meinerseits dabei Gelebte, so geht mir aufs Neue ein Schwert durchs Herz. Welche Saat, wenn der Boden, in den sie gestreut wurde, vom Geist der Geschichte durchsonnt, von lebenden und gedruckten Zeugnissen durchpflügt, für eine großartige Politik, die wahre monarchische, die wahre Preußische bearbeitet, dem Horizont der Stellung meines Vaters hingewendet, von den erlebenden Schmerzen befruchtet — jedem Korne dieser Saat sogleich sein bestes Lager in Wahl- und Thatverwandtschaft bereitete!

Ich weiß: die objective Wahrheit selbst soll nicht im subjectiven Focus gesucht werden, wohl aber ihr getreuer Spiegel. Ist dieser Focus solcher Reinheit, daß er wahrheitspiegelungsfähig wird, bleibt nichts zu wünschen; denn alle irdische Erkenntniß ist nur relativ. Jeder Bericht eines Augenzeugen und vor allen eines Handelnden hat daher seinen Fo-

cus aufzuweisen, wenn er über der Materialität und über der Lüge stehen will. In jenen Ausgangspunct des Erschauens und Entschließens muß sich ein Leser versetzen, der nicht tagewerksmäßig liest, um zu lesen, sondern um zu lernen. Er muß sich des Verhältnisses solchen seelischen und geistigen, doch nicht unleiblichen, sinnlosen Ausgangspunctes zum Horizont der Zeit und der Begegnisse bewußt werden können — demuthvoll und Gott preisend, im Staube beten zum Herrn des All! — Dann erst wird er der Erkenntniß nahen, in wiefern ein Bericht wahrer, als der andere.

Mit dieser Einleitung übergebe ich die schlichte Uebersetzung der Dictée meines Vaters; Uebersetzung darum, weil ein Wunsch des Vorzugs dieser Sprache mir, von mir werthen Stimmen mehrfach geäußert worden ist — um ihretwillen, nicht um Deutschlands! denn es giebt kein Deutschland und kein Deutsches Volk mehr. Auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Lützen liegt es begraben; doch bekennend: daß die eigentliche Absicht meines Vaters in und für die Französische Sprache war, von der abzugehen ich mich nicht berufen, oder irgend wie bewogen finde. Ich gebe diese schmucklose Uebersetzung als „Vorläufer des Werks." Der Mann war zu groß für Deutsche

Territorien. Die Feinde, die Franzosen, haben wenigstens eine Verständnißfähigkeit bewiesen. Sie und ihr Organ — Napoleon! — der zu seinen Marschällen sagte: „Je vous présente le brave défenseur de Danzig: voilà un maréchal que vous donne pour exemple.“ Soll von Farbe geredet werden, wählt man Sehende zur Conversation. — Das Werk werden nach Kräften und Möglichkeit aufklärende Noten ergänzen, die mir zur Zeit der Dictée gemangelten Vorbereitungen redlich büßend, und wohl verstanden, daß diese Souvenirs-dictés nur eine Stelle im Geschichtswerk selbst einnehmen sollen — si Deus me adjuvat! — Ich will die Worte meines Vaters, obgleich ich Vollmacht über sie erhielt, möglichst ungeändert bewahren und geben; habe daher in der Uebersetzung einige Schwierigkeiten gefunden, so daß ich öfter Ausdrücke beibehielt, oder beifügte. Es ist von einem Sinn hier die Rede, den ich außer der Sprache kenne. Auch ist es ein Fall, wo der Horizont beider Sprachen mehr, als ihr Geist in Betracht kommt. Ein Sprachhorizont ist aber der Widerschein eines Nationalhorizonts. Der Französische Nationalhorizont ist nun eine wohl erkennbare, wenn auch verschieden

auffaßbare, folglich sprachlich ausdrucksfähige Größe, der Deutsche hingegen eine terra perdita, und daher auch sprachlich unausdrückbar! Ich gebe als ersten Abschnitt den Theil der „Souvenirs," welcher bis zum Vorabend des siebenjährigen Krieges geht, den Knaben und Jüngling zeigt, welcher Preußischer Größe — gleich Iphigenien auf Aulis den Göttern — geopfert, von Preußen aber als eine Göttergunst gesucht und empfangen wurde; — eine Opferung zur Erwerbung des Geopferten, auf seine ganze Lebensdauer, welche auch noch Kind und Kindeskinder einschließen sollte; — doch nicht zur Erwerbung, sondern zur Verderbung. — Der Sohn.

Erinnerungen des General-Feldmarschalls Grafen von Kalkreuth. Aus dem Französischen Manuscripte seiner Dictée.

I.

1737—1756. — Erste Jugend. Preußische Erwerbung.

Der Feldmarschall Graf Kalkreuth ist in Sotterhausen bei Sangerhausen in Thüringen den 21. Fe-

Anmerkung. Die Redaction der Minerva wird ganz gewiß so gefällig seyn, etwaige Mittheilungen zur Geschichte meines Vaters für mich entgegen zu nehmen und mir zugehen zu lassen.

Mit Vergnügen. D. R. d. Minerva.

bruar 1737 geboren [1]). Seine Familie, ohne zu den ersten zu gehören, ist als eine der ältesten, aber als

1) Nachdem diese Schrift beendet war, gingen mir in Dorows Denkschriften und Briefen III. die Briefe meines Vaters an Caroline Lucius, verehelichte Schlegel, die bekannte Freundin Gellerts, zu. Eine Stelle dieser 40 Jahre früher, als die vorliegenden Erinnerungen, geschriebenen Briefe, eignet sich zu einer begleitenden Note so sehr, daß ich es angemessen finde, sie hier ebenfalls in der Uebersetzung zu geben.

Herwigsdorf bei Löbau, 4. Januar 1779.

„Sie wollen wissen, wie ich in Ihrem Lande geboren bin. Mein Vater diente mit Auszeichnung in den Sächsischen Truppen. Er war der älteste Hauptmann im Regiment des berühmten (fameux) Prinzen Friedrich Adolph von Weißenfels, der mein Pathe war, und von dem ich den Namen trage. Dieß Regiment ist heute das des Prinzen Clemens; damals wie heute in Garnison in Thüringen, mein Vater in Sangerhausen. Er verheirathete sich in zweiter Ehe mit Sophia von Bülow aus dem Hause Beyer-Naumburg, einer Frau von Muth, Geist und zur Führung von Geschäften ganz geeignet (courage, d'esprit et faite pour les affaires). Ich bin in Beyer-Naumburg den 21. Februar 1737 geboren. Eine Schwester meiner Mutter, eine liebe alte Frau, Frau von Wiedemann, besitzt noch heute das Gut Zölschen bei Lützen in Ihrer

keine der vermögendsten bekannt [1]). Meist erwählten die Kalkreuthe die militärische Laufbahn. So war auch

Nachbarschaft. Im Januar 1739 machte mein Vater eine sehr bedeutende Erbschaft, von einem ganz entfernten Verwandten gleichen Namens, Besitzer grosser Güter in Schlesien, welche mein Bruder wiederum von seinem Vater erbte. Dieser Verwandte, Oberst in Sächsischem Dienst, hatte diesen verlassen, und ging uns wenig an: aber mein Vater hatte ihm im Kriege einen Dienst geleistet; wichtige Momente, in denen der Werth einer Liebe sich vervierfacht. Der Zufall wollte, daß ich dieses Obersten Wittwe hier begraben finde, an der Ruhr auf dem Pflaster von Löbau gestorben, wohin sie gefahren war, um einen Arzt zu consultiren. Ihr Bruder besaß damals Herwigsdorf und erbte von ihr 80,000 Rthlr.

„Mein Vater, durch diese Erbschaft gezwungen, sich nach Schlesien zu begeben, verließ den Dienst als Major. Mein Bruder begleitete ihn. Er genoß das Vermögen nicht lange. Er starb zwei Monate darauf

1) Doch lassen sich in Sachsen, in der Lausitz und in Schlesien drei Stammgüter ihres Namens, und in diesen Ländern, ferner in der Neumark, in Polen, Böhmen, Dänemark an hundert Dörfer und Orte ihres verschiedenzeitlichen Besitzes nachweisen.

der Vater des Feldmarschalls Hauptmann der Grenadiere in Sächsischem Dienst, Regiments Prinz Cle-

---

in den Armen meines Bruders, damals noch Kind, in der Blüthe seiner Jahre am Schlagfluß. Er war die Rechtschaffenheit, die Solidität selbst. Nie werde ich ihm gleich kommen. Meine Mutter folgte mit der Familie, fand ihn aber nicht mehr. Ich verlor sie 1748. Das Jahr zuvor hatte sie mich in das Etablissement der Herrnhuther, damals in ihren Gütern, jetzt in Neusalz in Schlesien gegeben. Gegen das Ende ihres Lebens neigte sie sich zu jenen frommen Seelenzuständen (pieuses rêveries). Mein Bruder, der damals in der Garde du Corps diente, und vom Könige sehr ausgezeichnet wurde, sagte es dem Könige; der sogleich Befehl gab, daß ich nach Berlin käme. Ich wurde bei einem Französischen Prediger, Onkel der Generalin Lecoq, welche ich jetzt in Görlitz wieder zu sehen das Vergnügen gehabt habe, in Pension gegeben; und der König machte mich zum Officier in der Garde du Corps, sobald mein Alter es erlaubte. Bei dieser Gelegenheit wurde an die Herrnhuther das Verbot erlassen, keine jungen Edelleute hinfort in ihre Seminarien aufzunehmen. Demungeachtet datirt sich von daher, und von einigen Diensten, die ich ihnen in den letzten Kriege leisten konnte, ihre Anhänglichkeit für mich. — Dieß ist, liebenswürdige Freundin, der Ursprung dessen, den Sie mit Ihrer Güte beehren,

mens. Während dieser Dienstzeit befand er einst sich mit einem seiner Verwandten, Obersten von der Infante-

---

der Ursprung der Anhänglichkeit für die Gegenden, in welchen Sie wohnen, die durch ihren Aufenthalt mir jeden Tag interessanter werden. Diese Erzählung mußte lang und langweilend wie alle solcher Art seyn, aber ich hatte Ihrem Befehl zu gehorsamen."

Die in diesem Brief enthaltene abweichende Angabe des Geburtsortes hat mich veranlaßt, die Gewißheit darüber sofort festzustellen. Beide Varianten enthalten nur die Alternative, ob auf einem väterlichen, oder mütterlichen Familiengute, beide benachbart. Sotterhausen gehört zur Pfarre Beyer-Naumburg. Mein Vater ist in Sotterhausen geboren — den 22. Februar 1737. Die Irrung um einen Tag, welche sich bei dieser Veranlassung zuerst ergeben, ist bei dem frühen Versterben der Eltern wohl sehr leicht. Seltsamer ist die Wiederholung bei mir. Neunjährig sollte ich der väterlichen Gewalt entlassen und volljährig erklärt werden, als es dazu einer Taufbescheinigung bedurfte. Diese ergab, daß ich einen Tag früher geboren war, als meine Eltern es zu wissen geglaubt hatten. Auch diese Irrung erklärt sich aber leicht, wenngleich natürlich nicht aus demselben Grunde. Im Hause meines Vaters wurde kein Werth auf Geburtstage gelegt, und ihrer unwillig erwähnt; er hörte selbst einen Glückwunsch ungern, obwohl die Freundlichkeit

rie, ebenfalls im Sächsischen und auch Polnischen Dienst, Herrn auf Siegersdorf bei Jinistadt (?) in Schlesien, einem sehr wohlhabenden und kinderlosen Manne, in einer Action, in welcher er sein Pferd jenem überließ, weil ihm das seinige getödtet war. Der Oberst versicherte ihn seiner Dankbarkeit und hielt Wort. Nach seinem am 14. Januar 1739 erfolgten Tode bezeichnete sein Testament den Vater des Feldmarschalls zum Universalerben. Da das Vermögen bedeutend zu nennen war, verließ der Hauptmann Kalkreuth den Dienst mit dem Majorsrange und begab sich auf die ererbten Güter.

Der Major Kalkreuth genoß dieses Vermögen wenig. Nach Ablauf zweier Monate am 19. März 1739 starb er im 52. Lebensjahre am Schlagfluß.

---

seines Wesens ihn später des meinigen nicht vergessen ließ. Fragte ein Indiscreter nach dem seinigen, so gab er eine stehende Antwort: den 30. Febr. Wie möchte sein indignirter Spott nun die modigen kirchlichen Feier von Geburtstagen treffen!

Die Pathenschaft von Sachsen-Weißenfels findet sich nicht in den Kirchenbüchern; und ich behalte mir die Ermittelung der Aufklärung vor, die mir zur Stelle auf der Reise nicht möglich ist.

Seine Gemahlin, welche ihn wegen ihrer zahlreichen Familie nicht gleich begleiten können, sah ihn nicht wieder. Sie war eine geborne von Bülow aus dem Hause Beyer-Naumburg, Schwester der Großmutter des Baron Hardenberg, späteren Fürsten und Preußischen Staatskanzlers. Sie hatte zwei Söhne und vier Töchter, und kam als eine Fremde in die ererbten Güter, von Feinden umgeben, welche sie um das große Vermögen beneideten. Sie besaß große Einsicht, Liebenswürdigkeit und Frömmigkeit. Diese drei Tugenden hielten sie in schweren Sorgen aufrecht, mit welchen das Leben sie bestürmte. — Ihr Gemahl war als vorzüglicher Militär, und als rechtschaffener Mann so geachtet, daß der Feldmarschall, als er 46 Jahre später durch die Garnison desselben, Sangerhausen reiste, noch sein rühmendes Andenken vernahm, und daß das Haus, welches einst ihm zugehört hatte, aus rührender Achtung, die man ihm bewahrt, noch nach seinem Namen genannt wurde. Frau von Kalkreuth verheirathete ihre Töchter: die älteste an Herrn von Böhmer, Präsidenten der damaligen Regierung zu Glogau, später Gräfin von Burghauß auf Sulau; — die zweite an den General von Froideville, welcher in der Schlacht von Zorndorf blieb, später ihrem leiblichen Vetter, dem

Geheimenrath von Bülow vermählt; — die dritte an einen bei Glogau angesessenen Edelmann von Berge, in zweiter Ehe Gräfin von Schmettau auf Pommerzig; — die jüngste, sehr schön, ungemein geistvoll und reich an Kenntnissen, wurde Gattin des Oberst von Below, Commandeur des in Glogau garnisonirenden Regiments. — Der ältere Bruder des Feldmarschalls erbte die Güter durch Testament; die vier Schwestern, der Feldmarschall, als jüngerer Bruder, und ein älterer Stiefbruder aus der ersten Ehe, ebenfalls mit einer von Bülow, aber aus dem Hause Schraplau,(?) theilten das baare Geld, welches etwa 80,000 Thaler betragen konnte, die Güter nach damaliger Schätzung über 120,000, heute mehr als im dreifachen Werth. Später beerbte der Feldmarschall seinen Oheim, wodurch er in den Besitz der Kummernicker Güter bei Glogau gelangte.

Ungeachtet der Beschwerden, welche der Frau von Kalkreuth durch die ererbten Güter erwuchsen, hatte sie den Einfall, auf 8 Meilen Entfernung von Siegersdorf die schönen Urschkauer Güter bei Glogau zu kaufen. Die Erwerbung war für die Familie vortheilhaft; aber die zwiefache Direction, die Kränkungen, welche der Minister von Münchow — durch Bewerbung um

diese reiche Erbin, welche ihn ausschlug, in Folge dessen er sie verfolgte — ihr bereitete; endlich der viele Kummer, den sie zu ertragen hatte, verkürzten die Tage dieser vortrefflichen Mutter.

Die Feindin des Vaters des Feldmarschalls hatte die Neigung zu jener Verbindung frommer Seelen, die man Mährische Brüder nennt, welche im Jahr 1727 der berühmte Graf von Zinzendorf in Herrnhuth ansiedelte [1]). Drei seiner (des Vaters) Schwestern besaßen dort ein Haus und sind dort begraben, zwei seiner Cousinen, deren Vater nach dem damaligen Gebrauch bei den Herrnhuthern, seine Gattin durchs Loos empfangen hatte, machten die Reise nach Pensylvanien als Missionäre. Frau von Kalkreuth, mit diesen frommen Gedanken vertraut, fand in denselben bei ihren schweren Sorgen erhebenden Trost.

Im Jahre 1740, dem nach der Ankunft der Frau von Kalkreuth in den von ihrer Familie ererbten Gütern, begann der König von Preußen den ersten Schlesischen Krieg und eroberte dieses Land. Der Breslauer Friede war von kurzer Dauer, und der zweite Schlesische

1) Der erste Anbau fällt ins Jahr 1722, die Gründung der Gemeine ins Jahr 1727.

Krieg begann 1744. Zu Anfang der Campagne von 1745 erhielt ein Lieutenant von Kalkreuth, welcher sich auf Urlaub befand, den Befehl, sich beim Regimente einzufinden. Der Zufall brachte diesen Brief nach Siegersdorf, dem Wohnsitze der Frau von Kalkreuth; und sie hielt ihn für einen Befehl an ihren ältesten Sohn, in jenes Regiment zu treten, dessen Friedensgarnisonen sehr entfernt waren. Trostlos, ihren Sohn, wenn nicht für immer, doch für lange Zeit zu verlieren, entschloß sie sich, ihn dem Könige anzubieten, welcher, von diesem Schritte geschmeichelt, obgleich der Jüngling noch nicht das 17. Jahr erreicht hatte, ihn sofort zum Cornet bei den Gardes du Corps machte. Dieß wurde Veranlassung, daß er beide Brüder in seine Protection nahm.

Frau von Kalkreuth sah sich außer Stande, den Sorgen, welche ihre wichtigen, zum Theil von ihrem Wohnsitz entlegenen Besitzungen ihr verursachten, zu entsprechen. Sie hatte die Unterstützung und den Schutz desjenigen, der solche gewähren konnte, gesucht. Aber dieser, nachdem sie seine Hand ausgeschlagen hatte, überschüttete sie mit Chicanen. Dadurch litt die Erziehung ihres jüngsten Sohnes, des gegenwärtigen Feldmarschalls, eines sehr lebhaften Knaben, beseelt vom Verlangen,

sich zu unterrichten; und sie war darüber in großem Kummer [1]). In der That befand sich diese Erziehung in den Händen ziemlich schlechter Lehrer. Da ihre älteste Tochter an den Regierungspräsidenten in Glogau verheirathet war, wurde der junge Kalkreuth im Jahre 1745 zu dieser Schwester gebracht. Diese konnte ihn aber nicht in steter Aufsicht behalten, und überließ ihn der Gespielschaft mit den Kindern der Garnison, dem Regimente Dumoulin, dessen ausgezeichnetes Officiercorps ihn liebte; es balgte sich zwar mit ihm, aber

---

1) Buchstäblich hat sich dieß an mir, wenn auch, wie alle Entwicklung, in gesteigertem Maße wiederholt, und um diesen Satz auf mich anzuwenden, bedarf es nur ein Wort zu ändern. Ueberhaupt ist diese Fortpflanzung der Physiognomie, subjectiv und objectiv vom Innern, Individuellen heraus, und vom Aeußern der Ereignisse, Umstände und Verhältnisse auf das Innere zurück, vielfach nach diesen Erinnerungen zu erweisen. Nur die Eingangs- und Ausgangshorizonte mit den resultirenden Wirkungen sind verschieden. Förderung und Hemmung stehen schroff einander gegenüber: Excitirung und Deprimirung, Freunde und Feinde, Seelenerhebung und Bedrückung, Liebe und Haß, Hut und Mord! Das moralische, letzte selige Facit kann hienieden nicht erkannt werden.

trug die größte Sorgfalt für ihn. Dort erwarb er sich den militärischen Ton, welcher ihn stets auszeichnete; jedoch, ungeachtet seiner großen Leidenschaft für das Studium, lernte er wenig.

Die Herrnhuter Colonie, welche gegenwärtig in Neusalz auf der großen Straße von Berlin nach Breslau in einer Entfernung zweier Stunden von Siegersdorf etablirt ist, suchte ein einstweiliges Unterkommen, bis sie das Asyl in Neusalz erlangt haben würde. Frau von Kalkreuth überließ den Brüdern ihr schönes Schloß Urschkau, welches sie eben gekauft hatte. Dieß geschah 1746. Es würde zu ihrem und ihrer Familie größten Segen gewesen seyn, die Colonie dort zu fixiren, welches der Minister der Provinz, Graf Münchow, anfangs begünstigte. Aber seit diese vortreffliche Mutter seine Hand ausgeschlagen hatte, um das Vermögen ihrer Kinder durch einen Mann, dessen Character sie nicht achtete, und der für einen schlechten Wirth gehalten wurde, nicht vergeuden zu lassen — arbeitete er entgegen. Um indessen für ihren Jüngsten ohne Sorgen seyn zu können, vertraute sie ihn im folgenden Jahre den Herrnhutern an. Nur zwei Monate blieb er noch mit ihnen in Urschkau; dann folgte er ihnen nach Neusalz, wo er durch acht Monate ihren Unterricht genoß.

Der ältere Bruder war inzwischen in der Schlacht von Sos, obwohl nicht gefährlich, verwundet worden: ein junger Mann der besten Führung, welcher große Hoffnungen gab. Der König zeichnete ihn ungemein aus, und zog ihn zu seinen kleinen Soupers. Eines Tages fragte er ihn: ob er noch Brüder habe? — „Ja, Ew. Majestät, einen. — Wo ist er? — Bei den Herrnhutern. — Wie, rief der König aus, ist es möglich, einen Knaben dahin zu geben?" und der Minister der Provinz, erwähnter Graf Münchow, erhielt zur Stelle den Befehl, das Kind, welches das eilfte Jahr noch nicht erreicht hatte, nach Berlin zu senden, um dort erzogen zu werden. Frau von Kalkreuth gab den Sohn; aber dieser Verlust war ihr zu empfindlich; 10 bis 14 Tage später erlag sie dem Schmerz. Am 6. Juni 1748, im 50. Lebensjahre, endete ein Schlagfluß ihr Leben.

Gleichzeitig wurde das Verbot an die Herrnhuter erlassen, in ihrem Seminar keine junge Adlige mehr aufzunehmen. Aber ungeachtet der Ungnade, welche der junge Kalkreuth unschuldig ihnen zuzog, haben sie nicht aufgehört, ihn zu lieben, und der Feldmarschall nicht, ihnen anhänglich zu bleiben, wenngleich seine philosophischen Gundsätze sehr von ihrer Denkungsweise

abwichen. Er bekennt, daß -- weil er als Kind von der äußersten Lebhaftigkeit war — die guten Lehren, welche er von ihnen empfing, ihn gemäßigt, und ihm die Neigung der Selbstbildung gegeben haben. Ihnen dankt er leidenschaftlich emsigen Fleiß für das Studium, Sanftheit des Characters und Helle der Seele.

Der König war mit dem Bruder übereingekommen, daß er ihn in der Französischen Colonie in Pension gebe. Perrault, Pastor an der Kirche des grauen Klosters, hielt damals eine solche. Diese wurde gewählt. Perrault war ein Mann von viel Verstand und Kenntniß; — aber mit seinem Vergnügen und Lesen beschäftigt, bekümmerte er sich wenig um den Unterricht seiner Pensionärs, und hielt sie nicht in Aufsicht. Andererseits aber, da der junge Kalkreuth ihn nicht verließ, befand er sich immer in guter Gesellschaft. Dort von früher Jugend eignete er sich den feinen Ton an. Mit Dankbarkeit gesteht er, Perraults beiden liebenswürdigen Nichten viel schuldig zu seyn: Mademoiselle Jordan, Tochter des berühmten Günstlings des Königs, später die würdige Gattin des gelehrten Academikers von Merian, und Mademoiselle Bitaubé, Schwester des Uebersetzers der Iliade, später an den General Lecoq verheirathet. Diese beiden Damen hatten großen

Einfluß auf den jungen Kalkreuth, und hielten ihn sowohl in der Conversation als in den Ausdrücken streng. Das Einzige, was er bei Perrault lernte, war das Italienische. Um so mehr ergab er sich dem Lesen in der Perraultschen Bibliothek.

Indessen bewogen die geringen Fortschritte, welche er in seinen Studien machte, den ältern Bruder, Vormund des jüngern, mit der Pension zu wechseln. Er gab ihn zu Fighie, weit unter Perrault: so sehr, daß sein Wandel selbst tadelnswerth und von übelem Beispiel war. Fighie war ein schlechtes Subject ohne Bildung; seine Gattin hingegen eine würdige Frau, sehr Madame Perrault vorzuziehen. Bei Perrault hatte der junge Kalkreuth Cameraden seines Alters und ältere; außerdem, wie bereits erwähnt, wurde er stets in gute Gesellschaft geführt. Fighie aber, ein obscurer Mensch, hatte nur Pensionärs von jüngerem Alter: und da der junge Kalkreuth kein Vergnügen an ihrer Gesellschaft fand, fehlte ihm gute Gesellschaft ganz; mit der einzigen Ausnahme, daß er in beiden Pensionen gleicherweise alle Sonnabende auf seinem kleinen Pferde nach Charlottenburg zu seinem Bruder ritt, und Sonntag Abend zurückkam. Die zwölf Officiere der Gardes du Corps, welche in Charlottenburg wa-

ren, behandelten ihn mit vieler Güte als ihr Kind. Dieß trug wesentlich zu seiner Ausbildung bei, und überwand seine Schüchternheit.

So kam es, daß der junge Kalkreuth im dreizehnten Jahre, weil er seinen Erzieher nicht achten konnte, und die Gesellschaft der übrigen Pensionärs ihm nicht zusagte, die Einsamkeit vorzog, welche seine Leidenschaft für Studien nährte, und ihm den Anflug von Melancholie gab. Da er ein besonderes Zimmer bewohnte, stand er früh um 3 Uhr auf, und gab sich mit wenig Unterbrechungen bis zum Abende ganz dem Lesen hin. Er fing mit der vortrefflichen Geschichte Rollins, von Crevier fortgesetzt, an: 200 Seiten der Ausgabe in Duodez waren sein gewöhnliches Pensum den Tag. Er as außerdem, was ihm nützlich seyn konnte; aber seine größte Aufmerksamkeit widmete er Rollin, und heute bekennt er, ihm Alles, was er geworden, schuldig zu seyn; denn dieß herrliche Werk, welches von den Autoren des Alterthums gleichsam durchdrungen ist, und der Geist (l'essence) dieser letzteren haben seinen Character gebildet, den seitdem nichts erschüttern konnte. Aus dieser Quelle reifte sein Geschmack für die Einsamkeit und die Geistescultur. Dort schöpfte er seine Ideen des Großen,

seinen Abscheu gegen ein schlechtes Regiment (gouvernement), seine Ueberzeugung, daß der Adler sich niemals mit Fliegenfangen beschäftige. Er liebte den Kaiser Julian, weil er sich bemühte, die Regierung durch das Verdienst zu stützen, und die Tugend durch das Glück zu befördern. Seitdem haben Studien, und noch mehr Lesen, ihm beständig die angenehmsten Genüsse (délices) gegeben. Er setzte sich damals sogleich das Ziel, wenn er es vermöchte, ein großer Feldherr zu werden, und die Rauheit der Waffen durch jene Menschlichkeit zu sänftigen, welche die Musen einflößen. Er lernte tanzen, fechten, reiten; aber Griechisch und Latein, weil Beides unter Friedrich II. nicht Mode war, wurden gänzlich vernachlässigt. 1750, in seinem dreizehnten Jahre, mußte er schon an seine künftige Bestimmung im Militär denken.

Friedrich II, in seinem Interesse für beide Brüder, fragte öfter den älteren, wann er den jüngern ihm vorstellen könne? Nach zweijähriger Pension in Berlin proponirte der ältere Bruder dem Oberst Humbert, einem ausgezeichneten Ingenieur, der für dieses Fach der Lehrer des Königs und seiner Brüder

gewesen war, seinem jüngeren Bruder Unterricht in der Mathematik und in der Fortification zu geben. Er willigte ein. Da er mehr Schüler hatte, hielt er seine Lehrstunden im Vorzimmer; als er aber die Application des jungen Kalkreuth erkannte, fand er solche Freude an den Anlagen (aptitude) des Jünglings, und an dem Geschmack, den derselbe für diese Studien gewann, daß er ihn in seine Bibliothek nahm, und — statt daß er ihm, nach der Uebereinkunft, wie seinen anderen Schülern, täglich eine Lehrstunde gab, — ihm durch zehn Monate täglich fünf gab, indem er ihn alle Tage Morgens von 8 bis 1 Uhr bei sich behielt. Als der junge Kalkreuth diese treffliche Schule beendigte, hätte er sogleich ins Geniecorps treten können. Diesem würdigen Gelehrten bekennt er stets, seine klaren Ideen über die Tactik im Allgemeinen und insbesondere die Vertheidigungstactik der Festungen zu verdanken. Dieß war nicht das einzige Gute, welches der würdige Mann ihm erwies. Er lieh ihm nicht nur Bücher aus seiner Bibliothek, sondern er leitete die Wahl derselben, um sie mit Nutzen zu lesen. — Zu dieser Zeit brachte der junge Kalkreuth seine Nachmittage bei einem Vetter zu, einem berühmten Infanterie-Officier, der als Capitän die Leibcompagnie

des Feldmarschall Kalckstein commandirte. Dieser würdige Verwandte, der sich in mehreren Vorfällen auszeichnete, bei Zorndorf ein Auge verlor, und die Schanze von Spie vor Colberg erstürmte, — war einige Tage Chef eines Regiments der Berliner Garnison, und verließ wegen Kränklichkeit den Dienst. Da der junge Kalkreuth in die Cavallerie treten sollte, fing dieser treffliche Mann damit an, einen tüchtigen Cavalleristen aus ihm zu bilden, und lehrte ihn aufs Vollständigste Alles, was ein Subaltern-Officier wissen muß.

Der ältere Bruder war in seinem Corps sehr geachtet, und nahe bei Charlottenburg in Garnison. Der Jüngling ritt fortgesetzt Sonnabends dahin und kehrte Sonntags zurück. Von Kindheit war die Reitkunst (équitation) seine Leidenschaft. Wenn Gäste bei seiner Mutter speisten, ließ man ihn auf seinem kleinen Pferde um die Tafel reiten. [1]) Acht Jahre war er, als eine Compagnie Garden auf einem Marschquartier dort eintraf. Der Feldmarschall Möllendorf v. Möllendorff befand sich als Portepée-Fähnrich bei

1) Das Schloß Siegersdorf hat vorzüglich ein rez de chaussée.

derselben; und diesem gefiel das Kind so sehr, daß er es auf den Schooß nahm, und es zärtlich liebkoste. Dieß ist der Ursprung jener Freundschaft, welche der ehrwürdige Feldmarschall ihm durch siebenzig Jahre bewahrt hat. [1])

Ueberdrüssig der Pension des Herrn Fighie, und da der junge Kalkreuth im funfzehnten Jahre war, nahm ihn der ältere Bruder nach Charlottenburg, wo der Cavalleriedienst seine Leidenschaft erweckte. Er beschäftigte sich vorzüglich mit den Details, und man setzte ihn auf die wildesten Pferde. Er wurde ihrer mächtig und dadurch dreist. Dort wars, wo er auf einem Spatzierritt die Kunst sich selbst erfand, das Pferd so zu führen, daß es sich beständig schön trägt — (qu'il aille toujours brillant) und Kenner haben stets gefunden, daß ein Pferd Seele zu bekommen schien, wenn der Feldmarschall es ritt. Diese schwer zu erklärende Kunst wird wahrscheinlich mit ihm sterben; denn ungeachtet der vielen Mühe, welche er sich gegeben, diese Führungsweise des Pferdes Andern

---

1) Zu vergleichen die im Juli-Heft 1839 mitgetheilten Briefe des Feldmarschall Möllendorf.

zu lehren, so ist es ihm doch niemals gelungen. [1]) Ueber diesen Gegenstand findet sich nichts Genügendes in den Autoren, welche über die höhere Reitkunst geschrieben haben, und dem Feldmarschall sind nur drei Sätze verständlich geworden. Newcastle sagt, daß wenn ein Pferd den Zügel völlig versteht, man ihm ein Stück Holz oder einen Knochen in den Mund geben könne, es ginge doch. — Saunier, dem der Feldmarschall unter allen Autoren über die Reitkunst den Vorzug giebt, sagt: das Pferd müsse sich schön (brillant) tragen; aber er sagt nicht, wie dieses „brillant" bewirkt werden könne. Lageronière sagt: es bedürfe vieler halber Zügel (demis arrêts); weiter sagt er, daß die Hand fest, sanft und leicht seyn müsse. Der Feldmarschall fügt hinzu: wenn sie es ist, und das Pferd diese Hand empfindet, so ist die höhere Reitkunst eine Art Wollust; das Pferd versteht beständig das Mundstück, und arbeitet mit ihm (mâche les mors.)

---

[2]) Der König hatte meinen Bruder wiederholt

1) Mir ist nie von dieser Lehre etwas zu Theil geworden.

2) Mehr als ein Jahreszeitraum liegt zwischen der Dictée des vorigen und dieses Abschnitts.

gefragt, ob ich noch nicht dienstfähig sei. Ich war groß für mein Alter, aber sehr schmächtig, und mein Bruder wünschte daher Zeit zu gewinnen, damit ich kräftiger würde; er verschob deßhalb den Moment der Vorstellung von einer Zeit zur andern. — Sie fand am 25. Januar 1752 Statt. Der König hatte uns zwischen 9 und 10 Uhr befohlen. Er empfing uns mit der erdenklichsten Güte. Ich hatte noch nicht völlig das 15. Jahr erreicht.[1] Der König, als er mich so schmächtig sah, sagte ganz mitleidig: „ich wollte ihn zum Officier machen, aber das arme Kind bricht sich den Hals". Mein Bruder erbat sich als Gunst, daß ich vorläufig ohne Function als Volontair dem Corps aggregirt würde. Der König gewährte es auf das Gnädigste. — Dieses Corps bestand nur aus einer Escadron, aber mit dreizehn Officieren, von denen keiner den Adjutantendienst that. Aber der Commandeur von Blumenthal wünschte einen, und übertrug mir denselben vom Tage, an welchem ich zuerst die Uniform trug. Ich hatte das Glück, ihm zu seiner Zufriedenheit zu entsprechen. Dieß gereichte mir zu großem Nutzen.

---

1) Der ältere Bruder noch nicht das 24.

¹) Ich war äußerst furchtsam zu Pferde, aber man zwang mich, bald dreist zu werden, indem man mich den wildesten Pferden überließ. Diese Verzweiflung wurde meine Lehrerin, sie zu bändigen, und so wurde ich ihrer Meister. Gleichwohl billige ich diese Methode nicht, und ich habe bei meinen Schülern niemals davon Gebrauch gemacht. Auf einsamen Spatzierritten erfand ich mir die Kunst, das Pferd so zu führen, daß es sich selbst zügellos trägt (sans tenter ses allures). Ich habe mir viel Mühe gegeben, sie denen beizubringen, welche mich hören wollten. Allein ich zweifle, daß irgend Einer mich vollkommen verstand. Der jetzige Generallieutenant von Zieten, mein Adju-

1) Der folgende Passus über die Reitkunst ist eine Wiederholung aus dem vorigen Abschnitt in anderer Abfassung. Mein Vater überließ mir die Wahl. Bei einer Wahl muß der ganze Absatz des vorigen Abschnitts von „Ueberdrüssig" an, wegfallen, und Einiges des Inhalts mit dem nun Folgenden verschmolzen werden. Hierdurch erleidet aber die Erzählung Zwang; um so mehr, da der Erzähler die Person, in welcher er spricht, gerade an dieser Stelle wechselte. Ich habe daher vorgezogen, beide lehrreichen Varianten an ihrem Platz zu lassen; — doch nur für dieses Mal.

tant, war [1]) der aufmerksamste. Man versteht die Worte über die höhere Reitkunst gar nicht, wenn man nicht jener Kunst schon mächtig ist. Erst nachdem ich mein eigener Lehrer geworden war — denn keiner der Stallmeister, bei denen ich geritten, hatte mir den Sinn dafür eröffnet — wurden mir folgende Sätze klar:

Newcastle. Wenn ein Pferd vollkommen zugeritten ist, kann man ihm statt des Mundstücks ein Stück Holz in den Mund geben.

Saunier. Das Pferd muß sich immer schön tragen (aller brillant).

Lageronière. Man muß oft halbe Zügel (demis arrêts) geben, und die Hand muß beständig fest, sanft und leicht seyn.

Diese Stellen deuten nur an, was ich sagen will: sie können aber nur von demjenigen verstanden werden, der ihren Sinn kennt.

Die Escadron hatte Charlottenburg zur Garnison. Seit vier Jahren vom Officiercorps gekannt, hatte es sich an heitere Scherze mit mir gewöhnt, und liebte mich sehr. — In weiblicher Gesellschaft war ich äu-

1) Oder schien es.

ßerst blöde; glücklicherweise entwöhnte ich mich dessen bald. An dieser Stelle will ich einen Zug anmerken, über den ich später selbst lachen müssen. Im Sommer 1752 fand die Vermählung des Prinzen Heinrich in Charlottenburg Statt. Die vornehmsten Personen nahmen Häuser oder Nachtquartier. Ich bewohnte eine sehr elende Stube, mit einer anstoßenden noch elendern, kleinen Kammer. Frau von Grapendorf, Mutter des heutigen Präsidenten, die brillanteste Schönheit Berlins hatte noch keine Wohnung. Bereitwillig trat ich ihr die meinige ab; d. h. sie mit ihrem Manne nahm die Stube, und ich behielt die Kammer. Sie erlaubte mir den Durchgang zu allen Stunden des Tages, „selbst wenn sie im Bette wäre". Aber ich war so blöde, daß ich von dieser Güte keinen Gebrauch machte, und vorzog, durch ein kleines Fenster zu steigen.

Der Bruder meines vortrefflichen Commandeurs war Major in dem Regimente des Prinzen Heinrich, welches in Potsdam stand; ein Mann ungemeinen Geistes, sprühender Lebhaftigkeit, vieler Kenntnisse und ausgezeichneten Welttons. Er war mit dem General de Cammas in Paris gewesen, und hatte bei dieser Veranlassung in der Gegend von Namur eine reiche

Erbin geheirathet, welche später Oberhofmeisterin der Prinzessin Heinrich wurde. Mit meinem Bruder sehr liirt, sah er auch mich bei sich. Meine Lebhaftigkeit und die Färbung (tournure) meines Geistes gefielen ihm; mein Geschmack an der Einsamkeit und mein melancholischer Zug verwunderten ihn; er faßte eine innige Neigung zu mir, und diese Neigung veranlaßte unglücklicherweise, daß er vier Jahre später bei Ostritz getödtet wurde. Ich verdanke einen Theil dessen, was ich bin, der Güte und Liebe, mit denen man in diesem würdigen Hause mich überschüttete. Immer sah man dort die beste Gesellschaft, und wenigstens dreimal die Woche fehlte ich gewiß nicht. Dort war es, wo man damals den Feldmarschall Keith, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Generale Fouquet und Haucharnois, welche letztere gewöhnlich den Winter bei dem Könige zubrachten, fand. In der Jahreszeit der Austern setzte man sich nach der Tafel zu einem Spiel, welches Schnipp=Schnapp=Schnurr hieß: ich, stets mit jenen illustern Männern. Was verloren wurde, kam in die Poule. Sobald so viel darin war, um Austern kaufen zu können, wurde der Kammerdiener gerufen. Ich konnte sie nicht vertragen; aber um mein Geld nicht fruchtlos zu verlie=

ren, aß ich sie [1]). Dieß Spiel setzte man bis 8 Uhr Abends fort, wo die Generale Fouquet und Haucharnois zum Könige mußten. Unser trefflicher Wirth ließ dabei guten Hermitagewein kredenzen, worauf der General Fouquet scherzend Haucharnois beschuldigte: An den Schnipp-Schnapp-Schnurrtagen, wenn er zum Souper des Königs käme, seine Verbeugung so tief zu machen, daß er nur mit Mühe sich wieder aufrichte.

Potsdam besaß damals die brillanteste Gesellschaft. Zu sechsundzwanzig ausgezeichneten Häusern, welche einander empfingen, gehörte auch das des berühmten General Retzow, welcher, nachdem er den König bei Hochkirch gerettet hatte, starb, und seiner liebenswürdigen Töchter. Oft sah man bei Blumenthal einen Theil dieser brillanten Gesellschaft, und unfehlbar einen Tag der Woche in kleinem Kreise Leute von Geist, unter denen die Franzosen sich auszeichneten, mit welchen damals der König umging: immer ohne Ausnahme, der Abbé de Prades, Vorleser des Königs, — Lefevre, Ingenieur, der sich später entleibte, —

---

1) Im Alter wurden sie ihm Erquickung und sogar Arznei.

der Marquis de Varennes, geblieben 1757, — ein Französischer Officier vom Regiment des Prinzen Heinrich mit Namen Cullé, als Capitän gestorben, von der äußersten Lebendigkeit des Geistes, und andere Durchreisende. Mein Bruder und ich fehlten nie, und oft waren die erlauchtesten Personen unter den Gästen. Herr von Blumenthal machte, weit entfernt, diese geistreichen Männer in Streit zu bringen, eine witzsprudelnde Unterhaltung, welche mir zum größten Nutzen wurde, und dehnte solche Zusammenkünfte von 8 bis 11 Uhr und noch später aus.

Diese ausgezeichnete Gesellschaft ersparte mir die schlechte und entfernte mich von ihr. Ich war auch bald so verwöhnt, daß ich keine andere als nur die beste wollte. Außerdem mit meinem Bruder allein, in seiner schönen Bibliothek begraben, ging ich fast gar nicht aus, und verbarg mich gleichsam in derselben (j'y étois pour ainsi dire en casquette). Weil meine überaus lüderlichen Cameraden, die mich sehr gern hatten und meine Gesellschaft suchten, durchaus nicht wußten, wo ich war, so entging ich ihnen, mit Hülfe meiner schlüpfrigen Zunge, indem ich sie glauben machte, mehr Libertin zu seyn, als sie. Sonntags widmete ich eine Stunde ihrer Gesellschaft, und

nichts störte dann meine Studien, die bloß von der wahrhaft guten Gesellschaft unterbrochen wurden. — Diese Escadron hatte die Wache des Königs, und kam von Charlottenburg, später von Potsdam, — wo sie bei der Revue von 1753, nachdem die für sie gebaute Caserne vollendet war, ihre beständige Garnison erhielt, — mit dem Könige zum Carneval nach Berlin.

Der König, nachdem er mich sogleich zum Officier machen wollen, vergaß es gleichwohl, da er mich täglich sah. Herr von Krusemarck, als Generallieutenant gestorben, Vater des Preußischen Gesandten in Paris beim Kaiser Napoleon [1]), ein vortrefflicher Officier und braver Patriot, war naher Freund meines Bruders und protegirte mich daher. Er hatte in den Gensdarmes als Adjutant der vorigen Chefs gedient. Der gegenwärtige war der General Katzler: Soldat vom alten Schlage, sehr ernsthaft, sehr pünctlich. Er hatte mich gesehen, und ich fand seinen Beifall. Herr von Krusemarck, der in großer Gunst bei ihm stand, kam auf den Gedanken, dem General zu proponiren, daß er den König bitte, mich als Officier seinem Regimente, den Gensdarmes zu geben. Er versprach

1) Ebenfalls als Generallieutenant starb dieser Sohn.

es uns, und fügte hinzu: wenn der König es abschlägt, so wird meine Verwendung Ihnen wenigstens nicht schaden; er hatte sehr Recht, denn dieser General war ein höchst würdiger Mann. Der König schlug es unter dem Vorwande ab, daß er mich brauche, da wo ich sei. Aber der General, ohne uns ein Wort zu sagen, ließ auch nicht ab, und schrieb am 1. Febr. 1753 noch einmal. Der König nun, um sich dieses Andringens zu entledigen, ließ sogleich den Commandeur rufen, und sagte ihm, daß einer der Officiere der Garde du Corps, welcher gerade den Abschied verlangt hatte, ihn mit Auszeichnung erhalte, und daß ich an seiner Stelle Officier sei [1]). Sehr bald galt ich für einen guten Officier, und der Commandeur der Escadron gebrauchte mich, die Recruten im Reiten zu exerciren, weil es mir so gut gelang. Ich schmeichle mir, in Potsdam allgemein geliebt gewesen zu seyn. Man hat mich mit Güte überhäuft, und ich lebte dort drei sehr glückliche Jahre. Ich widmete mich alle Stunden, die dem Dienst nicht gehörten, entweder der guten Gesellschaft, oder der Bibliothek meines Bruders, in der ich mich einschloß. Meine vorzüglichste Lectüre waren

1) Das Patent als Cornet ist vom 15. Juli 1753.

die Französischen Classiker; ihnen widmete ich meine ganze Zeit.

Etwas erregte in meiner Jugend ein großes Erstaunen: mein außerordentliches Gedächtniß. Ich wußte fast alle Fabeln auswendig; ebenso die Namen der Officiere aller Regimenter der Armee. Der Major von Blumenthal, in der Literatur sehr bewandert, gab als frischeste Neuigkeit meinem Bruder das Epitre Voltaires gegen den König, welches mit den Worten anfängt:

Oh, d'un siècle éclairé turpitude éternelle!

Mein Bruder machte sich das Vergnügen, es nur vorzulesen, wollte es mir aber nicht geben, weil es noch nicht gedruckt war, und Herr von Blumenthal es ihm auf Ehrenwort anvertraut hatte. Mein Bruder ging einen Augenblick aus dem Zimmer. Ich benutzte ihn, um es noch ein Mal zu lesen. Als er wieder hereintrat, ging ich in das meinige, und schrieb das Epitre sogleich nieder, ohne daß mir ein Wort fehlte, obgleich es drei Folioseiten einnahm. Mein Bruder war höchst erstaunt, es auf diese Weise in meinen Händen zu wissen.

Der Major von Blumenthal, als Maupertuis gerade in Potsdam war, stellte mich ihm als eine Sel-

tenheit vor. Einen sechzehnjährigen Jüngling, der, ohne Ursache sich über das Leben zu beklagen, keinen Werth darauf legt, weil er alle seine Schattenseiten kannte! — und dieß mit voller Aufrichtigkeit: Alles was ich sah, erschien mir eitel. Als höchstes Glück betrachtete ich nur eine glückliche Ehe; und doch sah ich so viel abscheuliche. — Leicht verliebte ich mich platonisch in Damen, welche ich für vollkommen hielt. Fräulein von Retzow, die älteste Tochter der Generals, war es in der That. Sie war auch dafür so anerkannt, daß sie beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges drei Bewerber hatte, Jeder en survivance des Andern. Und nach dem Frieden heirathete sie den Dritten, weil die ersten Beiden geblieben waren. Der Erste war der Major von Goltz, auf den der König viel hielt, Bruder der Generale von Goltz. Bei der Eröffnung des Feldzugs in Preußen schickte ihn der König zum Feldmarschall Lehwald, der dort en Chef commandirte, um ihn zu mentorisiren, und bei dieser Gelegenheit bewies er so geringe Geschicklichkeit, daß er in der Schlacht von Norkitten blieb. Man behauptet, daß er am Schlachttage sich den Tod gab. — Fräulein von Retzow die ältere tadelte eines Tages ihre jüngere Schwester, daß sie einem jungen leichten Officier ihr Ohr lieh-

Diese hatte viel Verstand und antwortete ganz ruhig: „Die Einen werden durch die Augen, die Andern durch die Ohren erobert,“ indem sie auf das ein wenig bäurische Aeußere des Verlobten ihrer älteren Schwester anspielte. Sie selbst erzählte diese Anecdote ihrer Frau Tochter, von der ich solche habe.

Das Regiment des Prinzen Heinrich, Bruders des Königs, hatte, wie schon erwähnt, seine Garnison in Potsdam. Es war üblich, daß er die Exercierzeit bei demselben zubrachte. Der Prinz hielt große Stücke auf den Major von Blumenthal, der es auch, als ebenso geistreicher und liebenswürdiger, wie belesener Mann vorzüglich verdiente; daher kam es, daß beide Blumenthal zur Gesellschaft des Prinzen gehörten. Außer ihnen gehörten einige der ausgezeichnetsten Officiere der Garnison, unter andern der Baron Cocceji, Sohn des Großcanzlers, Lieutenant und Aidemajor des dritten Gardebataillons und mein Bruder. Diese soupirten fast alle Abende beim Prinzen. Da ich gehört hatte, daß diese Gesellschaften des Prinzen etwas von der Art der des Marquis de Tavannes in seiner Jugend waren, nämlich ausgelassen (bande enragée), wodurch der Ruf gleichwohl sehr übertrieb, so war ich durchaus nicht begierig, daran Theil zu nehmen; auch war in

keiner Art die Rede von mir. Indessen der Major von Blumenthal hatte dem Prinzen so viel Züge von der Lebhaftigkeit meines Geistes erzählt, daß sie eines Abends (es war halb 12 Uhr) auf den Einfall geriethen, mich im Bette zu necken (turlipiner). Cocceji und mein Bruder machten die Tête; der Prinz und mein Commandeur Blumenthal hielten sich im Vorzimmer als Reserve. Ich war sehr besorgt, daß ich in diese Gesellschaft gerathen könnte. Als ich den Trupp kommen hörte, verschloß ich eilig meine Thür. Weil ich aber noch nicht in dem Fall gewesen war, sie zu verschließen, wußte ich nicht, daß man den Schlüssel zweimal umdrehen müsse. Diese an meiner Thür verfehlte zweite Schlüsseldrehung gehört zu den kleinen Veranlassungen großer Begebenheiten, denn ich war sehr entschlossen, den Trupp nicht einzulassen: ich hätte daher auch nicht die Bekanntschaft des Prinzen gemacht, und Alles hätte sich ganz anders begeben. Der Prinz fand mich allerliebst, und vom Augenblick an war ich in allergrößter Gunst; er befahl mich alle Abend zum Souper: sogar da ich an einem Augenübel litt, erlaubte er, mit verbundenen Augen an Tafel zu erscheinen. Mein Bruder und ich wurden als zum Hause gehörig angesehen, und ein = für

allemal geladen. Diese Annäherung zum Prinzen, der viele schöne Eigenschaften mit unendlichen Kenntnissen in der Politik und in der Literatur verband, hat natürlich großen Einfluß auf das gehabt, was ich geworden bin. In seinem Hause sah ich die brillanteste Gesellschaft, die man der vorzog, mit welcher sich der König umgab: und damals war die Conversation des Prinzen immer edel (distinguée). Diese Connaissance datirt vom April 1754, und seine Protection dauerte länger, als vier Jahre. Zu Ende 1757 begehrte mich der Prinz zum Adjutanten; der König aber, pikirt, daß ich — da er mich direct protegirt hatte — außer seiner Garde du Corps mein Glück suchte, refusirte, und willigte erst zehn Monate später ein, als der Prinz, der mit Erfolg die Armee commandirte, welche Dresden deckte, die Gefälligkeit hatte, das Commando dem nach ihm ältesten General abzutreten, und selbst mit acht Elitebataillons und einem Bataillon Husaren, zur Rettung des Königs herbeizueilen, der aus der Position von Hochkirch gedrängt worden war.

Aber diese brillanten Aussichten blendeten mich nicht (ne me tournaient pas la tête). Sehr jung erkannte ich die Nichtigkeit des menschlichen Lebens.

Der Major von Blumenthal, welcher mit Interesse meine Gesellschaft suchte, und mich gewöhnlich entweder allein mit Studien beschäftigt, oder auf einsamen Promenaden fand, tadelte dieß, weil ich durchaus keinerlei Grund hatte, mit meinem Schicksal nicht sehr zufrieden zu seyn. Aber es war meine Neigung (mon goût).

Mein Bruder, den ich sehr liebte, gab mir den Mittag. Abends dagegen war er in Gesellschaft, aber immer allein. Nach jenen liebenswürdigen Diners disputirten wir gewöhnlich freundschaftlichst. Ich behauptete oft die Nichtigkeit des Lebens (néant de la vie)[1]) und ich erinnere mich eines heiteren Zuges. Mein Bruder war mehr der Philosophie Epicurs zu-

---

1) Die Französische Bedeutung ist conventionell, auf das conventionelle, nicht Seelenleben gerichtet, viel bestimmter. „Nichtigkeit des Irdischen" ist zu allgemein, und gehört zur Kanzelrede. — Das Anpreisen des Vorzugs der Deutschen Sprache für Uebersetzungen halte ich überhaupt nur auf den wesentlichen Sinn, aber nicht auf die eigentliche Physiognomie der andern Sprache in der Wahrheit gegründet, welche übersetzend zu bewahren, wohl keiner Sprache möglich ist.

gethan, als ich. Eines Tages behauptete er: daß, wenn ich von einer liebenswürdigen Frau geliebt und begünstigt würde, mein Sinn sich bald ändern werde. Ich entgegnete: wo die finden, welche mich befriedigt? — Er hatte eine gefunden, drei Meilen von Potsdam, welche ihn glücklich gemacht, aber ihre Liaison war zu Ende. Wir kannten uns nur von Ansehen. Mein Bruder, der sie als sehr difficil versicherte, verglich mich dem Fuchs, welcher die Trauben sauer fand. Es war 4 Uhr. Ich sagte: zur Stelle reite ich hin. Man durfte nicht wagen, eine Nacht außer Potsdam zuzubringen. Ich opferte gleichwohl einen Theil derselben, um die Bekanntschaft dieser Dame zu machen. Da ich aber mit der Rückkehr eilte, war mit meinem Abschied der Roman beendigt. Mein Bruder, der ihr schon lange vertraut war, wurde von ihr unterrichtet, und war sehr überrascht. Seitdem ließ er meinen Satz von der Nichtigkeit des Lebens unangefochten, und begnügte sich, es durch die Aufmerksamkeiten seiner Liebe (charmes de son amitié), und seiner Wohlthaten (bienfaits) mit Rosen zu bestreuen. Nichtsdestoweniger muß ich bekennen, daß der Gedanke einer Frau mit den glänzendsten Vorzügen, welche einst mein Glück machen würde, mich stets begleitete. Meine Einbildungskraft

malte nach meiner Weise, den schönsten Vorbildern des Alterthums entsprechend: vorzüglich Penthesilea entzückte mich! Dieß war die Herzenskönigin — (ma dulcinée) — welche ich suchte. Gott ließ sie mich 1776 finden: fünf Jahre später war sie die Meinige.

Alle zwei Jahre begab mein Bruder sich für sechs Wochen auf seine Güter, wo seine Gegenwart nothwendig war. Während seiner Abwesenheit sperrte ich mich ganz in seiner Bibliothek ab. Sie war sehr gewählt. Den Stamm hatte er von seinem Vater geerbt, welchen ich nicht gekannt habe, der aber ein sehr unterrichteter Mann gewesen seyn muß, denn es fand sich die Sammlung der damaligen Französischen und Deutschen Classiker, und einige Uebersetzungen der Alten. Für jene Zeit war ein Militär, der Französisch sprach und die Lection liebte, etwas Außerordentliches.[1]) Sogar wir, mein Bruder und ich, die wir

---

1) Beides in dem Grade, und dem Sinne, wie mein Vater, heute wohl noch außerordentlicher! Wenn auch die gegenwärtige wissenschaftliche Formung des Geistes, die Kehrseite der damaligen unwissenschaftlichen Schulung gegen Natur, Hirn gegen Geist, ausgiebt: so sind beide nur Ausdrücke für die Erschei-

zwanzig Jahre später lebten, wenn wir beim Lesen von gewissen Leuten überrascht wurden, warfen schnell unsere Bücher unters Bett, um ihrem Spott zu entgehen. [1])

Die Connaissance des Prinzen Heinrich, der die Gnade [2]) hatte, mich überall zu rühmen, verschaffte

---

nungen der Uncultur; doch wesentlich charakterverschieden; der damaligen Uncultur stand die Fähigkeit der Cultur offen; der heutigen ist sie absolut versperrt. Dem Naturtriebe ist das Wissen ein Erstreben. Das Wissen in der Selbstbestimmung hat kein Erstreben, als den Selbstmord. Gegen Wissenherrschaft ist immerdar das Leben im Stande der Nothwehr!

1) Jedenfalls ist Verspottung des Lesens aus Naturtrieb des Verspotters besser, als aus verdienter Verachtung des Lesens; besser Verspottung der Ausnahme, als des Uebermaßes. Zu aller Zeit kam es nicht aufs Lesen, sondern aufs Lesen mit Nutzen an. Heute wird meist nur noch mit Schaden gelesen. Die Verspottung ist nun Pflicht derer, welche sie damals aus Pflicht erfuhren. — Ich lasse sie mir nach Kräften angelegen seyn; achtungswerthe Ausnahmen freudig ehrend!

2) Mein Vater braucht das Wort „Gnade" stets im

mir auch die Connaissance des Erbprinzen, seines Bruders, der mich bis zu seinem Tode mit Güte überhäufte. Da die Escadron der Garde du Corps immer die Escorte des König in Berlin während des Carnevals war, so gehörte ich zu allen den brillanten Festen, welche die Prinzen, Brüder des Königs, gaben; und durch den Credit, in dem ich bei dem Prinzen Heinrich und seinem älteren Bruder stand, fehlte ich auch bei allen andern schönen Festen nicht. Ich war sehr geliebt, und amüsirte mich vortrefflich. Eines dieser Feste brachte mich in die größte Gunst. Es war das der Affen. Die ganze Gesellschaft war als Affen gekleidet, in affenfarbig grauem Sammet. Man fand, daß ich meine Rolle sehr gut gespielt hätte. Dieß Affenfest hatte für mich die angenehmsten Folgen. Ich machte die Bekanntschaft zweier Damen, deren Vorzüge damals die allgemein bewundertsten in Berlin waren; keine Gesellschaft galt für gut, in der sie fehlten: nämlich die Gräfinnen von Kamecke und Podewils — sie nahmen mich seitdem recht eigentlich unter ihren Schutz. In ihrer Gesellschaft war erlaubt, Witz

---

conventionellen Sinne, niemals im neumodigen, vom Begriffe göttlicher Gnade entlehnten.

zu zeigen, aber einen besonnenen, und züchtigen Witz. Ich habe in ihrer liebenswürdigen Gesellschaft viel gelernt, und sehr frohe und glückliche Stunden zugebracht. Diese Frauen waren schon über die erste Jugend hinaus, und sehr verständig; aber brillant war die Bildung ihres Geistes. Die Gräfin Kamecke war eine geborne Gräfin Gallowkin, Tochter des Russischen Botschafters im Haag. Gräfin Podewils war eine Abkömmlingin des Feldmarschall Dörflinger und Erbin seines Vermögens, weil ihre beiden Schwestern durch den König um deßwillen von der Erbschaft ausgeschlossen wurden, daß sie als Hofdamen der Markgräfin von Baireuth, seiner Schwester, zwei Edelleute des Auslands geheirathet hatten, daher dem Fräulein von Marwitz, Tochter des Generals von der Infanterie und Gouverneurs von Berlin, ein großes Vermögen zu Theil wurde. Um zu verhindern, daß sie dem Beispiel ihrer Schwester folgte, gab ihr der König die Wahl unter drei Männern. Zu gehorsamen genöthigt, und den Minister Grafen Münchow, ersten Präsidenten von Schlesien, [1]) sowie den nachherigen General von Grumbkow, Adjutanten des Königs, wohl

---

1) Zu vergleichen S. 211.

kennend, und nach keinem von Beiden Verlangen tragend, überließ sie sich dem Dritten, dem jungen Grafen Podewils, Gesandten des Königs im Haag und später in Wien, einem liebenswürdigen, unterrichteten und geistreichen Manne. Der Graf Komecke war ebenfalls reich. Beide Familien hielten sich zusammen, und bildeten eine höchst interessante Gesellschaft, von der die Prinzen bezaubert waren.

Grumbkow war der Sohn des berühmten Günstlings König Friedrich Wilhelms I. Nach der Bataille von Prag, 1757, wurde er zum Generalmajor ernannt. Die sehr schlechte Vertheidigung von Schweidnitz, in demselben Jahre, war seine letzte militärische Wirksamkeit. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde er pensionirt und starb 1778 ohne männliche Erben. Mit ihm ist, so viel ich weiß, die Familie von Grumbkow ausgestorben. [1])

Während meines Aufenthalts in Potsdam erlebte ich drei Lager bei Spandau. Das von 1753 war das größte und sehr schön. Es dauerte 14 Tage. Der König hatte 40,000 Mann dort vereinigt, lauter Märki-

1) Mein Vater muß hierin irren. Es ist mir neuerlich die Existenz eines jungen von Grumbkow bekannt geworden.

sche, Magdeburger und Pommersche Truppen. Es war ein außerordentlicher Zusammenfluß von Zuschauern; Prinzen und Generale in großer Zahl. Der König gab den Generalen die Feldzulage; daher bei allen glänzende Tafel. Das Lager lehnte seine Rechte an das Dorf Stäken bei Spandau, die Richtung auf Potsdam, seine Linke an Glinicke bei Potsdam. Der König commandirte das Ganze; Feldmarschall Schwerin die zweite Linie, Feldmarschall Keith den rechten Flügel der ersten Linie, Feldmarschall Kalckstein den linken derselben. Das Lager schien ganz Wirklichkeit, und war daher um so instructiver. Stets alternirte ein Maneuvre = mit einem Ruhetage; und die Maneuvres waren von großer Einsicht (savantes). — Es gab auch Belustigendes. Als der König Husaren stiftete, ließ er ein Dutzend Ungarischer Officiere kommen, von denen einige ihm gute Dienste geleistet haben. Damals hatte man noch eine gute Meinung vom General Reusch, ohne zu ahnen, daß er in dem folgenden Kriege sich so übel benehmen würde. Der König war von Allem, was aus Ungarn kam, aufs Höchste eingenommen. Es kam ein schlechtes Subject, ein wahres Schwein mit Namen Nagy Sandor, welcher sich als Oberstlieutenant in des Königs Diensten ausgab, und

vom Könige dafür angesehen wurde: ein Mensch ohne alle Erziehung. Er dutzte den König, der ihn täglich an seiner Tafel sah. Eines Tages begehrte er schriftlich vom Könige die Erlaubniß, sich zu verheirathen. Dieser erstaunte, daß er schon Bekanntschaften gemacht habe, und fragte ihn: wer seine Erwählte sei? Er antwortete: daß er den König um die Erlaubniß bitte, eine im Zuchthause in Spandau auszuwählen. Er machte sich aufs Höchste verhaßt, indem er Jedermann beim Könige verleumdete. Er sagte ihm bei offener Tafel: „Deine Husarenofficiere sind Rindviehe,“ [1]) obgleich die geschicktesten und ausgezeichnetsten Leute unter ihnen waren. — Er befand sich auch bei diesem Lager von Spandau; aber schon war er in der Gunst etwas gesunken. Der König wollte ihn gebrauchen, um heimlich und nächtlich im Lager selbst die Standarten dieses Regiments wegzunehmen. General Schwerin, Chef dieses Regiments, — dem der König nicht gewogen war (n'aimait pas), obgleich er auf die glänzendste Weise die Schlacht von Hohenfriedberg gewonnen hatte, befahl, daß jeder Dragoner der nächtlichen Fahnenwache einen Knittel haben, und Nagy Sandor auf der Stelle todtschlagen solle. Als dieser von sol-

1) So wenigstens glaubten wir im Manuscr. zu lesen. D. R.

chen Vorsichtsmaßregeln vernahm, versuchte er sich nicht an ihnen. — Er hatte sich gerühmt, daß er, wenn man ihm hundert Husaren gäbe, einen von hundert Infanteristen vertheidigten crenelirten Thurm (capine crénelée) nehmen wolle. Weil dieß unmöglich war, wurde, um dem Generalquartiermeister, Oberstlieutenant von Oelsnitz, eine Artigkeit zu erzeigen, ein solcher Thurm eingerichtet. Er leitete die Construction, und gab das Commando seinem Bruder, Lieutenant von der Infanterie, bekannt durch seine Uebersetzungen der Commentare Folards. Der König hielt die Sache für viel wichtiger, als sie war, und befahl, daß alle Officiere, welche nicht Dienst hatten, diesem lehrreichen Maneuvre beiwohnen sollten. Nagy Sandor ritt allein gegen das Werk vor, und schoß eine Pistole ab. Als sich im Thurme nichts bewegte, ließ er dem Könige sagen: er sei so bewundernswürdig vertheidigt, daß sich nichts dagegen unternehmen ließe. Der Lieutenant von Oelsnitz erhielt für die Comödie 100 Friedrichsdor, und wurde für die schöne Vertheidigung Capitän. — Nagy Sandor maneuvrirte noch gegen die Gardes du Corps=Escadron, aber mit nicht besserem Erfolge. — Um den großen Günstling General Winterfeld zu flattiren, machte man ein ausge=

dehntes Maneuvre gegen Nagy Sandor; man gab ihm einige Bataillons, und sechs an Winterfeld gegen ihn. Hinter diesen letztern war der sechsspännige Wagen Winterfelds, um den künftigen Gefangenen aufzunehmen. Mit den Husaren Nagy Sandors war man übereingekommen, daß sie ihn in der Melée verlassen sollten. So wurde er gefangen, und als Gefangener im Triumph in jenen Wagen gebracht. — Dieß elende Subject endete doch anders, als es begann; nachdem er drei Jahre ohne Anstellung ein hors d'oeuvre, zu nichts tauglich, in Potsdam zugebracht, marschirte er, wie Alle, in den Krieg. Beim zweiten Marsch war der König sehr beschäftigt, und gab an den General Jagersleben, der das erste Gardebataillon commandirte, und den er sehr gern hatte, Befehl, jeden Störenden abzuhalten, weil er viel zu schreiben habe. Heraustretend begegnete der General dem Nagy Sandor, und theilte ihm den Befehl des Königs mit; dieser aber wollte keine Folge leisten, vielmehr mit Gewalt eindringen. Als dieß Jagersleben verhinderte, faßte Nagy Sandor den General beim Kragen. Die Grenadiere der Garde, welche den Wachtposten im Vorsaal hatten, verehrten ihren Chef ebenso sehr, als sie Nagy Sandor verachteten; sie bemächtigten sich

sogleich des Letzteren und traten ihn mit Füßen. Der General klagte beim Könige, der Nagy Sandor zur Stelle auf die Festung Magdeburg schickte, wo er während des Kriegs starb.

(Wird fortgesetzt.)

2.

Die Osmanen.

Ein geschichtlicher Ueberblick von A. Herrmann.

(Fortsetzung.)

Murad II., von den drei noch lebenden Söhnen Mohameds I. der älteste, ward, ein 18jähriger Jüngling, mit dem Schwerte Osmans umgürtet 1421 und von den Janitscharen freudig begrüßt. Dem Frieden geneigt, entbot er Freundschaft dem Könige von Polen, dem von Ungarn und dem Byzantinischen Kaiser Manuel. Unklug drang dieser auf die Vollziehung der Willensmeinung des letztverstorbenen Sultans, seine zwei jüngsten Söhne, Murads Brüder, in Constantinopel erziehen zu lassen. Trotzig ließ er diese fordern, und drohete, im Weigerungsfalle, mit der Loslassung Mustafas, des angeblichen Sohnes Bajesids, des Präten=

denten. „Es gebührt sich nicht, ließ Murad den Griechischen Abgeordneten antworten, und ist den Satzungen des Propheten zuwider, daß Söhne der Muselmänner bei den Gauren erzogen werden; der Kaiser Manuel möge auf diese Bevormundung Verzicht leisten und Friede und Freundschaft halten, die auch der Sultan zu beschwören bereit ist." Manuel vollführte, was er gedroht, entließ Mustafa seiner Haft aus Lemnos, und unterstützte ihn selbst auf sein eidliches Versprechen, Gallipoli, das Küstenland und die Thessalischen Städte bis an den Berg Athos dem Griechischen Kaiser zurückgeben zu wollen. Gallipoli, sowie der Chersones (Hexamilon) ergaben sich dem Usurpator. Ein Heer von 30,000 Mann zog ihm, unter dem Commando des Vesirs Bajesid, bei Adrianopel entgegen. Schon sollte der Kampf beginnen, da rief Mustafa den Soldaten Murads zu: „erkennet in mir den rechtmäßigen Thronerben und unterwerft Euch meinen Befehlen!" Zauberähnlich wirkten diese Worte auf das Heer; es ging in Masse zu ihm über. Bajesid ward gefangen und auf Mustafas Befehl enthauptet: dem Griechischen Kaiser aber ließ er entbieten: „nicht für ihn habe er gesiegt, sondern eingedenk seines dem Propheten geleisteten Gelübdes, wolle er die verlornen Festen dem

Islam wieder unterwerfen." So bitter sah sich die Politik Manuels in ihren Berechnungen getäuscht!

Hätte Mustafa die errungenen Vortheile thatkräftig benutzt, so wäre es ihm vielleicht gelungen, seinen jugendlichen Widersacher bleibend niederzukämpfen; allein sich schon am Ziele wähnend, versank er in trägen Sinnengenuß zu Adrianopel und ließ dadurch Murad Zeit, sich wiederum zu kräftigen und neue Streitmassen in Kleinasien zu sammeln. Endlich zwar ging er über den Bosporus ihm entgegen. Allein Murad schlug ihn nun mit den eigenen Künsten; er säete Verrath unter Mustafas Truppen; sie entwichen schaarenweise; voll ängstlichen Mißtrauens floh er mit wenigen Getreuen nach Europa zurück, Murad folgte, sah ihn bald gebunden vor sich bringen und ließ ihn an einem Thurme zu Adrianopel aufhängen. Somit war er dieses gefährlicheu Gegners ledig.

Jetzt wendete sich seine Rache gegen den Kaiser Manuel. Ein Vortrab von 10,000 Mann verbreitete Greuel und Verwüstung in der Umgegend von Constantinopel. Bald erschien Murad selbst mit dem Hauptheere. „Die Stadt mit allen ihren Schätzen soll eine Beute der Muselmänner seyn!" ließ er öffentlich ausrufen, und Gier nach Beute und Genuß befeuerte seine

Schaaren; auch strömte zahlloses Gesindel herbei, des zu hoffenden Raubes theilhaftig zu werden. Immer enger umkreiste der Feind die bange Stadt, immer hartnäckiger wurden die Gefechte an und auf ihren Mauern; den 24. Aug. 1422 unternahmen die Türken einen Hauptsturm; in langer, unabsehbarer Reihe drangen sie unter dem Geschrei „Allah" und „Mohamed" gegen die Mauer vor, eine Wolke von Pfeilen verfinsterte fast die Sonne und die hölzernen Thürme, Wurfmaschinen und Mauerbrecher bewegten sich heran. Aber zu verzweifelter Gegenwehr hatte sich die gesammte Bevölkerung Constantinopels erhoben. Mit Schild und Schwert schaarten sich die Männer auf den Wällen und Mauern; hinter ihnen standen die Weiber mit Sensen und Aexten; selbst die Kinder, von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, deckten sich mit Faßböden gegen die feindlichen Geschosse und boten ihre schwachen Arme zur Gegenwehr. Durch den Schlachtruf „Christos" und „Panagia" (heilige Jungfrau) ermuthigten die Mönche und Geistlichen die Gläubigen. Die Sonne neigte sich, und noch stritten die Griechen unbesiegt, doch auch nicht Sieger; da schien auf einmal ein panischer Schrecken über die Osmanen zu kommen. In wilder Flucht eilten sie von dannen, steck-

ten ihre Kriegsmaschinen selbst in Brand und in Kurzem herrschte lautlose Stille auf das tosende Getümmel. Die Griechen nannten es ein Wunder, das die heilige Jungfrau zu ihrer Rettung gewirkt, in der That aber war es der Befehl des Sultans, den ihm eine unvermuthete Schreckenskunde abgepreßt. Sein Bruder Mustafa, zwar erst 13 Jahre alt, aber von seinem ränkevollen Mundschenken Elias geleitet und durch die Griechische Politik aufgewiegelt, hatte sich in Asien wider ihn erhoben und Nicäa bereits weggenommen. Dieß bewog den Sultan zur plötzlichen Einstellung der Feindseligkeiten gegen Constantinopel; er eilte ungesäumt nach Asien, bestach den doppelten Verräther Elias durch das Versprechen, ihm Anatoli zur Verwaltung zu überlassen, bekam durch dessen Beihülfe seinen Bruder gefangen, ließ ihn an einem Feigenbaum aufknüpfen und dämpfte so den Aufruhr im ersten Entstehen. In Europa nahmen die Feindseligkeiten gleichfalls ein Ende, da der Kaiser Manuel starb, 1424; sein Neffe, Johannes, folgte ihm auf dem Throne und mit diesem schloß Murad Frieden, wofür ihm aber alle am Schwarzen Meere und am Flusse Strymon gelegenen Städte und Festungen abgetreten werden mußten mit der Entrichtung eines jährlichen Tributs von 30,000 Ducaten.

Die Einwohner von Thessalonica, der Ohnmacht der Griechischen Kaiser müde, welche nicht im Stande waren, sie gegen die Türken zu schützen, hatten ihre Stadt an die Venetianer verkauft und stellten sich unter ihren Schutz, 1430. Murad ließ ihnen sagen: „er werde eine Besitzung der Venetianer zwischen dem Griechischen und seinem Reiche nicht dulden.“ Bald darauf erschien ein Osmanisches Heer vor der Stadt, belagerte und nahm sie mit Sturm. Alle Greuel der Zügellosigkeit wurden verübt an den unglücklichen Bewohnern, in Schaaren trieben die Soldaten Weiber, Kinder und Männer nach dem Lager, wo sie den Meistbietenden anheimfielen; alle Kirchen, bis auf vier, verwandelte Murad in Moscheen. Zwölf Jahre hindurch legte er das Schwert nicht aus der Hand, bald gegen Servien, Ungarn, Siebenbürgen, bald gegen die Herrscher Albaniens kämpfend. Endlich schien ein auf 10 Jahre geschlossener Waffenstillstand die lang ersehnte Ruhe zu gewähren. Murad, obgleich erst 40 Jahre alt, legte die Regierung zu Gunsten seines 14jährigen Sohnes, Mahomed, nieder, um in den herrlichen Gefilden Joniens, unter dem milden Himmel Kleinasiens den Rest seiner Tage in beschaulicher Ruhe zu verbringen.

Doch nur zehn Wochen währte der auf das

Evangelium beschworene Waffenstillstand. Der päpstliche Legat, Cardinal Julian Cesarini, entband den König Wladislaus von Ungarn und die übrigen Betheiligten des geleisteten Eides; ein Kreuzheer, dessen Anführer der tapfere Woiwode von Siebenbürgen, Hunyades war, versammelte sich, und den 10. Nov. 1444 lagerten Ungarn, Wallachen, Polen, Venetianer und Deutsche schlagfertig bei Varna. Murad entraffte sich der kaum gegepflogenen Ruhe; mit 100,000 Mann eilte er herbei, den Treubruch zu rächen. Wüthend entbrannte die Schlacht; auf eine Lanze gespießt ließ der Sultan das Document des gebrochenen Friedens vor seinen Schaaren hertragen. Doch das Glück schien ihm nicht hold; die Wallachen warfen die Osmanen, drangen bereits plündernd in des Sultans Zelt und er wendete sein Roß schon zur Flucht. Da fiel ihm der Janitscharen-Aga, Jasidscht Toghan, in den Zügel, ihn beschwörend, noch nicht Alles verloren zu geben. Murad blieb; da wechselte des Kampfes Gestaltung; trotz der Bitten Hunyades stürzte sich der König von Ungarn zwischen die Reihen der Janitscharen; durch ein Beil am Fuße verwundet, fiel sein Pferd mit ihm zu Boden; ein alter Janitschar, Namens Chodscha-Chifr, hieb ihm den Kopf ab, pflanzte denselben auf eine

Pike und trug ihn, eine blutige Trophäe, zur weiten Umschau für seine weichenden Cameraden. Neu auflodernde Kampfeslust auf der einen, blasse Bestürzung auf der andern Seite!

Hunyades wich, in wilder Flucht stürzten hinter ihm her die übrigen Haufen, und der Sieg blieb den Türken. Von den Köpfen der Erschlagenen ließ Murad ein Siegesdenkmal errichten; er selbst aber kehrte nochmals zurück zu den lieblichen Tulpengärten seines Palastes zu Magnesia, um dort aufs Neue zu ruhen, die Händel und Wirren der Welt vergessend. Vergebens; eine zu Adrianopel ausgebrochene Feuersbrunst verkündete den Mißmuth der Janitscharen; sie tobten in wildem Aufruhr wider den jungen Sultan Mahomed; alle Beamte des Thrones beschworen Murad, dem aufbrausenden Sturme zu wehren. Er begriff, daß die Hände seines Sohnes noch zu schwach seien, die Zügel der Regierung zu führen; darum erhob er sich von seinen Polstern, flog nach Adrianopel, besänftigte die Janitscharen durch eine Vermehrung des Soldes, und blieb fortan in Europa; seinen Sohn aber sendete er nach Asien.

Jetzt wendete Murad seinen Blick nach dem Peloponnes und Albanien, welche Lande unter sieben Söhne

des Kaisers Manuel in ebenso viele Despoteen zersplittert waren. Das schwache Bollwerk einer Mauer, quer durch den Isthmus gezogen, ward bald überstiegen; Corinth und Patras fielen kurz nach einander, und Constantin (nachmals Kaiser und der letzte Kaiser), Despot von Sparta, schloß die künftige Steuerpflichtigkeit der Halbinsel mit Murad ab, 1446; von den Einwohnern waren 60,000 in die Sclaverei fortgeschleppt worden.

Kaum waren diese Wirren beseitigt, so erstand in den Gebirgen Albaniens schon wieder ein neuer Gegner, der mit geringer Macht, aber keckem Muthe der immer weiter fluthenden Zwingherrschaft der Osmanen trotzte. Georg Kastriota war es, Fürst von Epirus, von den Türken Skanderbeg genannt. Murad wollte ihm sein Erbe entziehen, er aber sammelte 10,000 Albaneser, wild, tapfer und unverzagt, wie ihr Führer, und widerstand mit diesen 100,000 Türken, ihrer Ueberlegenheit in seinen Gebirgen spottend; denn Mangel und Krankheiten räumten, nebst seinem guten Schwerte, so unter ihnen auf, daß sie endlich von ihm ablassen mußten, 1448.

Die Ungarn gedachten, ihre Niederlage bei Varna zu rächen. Hunyades, jetzt Verweser des Reichs, führte

sie abermals, 24,000 Mann der auserlesensten Truppen. Zum zweiten Male sollten die Ebenen von Kossova, das Amselfeld, wo vor 59 Jahren Murad I. siegte und den Tod durch Milosch Kobilovitsch fand, mit Blut getränkt werden. Tollkühn verließ Hunyades seine Verschanzungen, ging, ohne den versprochenen Zuzug Skanderbegs abzuwarten, über die Sitniza, und griff die überlegenen Heerschaaren Murads an. In einer dreitägigen Schlacht rangen den 18.—20. October 1448 die Christen und Muselmänner gegen einander; wechselnd schwankte der Sieg lange hierhin und dorthin; endlich aber entschied er sich für die Osmanen durch die Verrätherei der Wallachen, welche während des Kampfes zu Murad übertraten. Hunyades entkam mit Wenigen, doch 17,000 der Seinigen bedeckten das Schlachtfeld, darunter die Blüthe des Ungarischen Adels; doppelt so groß war die Zahl der Gebliebenen bei den Türken. Lange noch zeugten die zerstreuten Todtengebeine von jenem schauervollen Morden auf dem Amselfelde!

Das war die letzte Waffenthat Murads II. Demüthig bat Constantin XI. um seine Genehmigung zur Besteigung des in seinen Grundfesten tief und unrettbar erschütterten Thrones von Constantinopel nach

dem Absterben Johannes; bei einem fröhlichen Mahle raffte ein plötzlicher Tod Murad II. zu Adrianopel hinweg, 1451, im 49. Jahre seines Lebens und im 30. seiner Regierung. Die Mühen seiner Herrschaft waren groß, vielfältig und anhaltend; aber er hatte die Macht des Halbmondes erweitert und seinem Namen einen weithin reichenden Schrecken verliehen.

---

5. Erstürmung Constantinopels; fortdaurendes Wachsthum des Osmanischen Reichs.

Nun endlich war es Mahomed II. vergönnt, der Herrschergewalt, die er bereits vorgekostet, bleibend theilhaftig zu werden. Mit Entzücken vernahm er davon die Kunde zu Magnesia. „Wer mich liebt, folge mir!“ rief er, schwang sich auf ein Arabisches Pferd und langte am zweiten Tage zu Gallipoli an. Die Feier der Huldigung ward in Adrianopel vollzogen; seinen Bruder Ahmed ließ er während derselben schon tödten. Ehrgeizige Entwürfe wogten in der Seele des neuen Monarchen, und ungeachtet seiner friedlichen Worte blitzten dieselben durch seine Handlungen hindurch. Der Bau eines neuen Dardanellenschlosses, dem in Asien bereits vorhandenen gegenüber, ward schon im nächsten Jahre begonnen. Da, wo zwei Vorgebirge an

der Küste von Asien und Europa den Bosporus mächtig engen, wo einst Darius, sein Heer gegen die Scythen führend, eine Brücke schlug, sollte sich eine Zwingburg erheben. Mahomed entwarf den Grundriß selbst, mit dem grillenhaften Einfalle, daß die Ringmauern derselben, trotz der kaum möglichen Ausführbarkeit, den Arabischen Schriftzug des Wortes „Mohammed“, sein und des Propheten Name, darstellen müßten. Tausende von Arbeitern förderten das gebotene Werk, und binnen drei Monaten bereits erhob sich das Schloß mit seinen Mauern und bleigedeckten Thürmen. Im Vorgefühl des nahen Sturmes ließ der Griechische Kaiser um Einstellung des Baues und um Annahme eines Tributs bitten. „Wer könne ihn hindern, in seinem Lande nach Gefallen zu bauen? schnaubte Mahomed die Griechischen Abgeordneten an; sie möchten dem Kaiser melden, der jetzige Sultan sei den vorigen nicht zu vergleichen; was jene nicht vermocht, gehe diesem leicht von Statten; was jene nicht gewollt, wolle dieser kräftig; wer noch einmal mit Gesandtschaft komme, solle geschunden werden.“ Auf eine nochmalige Bitte um Sicherheitswachen für die Dörfer am Bosporus zum Schutze der reifenden Ernte entgegnete er: „Niemand dürfe seine Truppen hindern, ihre Pferde, Maul-

esel und Lastthiere auf die Saaten der Griechen zu treiben; der Gewalt werde man Gewalt entgegensetzen." Die gesuchte Gelegenheit zum Friedensbruche fand sich bald. Des Sultans Schwager, Isfendiar, setzte mit seinem Gefolge von Asien nach Europa über und ließ seine Lastthiere bei dem Griechischen Dorfe Ephibaton, jetzt Bivados genannt, in die Saatfelder treiben. Ein Türkischer Knecht schlug hierbei einen Griechen; die Seinigen kamen diesem zu Hülfe, ein Handgemenge entstand, in welchem einige Türken und Griechen auf dem Platze blieben. Auf den hiervon erhaltenen Bericht ließ der Sultan die Einwohner von Ephibaton niederhauen, und somit begann der letzte Krieg gegen die Trümmer des Byzantinischen Reichs, im Juni 1452.

Wie ein entuferter Strom wälzten sich am Anfange des Februars 1453 die Heeresschaaren Mahomeds von Adrianopel dem unglücklichen Constantinopel zu. Unter den Zerstörungswerkzeugen war besonders erstaunenswerth eine riesige Kanone, dergleichen es nie gegeben, noch giebt. Ein Stückgießer aus Ungarn, Namens Orban, hatte sie angefertigt, der um schnöden Geldgewinn aus dem Griechischen in den Türkischen Kriegsdenst übertrat. Sie schleuderte steinerne Kugeln von 12 Spannen im Umfange und von 12

Centnern an Gewicht. Funfzig Paar Ochsen bewegten dieselbe mit Mühe; 200 Mann gingen auf beiden Seiten zur nöthigen Handreichung, 50 Wagner und 200 Pionniere zogen voraus, um die Wege und Brücken zu bahnen und zu bereiten. Dennoch brauchte sie zwei Monate, um einen Weg von zwei Tagen zurückzulegen! Zwei Stunden waren nöthig zur Ladung und nur 7 Mal des Tages konnte sie abgefeuert werden; auch zersprang sie beim nachmaligen Gebrauch und zerschmetterte Orban, den Verfertiger; jedoch wurde sie zum weiteren Dienste wieder gangbar gemacht. Am 6. April erschien Mahomed selbst vor Constantinopel und schlug sein Zelt hinter einem Hügel vor einem Thore auf, die Arbeiten seiner Truppen leitend und überwachend. Eine Linie von 14 Batterieen größerer und kleinerer Kanonen zog sich von dem einen nach dem anderen Thore, auch bediente man sich Ballisten und der Pfeile zum Schießen; 250,000 Mann betrug die Zahl sämmtlicher Belagerer.

Und die Griechen, standen sie einmüthig zusammen, mannhaft zu kämpfen gegen die heranwogenden Drangsale? O nein! sie haderten mit einander wegen des Henotikon, d. i. das Decret zur Vereinigung der Griechischen und katholischen Kirche, welches jüngst

erlassen worden war, um die abendländischen Fürsten und den Papst zu thätiger Beihülfe zu gewinnen. Die Geistlichkeit des Hofes sprach sich dafür aus, die Archimandriten und Mönche aber schmäheten dagegen; ja der Großadmiral, Lucas Nataros, erklärte sogar: „lieber wolle er den Türkischen Turban in der Stadt herrschen sehen, als den Lateinischen Hut.“ Und das übrige Europa, beherzigte es den nahen, folgenreichen Untergang eines christlichen und den kühnen Aufschwung eines islamitischen Reichs? O nein! es schlummerte entweder in trägem Stumpfsinn, oder zerfleischte sich durch unselige Bürgerkriege. Auf dem Throne des hundertköpfigen Deutschen Reichs saß der geistesarme Friedrich III., ein Spott seiner Bürger von Wien und ein Schatten dem zügellosen hohen und niedern Adel. Frankreich blutete aus den Wunden, die ihm England unter dem wahnwitzigen Carl VI. und die Parteiungen unter Carl VII. geschlagen; Englands Kraft versiegte in den Kämpfen der weißen und rothen Rose; die Pyrenäische Halbinsel rang gegen die Mauren; in dem weichlichen, zersplitterten Italien regte sich schon längst kein edler Sinn mehr für höhere Angelegenheiten des Staatenlebens; die nordischen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen

haderten seit der Calmerischen Union eifersüchtelnd mit einander; Rußland schmachtete unter dem Joche der Mongolen, und Polen und Ungarn wagten es in der Erinnerung bereits erlittener Niederlagen nicht, dem übermächtigen Halbmonde allein entgegen zu treten. Was hätte übrigens auch Hülfe von Außen gefrommt für einen Staat, dessen Herzblut verdorben war und seine Auflösung dem kleinsten Geäder bereits mitgetheilt hatte; das Griechische Reich, nur noch aus seiner Hauptstadt und einem kleinen Umkreis bestehend, war dem Untergange rettungslos verfallen.

Als Murad 30 Jahre früher, 1422, Constantinopel belagerte, erhob sich die gesammte wehrhafte Bevölkerung zur Vertheidigung, ja selbst Weiber und Kinder nahmen Theil, und jetzt konnte Constantin XI. nur 4973 Mann zusammenbringen! Hierzu kamen 2000 Fremde und 3 — 500 Genueser unter der Anführung des Condottiere Giustiniani, die man der bedrängten Stadt auf zwei Galeeren zur Hülfe schickte, dergestalt, daß die bewaffnete Macht des von Hunderttausenden bewohnten Constantinopels höchstens 7473 Mann betrug! Die in der Eile zusammengeraffte Flotte bestand aus drei Genuesischen Schiffen, einem Spanischen, einem Französischen, vieren aus Candia, zweien

aus Kydonia, drei großen Venetianischen Kauffahrteischiffen, Galeazzen genannt, in Allem 14 Segel, welche sich in dem durch eine Kette versperrten Hafen befanden; die der Türken zählte deren 400. Nicht besser stand es mit dem Geschütz; es waren ebenfalls große, unbehülfliche Kanonen, zu deren Bedienung sich ein Deutscher, Namens Johannes Grant, gefunden. Den meisten Erfolg durfte man sich noch von dem Griechischen Feuer versprechen, das man, als eine zerstörende Flüssigkeit, gegen die Anstürmenden und ihre Maschinen schleuderte.

Und troß dieser schwachen Hülfsmittel widerstand Constantin einer so entschiedenen Uebermacht dennoch sieben Wochen. Tag und Nacht war er geschäftig, bald auf den Wällen, bald im Hafen, bald im Innern der Stadt durch seine Gegenwart zu ermuntern, zu befeuern, zu trösten, zu strafen. Der Sultan schäumte vor Wuth über diese Zögerung und überraschte endlich seinen versammelten Divan mit einem Entwurf zum Angriffe von der Hafenseite; ein Theil seiner Schiffe sollte von da, wo sie ankerten, über das feste Land in den Hafen gebracht werden! Die Entfernung betrug nur zwei kleine Stunden. Aber der Boden ist uneben und hügelig; man machte ihn gang-

bar durch eine gedielte Bahn, welche mit Talg bestrichen wurde, und so gelangten in einer Nacht einige siebzig Schiffe über die Erdenge und glitten sodann in den Hafen. Jetzt seiner Beute gewiß, forderte der Sultan, nach dem Gebote des Korans, seinen Gegner noch einmal auf zur Ergebung, um seinen Unterthanen das Loos der Sclaverei zu ersparen. Muthig antwortete der Kaiser: „er wolle dem Sultan Frieden geben und halten; er möge Tribut fordern, aber nicht die Stadt; Keiner, der sie belagert, habe lange regiert und gelebt, und er sei entschlossen, sie bis zum Tode zu vertheidigen."

Jetzt setzte Mahomed II. den 29. Mai fest zur unwiderruflichen Erstürmung: „nur die Mauern und Gebäude der Stadt behalte er sich vor, ließ er seinen Truppen kund thun; alles Uebrige gehöre ihnen als rechtmäßige Beute". Ein wilder Jubel rauschte durch das Osmanische Lager; eine allgemeine Beleuchtung bildete in der vorhergehenden Nacht einen feurigen Ring um die dem Verderben geweihete Stadt. Als der Morgen grauete, entsendete der Sultan zuerst die neugeworbenen Truppen und die Invaliden gegen die Mauern, um die Griechen nur zu ermüden; beim vollen Tage aber führte er den Kern seiner Streiter heran

unter einem betäubenden Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken; zugleich erdonnerten alle Batterieen, rückwärts standen Aufseher, „Tschausche", mit eisernen Ruthen und Ochsenziemern, die Säumigen vorwärts zu treiben. Doch von den Mauern stürzten gewichtige Steine auf die Anstürmenden hernieder; das Griechische Feuer, herabgegossen, setzte, was es berührte, in Flamme; Giustiniani war überall gegenwärtig, füllte die entstehenden Mauerlücken mit Faschinen und Körben, sorgte für die richtige Bedienung des Geschützes, ermuthigte die Seinen durch Wort und That. Da ward er am Arm oder Schenkel leicht verwundet durch eine Kugel oder einen Pfeil; er meldete dem Kaiser, der in seiner Nähe hielt, daß er sich wolle verbinden lassen. „Deine Wunde ist leicht, erwiederte dieser, bleibe doch und achte ihrer nicht." Doch Giustiniani eilte von dannen; „wohin?" rief ihm der Kaiser nach; „dorthin, entgegnete Giustiniani, wohin Gott den Türken selbst den Weg öffnet." Er entwich nach Galata und befleckte durch plötzliche Verzagtheit den zeitherigen Ruhm der Tapferkeit. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit; der Aga der Janitscharen bemerkte es, munterte sie zu einem letzten und entscheidenden Angriffe auf und einige erklommen die Zinne am Thore des heiligen

Romanos. Zu gleicher Zeit ward auch ein anderes Thor überwältigt; in vollen Haufen drangen die Türken in die Stadt, griffen die Vertheidiger im Rücken an und die Stunde des Verderbens hatte geschlagen. „Lieber sterben, als leben!" rief Constantin, warf sich ins Getümmel und fiel unter den Streichen zweier Türken. So starb, eines bessern Schicksals werth, männlich kämpfend der siebente und letzte Paläologe. Ungehindert flutheten nun die Türken in die wehrlose Stadt; als sie die geringe Anzahl der Besatzung erkundet, setzten sie dem Gemetzel ein Ziel, nicht aus Menschlichkeit, sondern um sich die Zahl der Sclaven nicht zu vermindern.

Abergläubisch hatte das Volk auf ein Wunder der heiligen Mutter Gottes gehofft, der „Hodegetria", der Wegweisenden, und füllte dicht geschaart den weiten Raum der großen Sophienkirche, „Aja Sofia." Die Türken zerschlugen die verschlossenen Thüren mit Aexten, stürmten in dieselbe, banden Männer, Weiber, Kinder mit Stricken zusammen und trieben sie, als Beute, von dannen; alle Kostbarkeiten der Kirche wurden geraubt, die Heiligenbilder zertrümmert, die Meßgewänder zu Pferdedecken gebraucht, die Altäre entweiht und besudelt.

Gegen Mittag hielt Mahomed II., umgeben von seinen Veziren und Leibwachen, seinen feierlichen Einzug in Constantinopel; er begab sich zuerst in die Sophienkirche. Bewundernd schauete er empor zu dem schwindelnd hohen Dom des Gewölbes und den mehr als 100 Säulen, die es tragen. Als er den Blick senkte, bemerkte er einen Soldaten, der den marmornen Fußboden aufriß. „Die Schätze habe ich Euch preisgegeben, rief er, aber die Gebäude sind mein!" zückte das Schwert und streckte ihn halb todt nieder. Ein Gottesdienst, nach Mahomedanischer Art, weihete sodann diesen christlichen Tempel zu einer Moschee ein. Unter einem Hügel von Todten hatte man den Leichnam des Kaisers Constantin aufgefunden, und an den goldgestickten Adlern seiner Sandalen erkannt; sein Kopf wurde einen Tag lang öffentlich ausgestellt, dann zur Schau durch die Asiatischen Städte gesendet, die Bestattung des Leichnams aber erlaubt.

Drei Tage dauerte die freie Plünderung Constantinopels; dann befahl der Sultan den Abzug des Heeres und der Flotte. Schwer belastet vom Raube und den Gefangenen nahm diese ihren Lauf gen Asien, das Heer den seinigen nach Adrianopel. Lautlos blieb das einst so herrliche Constantinopel, den Anblick der

grauenvollsten Verwüstung tausendfältig in seinem Innern darbietend. Als Mahomed den verlassenen Kaiserpalast betrat, wendete er aus einem Persischen Dichter eine Stelle auf dessen Verödung an:

„Es zieht in Kaiserburgen an dem Thor
Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiabens Königshallen
Hört man die Heermusik der Eule schallen[1].“

Die mit Mauern umgebene und von Genuesern bewohnte Vorstadt Galata ergab sich durch Capitulation und entging so der Plünderung; Eigenthum und Freiheit der Person wurden anerkannt. Auch wer von den Griechen durch Flucht oder Verbergung der Sclaverei entgangen war, durfte wiederkehren und hervorkommen, denn eine ausgerufene Amnestie des Sultans verhieß von nun an Schutz und Sicherheit. Um die verödete Stadt wiederum zu bevölkern, forderte man die Bewohner Thraciens auf, sich dort niederzulassen, und an 10,000 Familien folgten der Einladung. Nach diesen Anordnungen begab sich auch Mahomed nach seiner vorigen Residenz Adrianopel jetzt noch zurück, ohne

1) Perdedari miküned ber Kassri Kaissar ankebut
Bumi nöbet misened ber Künbedi Efrásiab.

sich jedoch Ruhe zu gönnen. Die gänzliche Unterwerfung Moreas, Athens, sowie Cappadociens, Paphlagoniens und Caramaniens beschäftigte seine siegreichen Waffen zwei Jahre lang. Auch Belgrad, Serviens Hauptstadt, sollte fallen, und 150,000 Mann mit 300 Kanonen, von denen 22 die ungeheuere Länge von 27 Fuß hatten, bedeckten im Sommer 1456 die Umgegend von Belgrad. Tag und Nacht donnerten die Türkischen Geschütze gegen selbiges, schleuderten centnerschwere steinerne Kugeln und zertrümmerten die Mauern hier und dort. Nur schleunige Hülfe konnte frommen, denn Mahomed prahlte, er wollte bald zu Ofen sein Nachtmahl halten.

Da rief nach alter Weise der Papst Calixtus III. die Christenheit zu einem Kreuzzuge auf und verhieß vollständigen Ablaß. Gegen 60,000 Gläubige aller Nationen und Stände sammelten sich unter den Panieren des wohlbekannten und tapfern Hunyades. Mit einer Flotille zerstörte er zuerst die Schiffe der Türken auf der Donau, warf sich sodann in die bedrohte Stadt und bereitete sich zu einem Widerstande auf Leben und Sterben. Unter dem Klange der Hörner und Trompeten führte Mahomed selbst am 21. Juli Morgens die Janitscharen stürmend durch die

breite Mauerlücke der belagerten Stadt. Schon faßten sie festen Fuß in der äußern Stadt, schon rüsteten sie sich, gegen die Brücke der innern anzurennen; da gelang es, ihnen von der Citadelle aus einen Angriff im Rücken zu bereiten, von oben warf man zugleich brennende, in Schwefel getauchte Reißbündel auf sie herab. Unter verworrenem Allahgeschrei flohen die Türken rückwärts; die Kreuzfahrer drängten ihnen nach unter dem Schlachtruf „Jesus Christus"; der Sultan selbst gerieth in das Getümmel, spaltete einen Feind mit einem Hiebe, und wurde im Schenkel verwundet. Gegen Mittag war die Stadt geräumt. Thränen der Wuth füllten Mahomeds Augen; am 11. August gebot er die Aufhebung der Belagerung; 24,000 der Seinen hatten den Tod gefunden und alles Geschütz war von den Christen erbeutet worden. Belgrads Retter, der kühne Hunyades, starb 3 Monate nach seinem glänzenden Siege an den im Kampfe erhaltenen Wunden.

Auch Skanderbeg, der unbesiegte Feind der Osmanen, erneuerte die Feindseligkeiten durch Einfälle in Macedonien. Nachdem einige Heeresabtheilungen gegen ihn erlagen, zog Mahomed selbst wider ihn mit mehr als 100,000 Mann. Umsonst; durch glückliche

Gefechte und Ueberfälle, sowie durch einreißenden Mangel ward Skanderberg seiner zahlreichen Gegner abermals Meister, und starb frei und unbezwungen zu Lissa, 1468, im 63. Lebensjahre, nachdem er 30 Jahre lang theils wider Murad II., theils wider dessen Nachfolger Mahomed II. gefochten.

Jetzt, nachdem er sich der zwei hartnäckigsten Gegner entledigt sah, gründete und nahm Mahomed bleibend seinen Wohnsitz in Constantinopel; das neue Serai erhob sich da, wo früher die Acropolis des alten Byzanz gestanden, und durch die hohe Pforte gelangt man zu dessen innern Höfen und Gemächern. Neue Eroberungszüge beschäftigten ihn sodann, die er nach allen Richtungen unternahm. Bosnien und Albanien, die Krimm, mit Kaffa, die Inseln Negropont, Cephalonia, Lesbos, Lemnos, Tenedos, Imbros und Thasos wurden seinem Scepter unterworfen; ja auch Italien erzitterte und Otranto wurde erobert. Nur an Rhodus scheiterten seine zweimaligen Versuche, da die Ritter vom Orden des heil. Johannes hier ihre alte Tapferkeit erprobten. Noch war er nicht am Ende seiner Entwürfe, da ereilte ihn der Tod den 3. Mai 1481 im 30. Jahre seiner Regierung und im 52. seines Alters. Ein kühner Feuergeist trieb ihn von

Wagniß zu Wagniß; vom Glücke fast immer begünstigt gab er dem Osmanischen Reiche den Umfang, durch welchen es zu einer Europäischen Großmacht emporstieg. Aber auch ein tigerartiger Würger war Mahomed II. und ein thierischer Wollüsting; Brudermord, barbarische Niedermetzlungen, unmenschliche Ausrottungen ganzer Fürstenhäuser, teuflische Grausamkeit, mit welcher er Gefangene zersägen, oder mit Keulen zerschmettern ließ, beflecken sein Andenken, sowie die Verruchtheit Orientalischer Entartung, schöne Knaben zu seinen Lüsten zu mißbrauchen. Geschichtlich unerwiesen sind dagegen die als Anecdoten so oft wiederholten Unthaten, daß er einst 15 Pagen habe den Leib aufschneiden lassen, um zu ermitteln, welcher die Gurken eines armen Weibes verzehrt; daß er seiner Favoritin Irene eigenhändig den Kopf abgeschlagen, weil ihn sein Heer der Weichlichkeit beschuldigt, und ein Richter von ihm auf den Stuhl gesetzt worden sei, welcher mit der Haut seines geschundenen Vaters überzogen gewesen. Es bedarf keiner erdichteten Greuel, da die Zahl der thatsächlichen nur zu groß ist.

Bajesid II., welcher nach seinem Vater Mahomed II. den Thron bestieg, folgte der Weise der bisherigen kriegs- und eroberungssüchtigen Sultane

nicht. Weichlich, friedfertig, astrologischen und mystischen Träumereien zugeneigt, strebte er nicht, die Grenzen seines Reichs zu erweitern; zudem hatte er beim Anfange seiner Regierung einen Kampf wider seinen Bruder Dschem zu bestehen, später mußte er gegen seinen rebellischen Sohn Selim streiten, welcher die Janitscharen für sich gewann, ihn zuletzt zur Entsagung zwang und durch Gift aus dem Wege räumen ließ, 1512. Während der 31jährigen Regierung Bajesids erfreuten sich die umgrenzenden christlichen Staaten einer lang entbehrten Ruhe und Sicherheit.

Selim I., Jauf, d. i. der Scharfe oder Strenge beigenannt, trat auf mit dem rauhen Despotensinne des Orients und bewährte denselben während seiner zwar nur siebenjährigen, aber thatenreichen Regierung. Sieben Blutsverwandte starben auf seinen Befehl gleich beim Antritte seiner Regierung, und ebenso viele Großvezire im Laufe derselben, so daß es eine gewöhnliche Verwünschung ward: „mögest Du Sultan Selims Vezir seyn!“ Die Freuden der Tafel und des Harems wenig achtend ergötzten ihn Jagd- und Waffenübungen und mehr noch als diese der Krieg. Doch nicht gegen die Europäischen Mächte wendete er seine Waffen, sondern gegen Asien und Aegypten. Sein erster

Angriff galt dem Könige von Persien Ismael, denn er hatte einigen zu ihm geflüchteten Verwandten Selims Schutz verliehen. In den Ebenen von Tschaldiran kam es zur entscheidenden Schlacht; Selim blieb Sieger, konnte aber seinen Vortheil nicht verfolgen, weil ihm eine Meuterei der über die langen und beschwerlichen Märsche mißvergnügten Janitscharen zur Rückkehr zwang. Um dieses trotzige Corps besser zu zügeln, nahm er Veränderungen in dessen innerer Zusammensetzung vor und gab ihm vornehmlich einen Befehlshaber, Aga, nach eigener Wahl, der nicht, wie bisher üblich, in selbigem aufgedient hatte.

Neue Eroberungspläne beschäftigten Selim fortwährend. Diarbekr (Mesopotamien) unterwarf er sich leicht, da die Einwohner den schismatischen Persern, Schiiten, abgeneigt waren. Aegypten aber war vor Allem der Zielpunct seines Strebens. Dessen 80jähriger Sultan Kanssu Ghawri, ein Verbündeter des Königs von Persien, sollte angegriffen werden und seine Heere setzten sich sogleich in Bewegung. Die Kriegercaste der Mameluken, aus der Leibwache der Khalifen entsprungen und ursprünglich aus Tscherkessischen Sclaven gebildet, beherrschte Aegypten unter 24 Beis, denen ein Sultan gebot. Auf die Kunde der ihm dro-

henden Gefahr brach Kanssu Ghawri von Cairo auf, und war bis Damascus gekommen, von wo er gen Haleb zog und mit seinem Gegner auf den Ebenen von Dabik zusammentraf, den 24. August 1516. Bedeutungsvoll war ihm von einem in der Kabala bewanderten Gelehrten geweissagt worden, es werde ihm Unglück kommen von einem S (Selim). Die Schlacht begann und war von kurzer Dauer. Es waltete Verrätherei unter den Truppen Ghawris; sie flohen nach kurzem Widerstande, er selbst fand den Tod auf der Flucht, und dieser Sieg überlieferte Selim Haleb und ganz Syrien mit unermeßlicher Beute an Schätzen und Kostbarkeiten. Auch Damascus ergab sich ihm; er überwinterte daselbst, sich zum Einbruche in Aegypten vorbereitend.

Die Mameluken hatten in Tumanbeg einen andern Sultan gewählt, und bei Ridania stellte er sich auf, um den immer vorwärts dringenden Osmanen entgegenzukämpfen, den 20. Jan. 1517. Durch abermalige Verrätherei der Seinen und durch die Ueberlegenheit des Türkischen Geschützes unterlag auch Tumanbeg, und 25,000 Mameluken bedeckten das Schlachtfeld. Acht Tage nach diesem Siege stürmten die Osmanen in Cairo ein, wo die Mameluken noch Gasse für Gasse

und Haus für Haus vertheidigten. Jetzt ließ Selim eine allgemeine Begnadigung der Mameluken ausrufen. Achthundert, seinen Worten trauend, stellten sich ihm, und er ließ sie sämmtlich enthaupten. Doch dieß war nur ein schwaches Vorspiel von dem, was er über die ganze Bevölkerung beschlossen. Er befahl ein allgemeines Blutbad, ließ seine Horden gegen die wehrlosen Einwohner los und fünfzigtausend Leichen bedeckten bald die Straßen Cairos! Tumanbeg rang noch eine Zeitlang mit den letzten Trümmern seines Heeres gegen seinen Sieger, ward ihm aber endlich von den eigenen Anhängern überliefert. „Gott sei Dank! rief Selim; nun ist Aegypten erobert.“ Er behandelte den tapfern Gegner Anfangs leutselig, ließ ihn aber dann doch an demselben Thore aufknüpfen, wo man sonst die Köpfe der erschlagenen Feinde der Mameluken auszustellen pflegte.

Die Eroberung Aegyptens war vollendet; der Sultan theilte es nach herkömmlicher Weise Statthaltern zu, und kehrte dann zurück nach Adrianopel. Noch gedachte er Vieles zu verrichten, da ereilte ihn der Tod, 1520, im 8. Jahre seiner Regierung und im 54. seines Alters. Mit blutigen Zügen stehen die Thaten Selims I. geschrieben in den Annalen der Geschichte;

doch war er mit Mohamed II. der Hauptbegründer der Größe der Osmanen, indem jener einen mächtigen Strebepfeiler derselben in Europa, dieser in Asien und Africa errichtete.

(Beschluß folgt.)

3.

Blick auf die Revolutionen der Schweiz in der neuesten Zeit überhaupt, und auf die Züricher vom 6. September dieses Jahres insbesondere.

Erster Artikel.

I.

Einleitung.

„Wer sich versäumt, dem hilft kein Gott!"
Joh. Müller.

Abgesehen von den großen Fragen der äußern Politik, von deren Beantwortung der Fortbestand oder die Umgestaltung des bisherigen politischen Systems den Europäischen Staaten abhängt, hat wohl kein Ereigniß in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit aller denkenden Beobachter mehr auf sich gezogen, als die neuern Bewegungen in der Schweiz. Und gewiß mit Recht!

denn in der That äußern sich in dem dort entstandenen Kampfe alle dermalen die politische Welt bewegenden Principien, und alle Staatsfragen der Gegenwart haben sich hier, und zwar auf das Unzweideutigste klar und bestimmt herausgestellt; ganz besonders aber ist dieß bei der neuesten Revolution in Zürich der Fall, in der sich der gesammte gegenwärtige Zeitgeist mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinen guten und schlimmen Tendenzen treu abspiegelt, und deren Vorboten auch bereits früher in dieser Zeitschrift besprochen worden.

Bereits im Märzhefte der Minerva [1]) d. J. ist in einem besondern Aufsatze die Aufregung dieses Cantons in Folge der Straußischen Berufung an die dortige Hochschule erörtert, und dabei zunächst in Hinsicht jener bewegenden Ideen und wichtigen Staatsfragen nachgewiesen worden, in wiefern diese Aufregung schon an sich zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit gerechnet werden muß. Dieselbe gehört, als Principienfrage beurtheilt, vor Allem zu dem großen, noch von dem Mittelalter in unsere Zeit hereinragenden und jetzt auch Deutschland in seinen Grund-

---

1) S. 508 ff.

vesten wiederum erschütternden Kampfe zwischen dem Staate und der Kirche, indem in letzter Instanz es ja die Anmaßung der Staatsgewalt (d. h. des fast nur aus weltlichen Gliedern zusammengesetzten „Erziehungsrathes" [1]), oder, nach unserm Deutschen Sprachgebrauche, des Ministeriums des Cultus) war, welche jene Berufung mit Nichtachtung der Protestation der Kirche und ihres verfassungsmäßigen Organs (des „Kirchenrathes"), sowie der Protestation der theologischen Facultät, welche wesentlich und zunächst zur Kirche gehört, durchsetzen wollte, aber dabei den Kürzern zog. Es war dabei (S. 512) ausdrücklich gesagt worden: „die Folgen dieser Nichtachtung der Kirche von Seiten der Staatsbehörde haben sich, wie bekannt, bis jetzt eben nicht zu Gunsten dieser letztern entwickelt, und werden es späterhin wahrscheinlich noch weniger thun."

Dieses Letztere ist nun soeben durch das Ereigniß vom 6. Sept. dieses Jahres bestätigt worden, dessen geschichtlicher Hergang aus den öffentlichen Blättern wohl als genugsam bekannt vorausgesetzt werden kann;

---

1) Unter 15 Mitgliedern befanden sich nach Scherr (Hdb. d. Pädagogik; Zürich 1839 I. 259) nur 2 Geistliche.

doch wird es nicht unpassend seyn, das amtliche Bülletin vom 7. Sept. und die gleichzeitig erschienenen Proclamationen der provisorischen Behörden, welche sofort die Zügel der Regierung ergriffen, mitzutheilen, [1]) zumal diese wichtigen Actenstücke dazu beitragen können, manche einseitige und irrige Ansichten über jene Volksbewegung zu berichtigen, welche allerdings zunächst ihrer nächsten Quelle und Entwickelung nach als eine aus dem religiösen oder kirchlichen Princip hervorgegangene angesehen werden muß, bei der jedoch außerdem noch andere, namentlich auch rein politische Motive ebenfalls eine Hauptrolle spielten, die eine nicht geringere Beachtung verdienen. In Beziehung auf das schon besprochene kirchliche Princip ist nachträglich zu bemerken, daß auch dieser Streit zwischen Staats- und Kirchengewalt über das Recht der Besetzung einer theologischen Lehrstelle, näher betrachtet, zugleich als das äußerlich erscheinende Symptom des Kampfes zwischen der nicht nur alle fremde Bevormundung verschmähenden, sondern auch ihre natürlichen Schranken überschreitenden Wissenschaft und dem Rechte einer bestimmten, concreten, eine Autorität anerkennenden Kirche anzusehen

1) Wir geben sie in den Beilagen am Schlusse dieser Erörterungen.

ist. In dieser Hinsicht ist mit Recht gesagt worden[1]), „daß in Zürich ein längst in der evangelischen Kirche bald heimlich, bald offen fortgeführter Streit zwischen der freien Wissenschaft und der Kirche als christlicher Glaubensgemeinde zu einem critischen Ausbruche gekommen ist, dessen erschütternde Macht noch Niemand berechnen kann. Die Bewegung wird nicht auf Zürich beschränkt bleiben, sie wird unaufhaltsam ihren Lauf durch die ganze evangelische Kirche nehmen, und früher oder später entweder in einer neuen kirchlichen Spaltung oder einer neuen kräftigeren Einigung ihr Ende finden. Gott wende jenes und schaffe dieses!"

Diese religiöse oder kirchliche Beziehung macht die ganze Sache besonders für Deutschland so überaus interessant, theils weil dieser Punct nun einmal den innersten Kern des Deutschen Lebens angeht, theils weil gerade hier bei uns jener Kampf dermalen bis auf die äußerste Spitze getrieben worden ist. Fragen wir die Geschichte, worin eigentlich Deutschlands Volksthümlichkeit und welthistorische Bedeutung liegt, so wird

---

1) Dr. Strauß und die Züricher Kirche. Eine Stimme aus Norddeutschland. (Von Dr. Lücke?) Mit einer Vorrede von de Wette. Basel 1839.

sie uns nicht auf politische und kriegerische Großthaten, nicht auf Handel und Industrie verweisen, in welchem andere Europäischen Völker uns überflügeln, sondern auf das Uebergewicht seiner Intelligenz, oder seiner Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit, und deren bisherige Verbindung mit seiner Gemüthlichkeit und Frömmigkeit, wodurch allein erstere ihre nachhaltige und wohlthätige Kraft bewiesen und erprobt hat. Es bedarf hierfür einerseits nur der kurzen Verweisung auf die größte Weltbegebenheit der Neuzeit, die Reformation, die eben (wie namentlich Fichte [1]) nachgewiesen) nur aus dem Deutschen Volke hervorgehen konnte; andererseits nur der Andeutung, welche verderbliche, leider auch bis auf die neueste Zeit nachhaltigen Wirkungen die bloße Verstandesaufklärung durch die sog. Französische Philosophie (Voltaire's und der sog. Encyclopädisten) gehabt haben. Jene bisherige Verbindung der Wissenschaft mit den höchsten Interessen des Lebens, und die aus derselben sich ergebende Unterordnung jener unter diese droht aber jetzt auch für Deutschland zu verschwinden, seit-

---

1) Reden an die Deutsche Nation. S. 184. vgl. Heeren, kl. hist. Schr. I, 77.

dem eine hohle, bis zum Wahnsinn übermüthige, bloße Verstandesphilosophie sich als die alleinseligmachende Weisheit proclamirt, und leider! viele Anhänger gewonnen hat, von denen übrigens wohl Manchen eben durch die neuesten Ereignisse in der Schweiz die Augen über ihre Verblendung aufgehen möchten. Denn diese allgemeine und durch Thaten bewährte, durch blutige Opfer beglaubigte Opposition gegen die Anmaßung einer Wissenschaft, die Alles in Allem zu seyn wähnt, und das Leben, namentlich die Religion und Kirche als im Vergleich mit dem (angeblichen) reinen Denken und der Wissenschaft nur niedere, untergeordnete Formen ansieht und verachtet, — diese Opposition hat zu laut gesprochen, um von denen überhört zu werden, die nicht überhaupt im verrückten Hochmuth ganz verstockt und taub sind. Die Züricher Aufregung haben wir in dieser Hinsicht schon früher [1]) als ein gesundes Heilbestreben oder eine natürliche Aeußerung des Selbsterhaltungstriebes der christlichen Kirche erklärt, die sich gegen den ihr grundverderblichen Straußianismus mit demselben Rechte wehrt, wie jeder bestehende Staat gegen destructive Theorieen. Hier fügen

1) Minerva 1839 Märzheft No. 4.

wir nur noch hinzu, daß auch die wichtige und vielbesprochene Frage von den sog. Emancipation der Schule von der Kirche bei den Züricher Ereignissen eine Hauptrolle gespielt hat, und ebenfalls dort auf eine Weise practisch entschieden wurde, welche, wie die eigentliche „Kirchenfrage" für Deutschland nicht zur Nachahmung, sondern zur Lehre und Warnung dienen kann, um es nicht durch ähnliche Begünstigung einseitiger Wissenschaft zu ähnlichen Extremen kommen zu lassen. Doch es ist hier nicht der Ort, dieß näher zu erörtern; wir müssen uns auf das mehr eigentlich Politische beschränken, in welcher Hinsicht jenes Ereigniß, wenn es seinen Motiven und wahrscheinlichen Folgen nach betrachtet wird, nicht weniger lehrreich ist, indem sich darin die bewegenden Principien unserer ganzen Zeit auf das Anschaulichste und auf eine ebenso lehrreiche, als warnende Weise offenbart haben, und die wichtigsten Staatsfragen der Gegenwart hierbei zur Sprache gekommen sind. Wir rechnen dahin vor Allem das, wie es gewöhnlich mißverstanden wird, so höchst verderbliche politische Dogma der Volkssouveränität, ferner die damit zusammenhängenden Forderungen des „allgemeinen Stimmrechts" und die übrigen Auswüchse des

democratischen Princips, das in seiner Einseitigkeit ebenso verwerflich ist, als das von ihm bekämpfte und verdrängte aristocratische. Besonders aber gehört hierher jener wälsche, oberflächliche Liberalismus und Radicalismus, dessen Verirrungen zugleich der ächten Freisinnigkeit und dem wahren Repräsentativsystem oder constitutionellen Leben noch weit mehr Eintrag gethan haben und noch thun, als alle Angriffe der Anhänger des Absolutismus oder Autocratismus zusammengenommen, welche letztgenannten sicherlich nicht verfehlen werden, auch diese Züricher Revolution als einen Beweis anzuführen, daß das gepriesene Repräsentativsystem nichts tauge, und daß auch der Constitutionalismus am Ende in einen politischen Abgrund der Anarchie führe, wenigstens keine Garantie dagegen biete. Auch in dieser Hinsicht hat diese Sache für Deutschland ein ganz specielles Interesse, da unleugbar bei uns jetzt für das Repräsentativsystem eine Crisis eingetreten, und die Gegner desselben auf alle Weise bemüht sind, das ancien régime wieder zu Ehren und zur Gewalt zu bringen. Um über alle diese genannten Puncte richtigere Ansichten zu gewinnen und klar einzusehen, was an solchen Vorwürfen wahr oder übertrieben, besonders aber um die wichti-

gen, in jenem Ereigniß liegenden politischen Lehren gehörig zu verstehen, erscheint es unerläßlich, dasselbe vom geschichtlichen Standpuncte im Zusammenhange mit seinen Antecedentien aufzufassen, wodurch allein es zugleich möglich wird, die falschen, von der Parteisucht gegenwärtig so allgemein verbreiteten Ansichten zu widerlegen. Auch kann nur eine solche geschichtliche Auffassung und Nachweisung, wie aus den gegebenen Verhältnissen jene Begebenheit mit Nothwendigkeit so erfolgen mußte, wie sie erfolgte, zugleich die Erkenntniß der Mittel verleihen oder doch erleichtern, um ähnlichen Wirkungen zu entgehen, von denen gegenwärtig nicht bloß eine bedeutende Anzahl der übrigen Cantone der Schweiz, sondern auch der übrigen Staaten Europas mehr oder minder bedroht ist, und welche unfehlbar eintreten werden, wenn nicht jene Mittel aufgefunden und noch zur rechten Zeit angewendet werden. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß wir noch immer in dem neuen Stadium der Geschichte uns befinden, welches mit der Französischen Revolution anhebt, von der Mirabeau gleich Anfangs das prophetische Wort aussprach: „elle fera le tour de l'Europe!“ und deren gefährlichen Character Burke, Rehberg, Gentz u. A. so klar geschildert ha-

ben. Wir kommen später auf ihren Hauptzug zurück, und bemerken hier nur noch, daß mit Obigem nicht gesagt seyn soll, daß sie überall unausbleiblich dieselben Erscheinungen hervorbringen würde; vielmehr hängt dieß hauptsächlich von der Art der Maßregeln ab, welche man dem revolutionären Principe entgegensetzt. Sind diese unangemessen, so werden sie jene Wirkungen nur vermehren (was *Tacitus* Annal. lib. XII „intempestivis remediis delicta accendere“ nennt); und leider! deuten manche Zeichen darauf hin, daß solche Verkehrtheiten, wohin namentlich alle Versuche der sog. Reaction oder Restauration gehören, sowohl in der Schweiz, als anderwärts nur zu sehr zu besorgen sind. Vielleicht könnte es in dieser Hinsicht einigen Nutzen haben, hierüber gerade das so vernehmlich warnende Beispiel der übeln Folgen solcher Reactionsversuche in Erinnerung zu bringen, welches die Geschichte der nächsten Antecedentien der Züricher Revolution darbietet, die übrigens ohne einen kurzen Rückblick auf die frühere Geschichte der Schweiz unverständlich seyn würden. Sagt doch Joh. Müller, daß sich nicht einmal die Geschichte von Gersau, des kleinsten (ehemaligen) Schweizercantons, ohne Kenntniß der Weltgeschichte schreiben und verstehen ließe; wie

viel weniger der Hergang einer Revolution, die sich mit einer fast fatalistischen Nothwendigkeit aus den gegebenen frühern Umständen und äußern Verhältnissen entwickelte, und bei der sich ganz vorzüglich der so oft verkannte Zusammenhang zwischen der äußern und der innern Politik zeigt!

II.

Die Revolutionirung der Schweiz 1798, und die Mediationsacte Bonapartes vom Jahre 1803.

„Die Gipfel Europens, die Alpen, glänzten seit Jahrhunderten, wie ihre Firne, unangetastet, in ehrwürdiger Stille, über dem Gewühl der Nationen empor; indeß zu ihren Füßen grause Wetterstürme bald den Garten Italiens, bald der Deutschen und Franzosen Gefilde verheerten. Bis da die Stunde gekommen war, wo alle Elemente in plötzlicher Gährung die gesellschaftliche Ordnung der Welt mit der Wiederkunft anarchischer Gräuel bedrohten; und, nachdem die räuberischen Fluthen schon weit und breit viel Altes, Großes und Schönes, die Zierden der Vorwelt, das Glück der Gegenwart hinweggespült hatten, auch des Friedens hohe Freistätte dießmal nicht unerreicht blieb. Nachdem die Hüter entzweit und verleumdet, nachdem durch mannichfaltigen ausgeworfenen Zauber Viele geblendet, Andere rasend gemacht, Andere versteinert worden, und nun des Landes Krone, Uechtlands unerstiegenes Haupt, überwältigt fiel, schonte

das Unglück selbst nicht des Hochgebirges unschuldige Lämmer. Als endlich Alles entweihet, Alles zerrissen, zertreten, ausgeraubt und dahin war, tröstete die Müden (nicht alle, denn abgerissen sind viele der Brüder) ein Schatten der bessern Zeit, und kam in die Wunde einiges Labsal von der Seite, woher sie geschlagen worden."

Joh. Müller.

(Vorrede zum 4. Bd. der Geschichte der Schweizerischen Eidsgenossenschaft).

Fast drei Jahrhunderte hindurch war es diesem Freistaate in der Mitte des monarchischen Europas gelungen, von der Theilnahme an den großen Welthändeln Europas sich gänzlich zurückzuhalten; was derselbe (nach Joh. Müller [1])) dem Umstande verdankte, daß er kein Oberhaupt und keine allgemeine Repräsentation hatte, die sich etwa in die großen Staatsgeschäfte hätten einmischen können. Die Politik der Europäischen Cabinette betrachtete schon seit dem Westphälischen Frieden dieses Land als eine ungeheure Naturfestung an den Grenzen Deutschlands, Frankreichs

---

1) Allg. Geschichte B. XXIV. C. 5. (W. VI. S. 304.) vergl. Heeren, Gesch. d. Europ. St. Syst. S. 658 (ed. 3.). Zschokke, in einer Abhandl. in d. Verhandlungen der Helvet. Gesellsch. 1832. Zürich bei Schultheß S. 19 ff.

und Italiens, bewohnt von einem armen, aber treuen und tapfern Volke; zu schwach, um den großen Nachbarreichen gefährlich zu werden, aber doch stark genug, sein Gebirgslabyrinth selbst gegen überlegene Macht zu vertheidigen. Daher war die Neutralität dieses Zwischenreichs in allen Kriegen für jedes der angrenzenden Reiche von gleich großer Wichtigkeit und Bedeutung, und in der That hatte das conventionelle Völkerrecht der Schweiz gewissermaßen eine Unverletzlichkeit zugestanden, die fast an Heiligkeit grenzte. [1])

Im Innern fanden sich sehr verschiedenartige, althergebrachte Verfassungen, die jedoch sich vornehmlich in zwei Hauptformen theilten, nämlich die rein democratische und die aristocratische oder richtiger oligarchische. Die erstere fand sich in den kleinen Cantonen (namentlich den Urcantonen Schwyz, Uri, Unterwalden), in denen die sog. Landsgemeinde, d. h. die Gesammtheit aller männlichen sog. Vollbürger, nicht nur die Souveränitätsrechte besaß, sondern auch großentheils ausübte, während in den größern Cantonen die Regierung in den Händen einer gewissen Anzahl von Patriziern oder regimentsfähigen Familien war. In

1) Heeren, a. a. O.

beiden gab es sog. Unterthanenlande, d. h. Gemeinden oder Gebiete, die zu dem eigentlichen Souverän des Cantons in einem wahren Unterthanenverhältniß standen. Ferner unterschied man die dreizehn, die ursprüngliche Eidgenossenschaft constituirenden Cantons als Orte oder Hauptstaaten von den dreizehn andern sog. zugewandten Orten, die übrigens ebenfalls in ihren innern Angelegenheiten souverän waren. Die am Ende des vorigen Jahrhunderts an 2 Millionen betragende Gesammtbevölkerung war auf diese Weise etwa 100,000 Bürgern, als den Inhabern der eigentlichen Souveränität, unterthan. [1]) Im Ganzen lebte dieselbe glücklich und zufrieden, ein wahrhaft patriarchalisches Leben (wie es uns bekanntlich von Bonstetten [2]) und Joh. Müller [3]) so reizend geschildert haben), indem auch diese Unterthanen dort die Gerechtsame frommer Kinder oder treuen Hausgesindes hatten, [4]) alle aber von den Uebeln, welche die Deut-

---

1) Zschokke, Prometheus III. 63.

2) Briefe über ein Hirtenland.

3) Gesch. der Landschaft Sanen (Werke B. 23. S. 288 ff.)

4) Zschokke in der angeführten Abhandlung S. 21.

schen und andere monarchischen Staaten (besonders im 18. Jahrhundert [1])) drückten, von Despotie der Regenten und Minister, der Schmach der Maitressenwirthschaften, dem Drucke der Abgaben und der stehenden Heere frei blieben. Einer der vorzüglichern neuern Geschichtschreiber der Schweiz [2]) äußert sich, nachdem er diesen Zustand geschildert, in dieser Hinsicht folgendermaßen:

„Daher priesen Zeitgenossen, die auch unser Jahrhundert ehrt, jene Jahre als einen glücklichen, die Ausbildung und die Künste des Friedens befördernden Zeitraum, da hingegen andere, nicht weniger berühmte Männer sie jetzt als eine Zeit der Ausartung betrachten; denn jene Vorrechte des Alleinhandels, des Innungswesens, der geschlossenen Bürgerrechte waren noch fester und gleichsam Bestandtheile des Staatsgebäudes geworden. Das Volk genoß außer den democratischen Cantonen nur einer sehr geringen politischen, und in den Cantonen, wo die mannichfaltigen Vorrechte herrschten, überdieß einer sehr

1) Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. Bd. I, S. 4.
2) Meyer von Knonau Handb. d. Gesch. d. schw. Eidgenoss. Vergl. Schlosser, Archiv für Gesch. I. 197.

beschränkten bürgerlichen Freiheit. Es glich einem gut genährten, wohlgehaltenen Kinde, dessen Thätigkeit aber ganz unter Vormundschaft steht, oder noch viel mehr den damaligen Colonieen der Europäischen Seestaaten. In den regierenden Hauptstädten herrschte bei Vielen eine Art Adelsvorurtheil, und mancher ganz geringe Bürger hielt sich von Geburt viel höher, als den Schultheißen oder Bürgermeister einer Municipalstadt."

Diese Lage der Dinge konnte jedoch bei der Verwickelung des Europäischen Staatslebens in der neuern Zeit nicht länger dauern, und schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte Joh. Müller[1]) die Gefahren angedeutet, welche der Schweiz durch die „Meinung von vorhandenem Reichthum, der Lage des Landes an Pässen, schönen Provinzen, nach Vernichtung der öffentlichen Moralität" drohten. Bald darauf brach der Weltsturm der Französischen Revolution aus, der die Schweiz nicht nur in ihren Grundvesten erschütterte, sondern auch in Hinsicht auf äußere und innere Politik wahrhaft aus der Angel hob.

Die im Anfange der neunziger Jahre entstande-

---

1) Allg. Gesch. a. a. O. (W. VI, S. 305.)

nen Unruhen und Kämpfe, sowie die tapfere Bewahrung der Neutralität der Schweiz können wir hier nicht schildern. Der Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1797) entriß ihr ihre ehemalige politische Haltung und Bedeutsamkeit. Mit ihren Alpen gleichsam aus der Stelle gehoben, in der sie sonst lange Zeit Scheidemauer der zwei gewaltigen Nebenbuhlerstaaten gewesen, lag sie nunmehr im Schooße eines dieser Reiche selbst [1]); ihre Gunst und ihr Haß hatte für das eine allen Reiz, für das andere alle Gefährlichkeit verloren. Frankreich zögerte nicht, sich ihrer zu bemächtigen, und nicht nur sie physisch zu unterjochen, sondern auch geistig, indem es dieselbe förmlich revolutionirte. Daß Bonaparte hierbei eine Hauptrolle spielte, ist bekannt [2]); auch hat derselbe selbst in seinen Denkschriften hierüber sich ausführlich, jedoch nicht immer wahrheitgetreu,

---

1) Bereits den 8. October 1797 hatte Bonaparte das Veltliu, Cleven und Bormio mit der Cisalpinischen Republik vereinigt. Pölitz, Staatswiss. IV, 295. (ed. 2.)

2) Schlosser, Archiv für Geschichte I, S. 200; vgl. Hanhart, Erzähl. aus d. Schweizergesch. Basel 1838. S. 517.

ausgesprochen.[1]) Hauptmotiv war ohne Zweifel die militärische Wichtigkeit dieses Landes, aber auch die Beutegier der Franzosen, die dort ihre volle Befriedigung und Mittel zu neuen Kriegen fand; wie denn unter Anderm der Schatz von Bern (20 Millionen Livres) von den Franzosen geraubt und an Bonaparte für die Expedition von Aegypten überlassen ward[2]), daher sich wirklich noch jetzt der Bernische Münzstempel an den Ufern des Nils findet.[3]) Verderblicher aber als der Verlust an Gütern und Schlachten, in denen in tapferer, aber isolirter und darum unwirksamer Gegenwehr das Vaterland vertheidigt wurde[4]), war die von den Franzosen bewirkte völlige Democratisirung der Schweiz durch Umsturz der bisherigen Verfassung, und die Einführung einer neuen, nach der Französi-

---

1) Memorial von St. Helena, Bd. VI.

2) Nach Bourienne bekam Napoleon davon jedoch nur 3 Millionen. Schlosser a. a. O. S. 203.

3) Meyers Gesch. II, 552.

4) Die drei „Urcantons" zeichneten sich schon im J. 1798 rühmlich aus; ebenso Bern, das nur zu sehr im Stich gelassen ward, und dessen „tapferer Erlach bei Kosciuskos Muth doch nicht Kosciuskos Macht erhielt." Heeren a. a. O. S. 659.

schen gemodelten Constitution, durch welche die Ideen der neumodischen „Freiheit und Gleichheit" mittelst Feuer und Schwert in dem Lande, das seit einem halben Jahrtausend als das einzige wahrhaft freie Land in Europa gegolten hatte, erst eingeführt werden sollten! Schon am 12. April 1798 ward die neue „Helvetische Republik" proclamirt, und der Entwurf einer Verfassung [1]) angenommen, welche den bisherigen Staatenbund der souveränen Cantone in Einem Augenblicke in einen eigentlichen Bundesstaat umschaffen sollte, aber selber schon im folgenden Jahre in der Erneuerung des Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich ihr Grab fand. Seitdem folgten Jahre unglücksvoll durch Krieg und Factionen. Durch Tapferkeit zeichneten sich auch hier die Schweizer aus, besonders die Unterwaldner durch beispiellosen Heldenmuth [2]), jedoch ohne dauernden Erfolg, bis Bonaparte, der im Lüneviller Frieden die Anerkennung der Helvetischen Re-

---

1) Ihre Einzelnheiten s. bei Pölitz Staatsw. IV, S. 296.

2) *Mallet du Pan*, Essai hist. sur la destruction de la ligue Helvétique. Londr. 1798. Deutsch in der Minerva 1799.

publik von Seiten Oesterreichs erzwungen hatte, es für gut fand, die Franzosen aus der Schweiz zurückzuziehen. Er sah voraus, daß es nur dieses Schrittes bedurfte, um den Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des alten (föderalistischen) nnd des neuen (Centralisations=) Systems aufs Neue ausbrechen zu machen, und sich um Beistand und Vermittelung angerufen zu sehen.[1]) So geschah es auch, indem jene beiden Parteien abwechselnd über einander siegten, bis endlich Bonaparte, dessen Intervention mit Recht als eine wahre Wohlthat für die Schweiz anzusehen[2]), den Wirren durch die sog. Mediationsacte ein Ende machte, die er den Schweizer Abgesandten in Paris mit dem categorischen Imperativ empfahl: „Verlassen Sie dieselbe nicht; sonst bleibt mir nichts übrig, als die Schweiz mit Gewalt der Waffen zu bezwingen, oder mit Frankreich zu vereinigen.“[3])

Die Hauptbestimmungen dieser neuen Verfassung

---

1) Schlosser, Archiv I, S. 210. Vgl. Zschokke, des Schweizerlandes Gesch. für das Schweizervolk, S. 278.

2) Meyer, Gesch. II, S. 701 ff.

3) Pölitz, Staatswiss. Th. IV, S. 299.

waren folgende [1]): Die 19 als solche anerkannten Cantone bilden einen Bund, und garantiren einander wechselseitig ihre Verfassung, ihr Gebiet, ihre Freiheit und Unabhängigkeit, sowohl gegen die fremden Mächte, als gegen die Anmaßung eines einzelnen Cantons oder einer besondern Faction. — Es giebt in der Schweiz keine Unterthanenlande mehr, keine Vorrechte der Orte, der Geburt, der Personen und Familien. — Jeder Schweizer Bürger ist befugt, in einem andern Cantone häuslich sich niederzulassen und sein Gewerbe frei daselbst zu treiben. Er erwirbt die politischen Rechte gemäß dem Gesetze des Cantons, in welchem er sich niederläßt; er kann aber nicht zugleich in zwei Cantonen die politischen Rechte genießen. — Die alten inländischen und auswärtigen Abzugsrechte sind abgeschafft; die freie Circulation der Lebensmittel, des Viehes und der Waaren ist garantirt; kein Octroi-, Eingangs-, Transito- oder Mauthrecht kann im Innern der Schweiz eingeführt werden. Jede Allianz eines Cantons mit einem andern Canton oder mit einer fremden Macht ist untersagt. — Die Tagsatzung wechselt von einem Jahre zum andern in den sechs Cantonen: Freiburg,

---

1) Pölitz, a. a. O.

Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Lucern. Der Landammann oder Bürgermeister des dirigirenden Cantons nennt sich zugleich Landammann der Schweiz. — Jeder Canton sendet zur Tagsatzung einen Deputirten. Die Deputirten haben Instructionen und beschränkte Vollmachten, und stimmen nicht gegen ihre Instructionen. Die 19 Deputirten, aus denen die Tagsatzung besteht, machen in den Berathschlagungen 25 Stimmen aus; denn die Deputirten der Cantone, deren Bevölkerung mehr als 100,000 Einwohner beträgt (Bern, Zürich, Waadt, St. Gallen, Aargau und Graubündten), haben jeder zwei Stimmen. — Die Kriegserklärungen, die Friedens- oder Allianzverträge gehen von der Tagsatzung aus; sie erfordern aber die Genehmigung von drei Viertheilen der Cantone. Sie allein schließt Handelsverträge und Capitulationen für ausländischen Dienst. Sie ordnet das Contingent der für jeden Canton bestimmten Truppen. Sie ernennt und schickt die außerordentlichen Botschafter. Sie entscheidet in den Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Cantonen. Die Verfassung jedes einzelnen Cantons wird im Archive der Tagsatzung niedergelegt. [1]) — Der erste Consul unterzeichnete diese Acte mit der Erklärung: „Wir erkennen Helvetien, der gegenwärtigen

Acte gemäß constitutirt, als unabhängige Macht. Wir garantiren die Föderalverfassung und die Verfassung jedes Cantons gegen die Feinde der Ruhe Helvetiens, wer sie auch seyn mögen."

Wir können hier natürlich nicht alle die Wirkungen im Einzelnen schildern, welche die Mediationsacte auf das Schweizerische Staatsleben während ihrer Dauer hatte; einige Hauptpuncte müssen wir jedoch hier hervorheben, da sie zum Verständniß des fernern Verlaufs unentbehrlich sind. Gewiß war die von Frankreich bewirkte Revolutionirung und Democratisirung der Schweiz ebenso völkerrechtswidrig, als der Versuch der Einführung des Französischen politischen Formalismus mit seiner Centralisation und Bureaucratie für die Schweiz unpassend, deren Bevölkerung nicht nur durch Abstammung, Sprache, Sitten und Gebräuche im Großen dreifach verschieden ist, sondern sich auch in jedem der einzelnen Deutschen, Französischen und Italienischen Stände auf das Mannichfaltigste und Eigenthümlichste gebildet hat. Gleichwohl kann auf der andern Seite nicht geleugnet werden, daß sich die neuen politischen Principien und Theorieen allmälig wenigstens zum Theil auch in der Schweiz Eingang verschafften und wirklich ins Leben traten. So kam zunächst die Idee einer in-

nern politischen Einheit der Schweiz als eines Bundesstaates, statt des bisherigen bloßen Staatenbundes nach und nach immer mehr zum Bewußtsein, und noch entschiedener entwickelte sich das Princip der Rechtsgleichheit und der Emancipation aus widerrechtlicher Bevormundung oder Bevorrechtung.

Am wichtigsten war jedoch, daß an die Stelle der bisherigen autocratischen Aristocratieen und Democratieen, wenigstens in allen bedeutenderen Cantonen, die syncratische Staatsform oder die Repräsentativverfassung ins Leben trat, welche jedenfalls für die Schweiz ganz besonders als ein großer Fortschritt der politischen Entwickelung angesehen werden muß; wie dieß unter Andern schon längst von Bluntschli[1]) näher nachgewiesen worden. Hierbei zeigte sich auch eine Thatsache, welche von den Gegnern dieses Systems, von den Freunden der „guten alten Zeit" oder des Absolutismus, die so gern über die papiernen Verfassungen zu spotten pflegen, beherzigt werden sollte: nämlich, daß solche Constitutionen als politisches Erziehungsmittel wirken und schon deßhalb Werth haben. Wir führen

---

1) Das Volk und der Souver. 1831 S. 59 ff.

nur noch über die unmittelbare Folge der Mediation Bonapartes und des von ihm ausgeübten Protectorats folgende Worte des neuern Geschichtschreibers der Schweiz an [1]): „In den Städte-Cantonen lebte jene Theilnahme an dem Staatswohl auf, die Aloys Reding bei der Eröffnung der Tagsatzung von Schwyz vorhergesagt hatte, und die sich jetzt durch einen Gemeinsinn, der früher ungeachtet mancher anderer bürgerlichen Tugenden unbekannt war, und durch eine größere Regsamkeit zeigte. In den neuen Cantonen konnten da, wo der Funke eines höhern politischen Lebens nicht ganz erstickt war, diese Keime sich mit Jugendkraft entfalten; so entwickelten sich in der Waadt mannichfaltige Talente mit einer Fülle, welcher der Schauplatz beinah zu eng war. So konnte im Aargau die Abneigung der Menge, die gegen ihren Willen freier geworden war, im Canton St. Gallen der Nachtheil der ungünstigen Zusammensetzung und der große Mangel an Hülfsmitteln, im Thurgau die gänzliche Entblößung von solcher aufgewogen und ein Staatsleben erzeugt werden. Die drei Länder, denen die früher wenig bekannte Benennung Urcantone eine Art von

1) Meyer II, S. 721.

Volksadelsvorurtheilen und Anmaßungen ohne Leistungen und Verdienste einzuflößen hoffte, gewannen, wie die übrigen Democratien, gerade durch das, was sie verloren. Die Magistrate hörten auf, in der Regel ihre Stellen durch jedes unedle Mittel zu erhandeln, das Volk, sie zu versteigern. Die Erstern stiegen in Unabhängigkeit, innerem Ansehen und reinem Einflusse, das Letztere in Unbefangenheit und wahrem Freiheitssinn."

Gewiß ist die Bemerkung richtig [1]), daß Bonaparte offenbar seine Absichten mit der Schweiz hatte; der Uebergang zur monarchischen war dadurch gemacht, daß eine Art Hof um den Landammann gebildet war [2]). Doch fand Bonaparte in den Kriegen, die in dieser Periode schnell auf einander folgten, es nicht rathsam, die Schweizer, deren Truppen er brauchte, durch Auflösung der Republik zu erbittern. Er begnügte sich da-

---

1) Schlosser I, S. 212.

2) Auch Meyer deutet dieses S. 721 mit den Worten an: „Die Augen der Leichtsinnigen wurden geblendet (durch die monarchische Repräsentation eines Landammanns) und hin und wieder begannen unrepublicanische Gemüther die Vortheile zu berechnen, die ihnen zufließen könnten, wenn ein Einziger bleibend an der Spitze stehen würde."

mit, diese Nation wie die Deutsche nach und nach daran zu gewöhnen, in dem Vermittler und Protector den Herrn zu erkennen. Der Zug nach Rußland rettete die Schweiz, wie er Deutschland rettete.

III.

Die Restauration oder Contrerevolution von 1814.

„Es ist eine grosse und seltne Gabe für einen Staatsmann, zu bemerken, wenn der Geist gewisser Maximen vorüber ist. Wenige obrigkeitliche Personen, die einen großen Theil des Lebens in den Rathsstuben zubringen, haben genugsame Kenntniß der Gemüther des Volks; die Erfahrung, worauf sie sich berufen, betrifft nur Formen.“

Joh. Müller.

Das Schweizervolk war in Folge der Wirkungen der Mediationsacte in der That im J. 1814 zum großen Theil ein anderes geworden, als es im J. 1798 gewesen. „Das Alte (sagt in dieser Hinsicht sehr richtig Zschokke [1]) lag vergessen; sogar der Groll vormaliger Factionen war verstummt. — Verstummt, aber nicht todt! Denn kaum hatten die Völker Europas Napoleons Gewaltherrschaft vernichtet, streckte sich der Stolz und die Rache Vieler von den städtischen oder patrizi-

---

1) In der Abhdl. S. 26.

schen Geschlechtern wieder empor. Europa schien nur für die löblichen Zünfte oder Familien einiger Schweizerstädte geblutet und gesiegt zu haben. Sie verhöhnten das Recht, sie begehrten das Vorrecht; sie verschmäheten die Freiheit des Volks, sie begehrten Unterthanen für sich. Vergebens zeugten wider ihre frevelhaften Wünsche die von ihnen selber oder ihren Vätern ausgestellten Freiheitsbriefe; vergebens zeugten wider sie zehn glückselige Jahre der Nation im Genuß republicanischer Rechtsgleichheit. Nichts galt. Eine finstere Verschwörung verfolgte ihr Ziel. Fremde Kriegsschaaren wurden zum Zuge über den neutralen Boden des Schweizerlandes gerufen. Man stürzte unter dem Blitz ausländischer Bajonette die rechtmäßigen Regierungen von ihren Stühlen; zerriß die Vermittelungsurkunde; zerriß die Freiheitsbriefe der Völkerschaften, und kündigte der Mehrheit der Nation die Wiederkehr neuer Unterthanenschaft an."

In der That sprachen bereits am 29. Dec. 1813 zehn Cantone (Uri, Schwyz, Appenzell, Lucern, Zürich, Zug, Glarus, Freiburg, Schaffhausen und Basel) die Auflösung der Mediationsacte aus, und die Umtriebe der Reactionspartei begannen aufs Neue. Die „alten

Herren (berichtet Meyer [1])), lüstern nach der alten Herrschaft, waren bereit, das größte Unglück über ihr Vaterland zu bringen, und die Feinde aller Volksfreiheit sahen der Zwietracht in der Schweiz behaglich zu, weil dadurch der Untergang der Freiheit der einzigen noch übrig gebliebenen Republik und die Einführung einer andern (autocratischen) Regierung erleichtert wurde." Merkwürdig ist, was Schlosser [2]) anführt, daß, während die Tagsatzung eine Gesandtschaft an die Alliirten nach Frankfurt im November 1813 schickte, ein Theil der alten Berner Aristocraten sich zu den verbündeten Heeren begab, deren Häuptern sie ihre Ansichten und Wünsche der Restauration des alten Zustandes als die im Schweizer Volke vorherrschende zu schildern und Eingang zu verschaffen wußten. (Gerade wie einige Monate darauf die Häupter der Alliirten sich durch Talleyrand und die Faction des ancien régime zu dem dem Deutschen Volke so theuer zu stehen gekommenen Wahne verführen ließen, das Französische Volk begehre die Bourbons zurück!) Unter dem Schutze der Bajonette der heiligen Allianz, die diese wahren

1) a. a. O.

2) a. a. O. S. 213. vgl. II, S. 327.

Vaterlandsverräther in die Schweiz gerufen hatten, [1]) gelang es auch, das ancien régime wenigstens zum Theil wieder herzustellen, und die versteinerten Freunde der alten Regierungsform würden unfehlbar die Schweiz zu Grunde gerichtet haben, hätte dieß nicht Zürichs Standhaftigkeit [2]) und La Harpes Einfluß auf den Kaiser Alexander (seinen ehemaligen Zögling) verhindert. So blieben denn wenigstens auf dem Papier der im J. 1814 octroirten Constitutionen und der im J. 1815 den 7. August beschworenen (vom Wiener Congreß bestätigten [3])) Bundesacte, manche Grundsätze der Mediationsacte, namentlich die Anerkennung, daß es keine Unterthanenlande und keine Vorrechte der Geburt u. s. w. mehr geben solle.

Allein in der Wirklichkeit verwitterte dieser democratische Firniß der 1814 octroirten Verfassungen sehr schnell. „Bei den Männern (sagt Zschokke [4])), welche jetzt die höchste Gewalt in den Cantonen aus-

---

1) Schlosser, a. a. O. II. 326. 331.

2) Bern und Solothurn hatten von dem damaligen Vorort Zürich sofort die Einberufung einer nur dreizehnörtigen Tagsatzung gefordert; Zürich dieß aber beharrlich abgelehnt. Meyer II, 748.

3) Pölitz IV, S. 310.

4) In der angeführten Abhdlg. S. 29.

übten, trat alsobald wieder steifes Gepränge mit leutselig sich herablassendem Hochmuth hervor, bald auch behagliches Gefallen an fremdländischen Ehrenbezeigungen, an fürstlichen Gnaden, was hohe Verbindungen ahnen lassen sollte; dann folgte geschmeidige Unterthänigkeit gegen die Winke ausländischer Diplomaten. Man verbannte die Unglücklichen, welche wegen Meinungen verfolgt, auf freier Schweizererde ein Asyl gesucht hatten. Man stellte für Könige wieder offenen Markt her, zur Bewachung Ihrer Majestät Söldner einzuhandeln, deren käufliche Treue zuverlässiger, als Volksliebe hieß. Man fesselte die freie Presse. Man ließ dem Aberglauben wieder, im Liebesmantel der Religion, freien Fuß; die Fellenberge und Pestalozzis wurden seitwärts gestellt, die Girarde und Troxler verketzert; aber den Jesuiten in ihren Palästen auf den Hügeln von Wallis und Freiburg heitere Aussichten in fernere Schweizerlandschaften eröffnet. Den hergestellten Aristocratieen älterer Cantone eiferten die Regierungen der jüngern nach, so gut sie es vermochten. Fast unbeschränkte Macht verlockte sie zu landesherrlicher Sprache; Verantwortungslosigkeit oft zur Willkür; Lebenslänglichkeit im Amte zur Neigung, den Staat als Domäne ihrer Familien zu be-

trachten. — Man klagte unverhohlen im Volke über mancherlei Parteilichkeit, über mancherlei nachtheilige Beschränkung; über falsche Sparsamkeit und noch falschere Verschwendung; über Druck der Milizeinrichtungen, des Straßenbaues, der Auflagenvertheilung; über Nepotismus, Gönnerschaftswesen u. s. w. Aber die ehrerbietigen Unterbeamten berichteten der hohen Obrigkeit nur von der glückseligen Ruhe und Zufriedenheit der lieben Angehörigen, und nebenbei von einzelnen unruhigen Köpfen, die man nicht beachten müsse."

Es ist, wie einer unserer vorzüglichsten Politiker und practischen Staatsmänner, Ancillon [1]), richtig bemerkt hat, die erste Pflicht der Regierung, den jedesmaligen Zustand der Gesellschaft zu beobachten, zu untersuchen, und sich von den Veränderungen, welche von dem Fort- oder Rückschreiten der Cultur unzertrennlich sind, genau Rechenschaft zu geben. Sie muß die Zeit in ihren Gestaltungen und Phänomenen erkennen, prüfen, abschätzen und mit Ruhe und Einsicht die Veränderungen in die Gesetzgebung und in die Formen des Staates eintreten lassen, welche der Gestaltung der Gesellschaft und den Erscheinungen der Zeit angemessen sind. Auf diesem Wege allein können die Regierungen,

1) Zur Vermittel. d. Extr. I, 241.

indem sie höher sich stellen, als die Zeit, dieselbe verstehen und leiten lernen, der Neuerungssucht zuvorkommen, in sofern sie selbst das zur steten Vervollkommnung des Ganzen Erforderliche bedenken, das Leben des Staates mit dem Leben der Einzelnen und der besondern Stände in Einklang bringen und wilde Bewegungen in ihrer Geburt ersticken, indem sie die Gesellschaft in der gesetzmäßigen Bahn sich fortbewegen und weiter vorrücken lassen. Eine Regierung, die, ihrer hohen Bestimmung uneingedenk, dieses ihr pflichtmäßiges Verfahren verkennt und vernachlässigt, die da wähnt, daß Alles um sie her in demselben Zustand beharrt, weil sie selbst unbeweglich steht, die rückwärts geht, wenn Alles vorwärts schreitet, und die Kräfte, sowie den Geist des Volks in die enge, alte Hülle, die früher ihm genügte, einzwingen will, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die sich ausdehnenden Kräfte die Formen zersprengen, die sich durch den Lauf der Zeit in Fesseln verwandelt haben. Eine jede Revolution, die aus einem solchen Zustande der Dinge entspringen mag, ist nur dann in sofern nothwendig, als sie die nothwendige Folge der Fehler, der Gebrechen und Verbrechen der Regierung ist; aber diese sind darum nicht weniger verschuldet, und konnten vermieden werden.

Von solchen einzig richtigen Maximen einer ächten Politik wußten, wie schon angedeutet, die seit 1814 zum Wiederbesitz der Gewalt Gelangten nichts, oder wollten nichts davon wissen, obgleich die deutlichsten Anzeichen sich kund gaben, daß der Geist der Zeit sich nun einmal nicht mehr mit dem ancien régime vertrüge, und daß dessen letzte Stunde gekommen sei. Sie schienen vielmehr davon, daß ihre Regierungen keineswegs volksthümliche seien, so wenig zu wissen oder zu ahnen, daß sie ganz unbesorgt auf der wieder eingeschlagenen Bahn jenes régime fortgingen. In den kleinern Cantonen stellte man die sog. reine Democratie, die roheste und schlechteste aller Staatsformen [1]), in der Art wieder her, daß man nur die ursprünglichen alten Mitglieder für das eigentliche Volk oder die Landesgemeinde, die neu hinzugekommenen dagegen bloß für U n t e r t h a n e n und ihrer bisherigen politischen Rechte für verlustig erklärte. Dieses, was durchaus mit der beschworenen Bundesverfassung in Widerspruch stand, that unter andern der Urcanton Schwyz noch im J. 1829. Ebenso berichtet die Chronik des genannten Jah-

---

1) Vgl. B l u n t s c h l i, das Volk u. der Souverän. 1831. S. 44.

res [1]), daß in Glarus wiederum die Stelle eines Statthalters öffentlich an den Mindestfordernden ausgeboten und versteigert wurde! In den größern Cantonen strebten die Städte, ihre alte Herrschaft über das Land möglichst wieder zu gewinnen. In Bern, Freiburg und andern Cantonen wurden nicht bloß factisch, sondern auch in der Form von Neuem die Vorrechte der sog. regimentsfähigen Familien restaurirt! [2])

Wie es sich im innern Staatsleben während dieser Periode verhielt, ergiebt sich am besten aus einer Schilderung, welche Zschokke von dem damaligen Zustande des Aargaues [3]) mitgetheilt hat, deren einzelne Züge mit wenigen Veränderungen auch auf alle übrigen größern Cantone passen. Wir führen sie um deßwillen kürzlich an, weil durch diese Zustände hauptsächlich die Volksbewegungen im J. 1830 hervorgerufen wurden und weil sie der darauf erfolgenden Regeneration vorzugsweise ihre Richtung gaben.

---

1) Menzel, Taschenbuch der Geschichte des J. 1829, in dem Abschnitte, der von der Schweiz handelt.
2) Bluntschli, a. a. O. S. 69.
3) In v. Rottecks und Welckers Staatslexicon I, S. 46.

„Dem Namen nach stand die höchste Gewalt beim großen gesetzgebenden Rathe, der That nach aber bei der Regierung oder einem kleinen Rath von 13 Gliedern, deren Präsident mit dem altreichsstädtischen Titel Bürgermeister geziert war. Dem Namen nach waren die 150 Glieder des großen Rathes Stellvertreter des Volks, aber der That nach in ihrer Mehrheit nur Leute der Regierung. Denn nur 48 waren vom Volke unmittelbar in den 48 Kreisversammlungen gewählt worden; 52 wählte der große Rath selbst aus vorgeschlagenen Candidaten der Kreise, und 52 ein Wahlcollegium dieses großen Rathes. Die Glieder der Regierung und des Obergerichtes saßen in diesem Collegium von Rechtswegen und bildeten die Mehrheit; gleichwie ihr Einfluß und Wink im großen Rath unabweislich seyn mußte, weil der Großtheil desselben aus ihren Beamten und Angestellten und wieder zum Theil aus Männern bestand, welche Ehren und Aemter zu erhalten wünschten. Zwar mußte die Regierung dem gesetzgebenden Rath alljährlich von der Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen, aber es hing von ihr ab, seinen Bemerkungen Folge zu leisten oder nicht. Sie stand ohne Verantwortlichkeit da, wie der große Rath selber, indem wegen Fehlgriffe Einzelner nicht die Ge-

sammtheit der übrigen Schuldlosen angeklagt werden und jeder Einzelne sich wieder hinter Alle verbergen konnte. Zwar hieß der große Rath Gesetzgeber des Landes, aber die Regierung hatte allein das Recht zur Initiative. Jener konnte die Vorschläge derselben nur unbedingt annehmen oder verwerfen, nichts daran ändern, höchstens Wünsche aussprechen. Wie billig, besaß der große Rath das Recht der Begnadigung; aber für die Zeit, da er nicht versammelt war, übertrug er es der Regierung. So war die gesetzgebende Gewalt selbst in die Hand von 13 Männern hingegeben, während der große Rath nur den Namen davon trug, und die Maschine blieb, vermittelst deren der kleine Rath wirkte. Aber in ähnlicher Abhängigkeit von ihm standen sogar alle Gerichte des Landes. Nicht nur war die Regierung der wirkliche Richter in allen Streitigkeiten, welche administrative Gegenstände der Gemeinden unter einander oder mit ihren Bürgern betrafen, sondern ihre angestellten Amtleute waren selbst Präsidenten der elf Bezirksgerichte, der kleine Rath ernannte die Friedensrichter der 48 Kreise; er ernannte sogar aus drei Vorgeschlagenen den ihm anständigen Präsidenten des obersten Gerichtes. So war es kein Wunder, wenn die Regierung endlich Alles in Allem ward."

Ein wegen seiner Folgen besonders beachtenswerthes Mißverständniß entwickelte sich in den größern, im Allgemeinen in Bildung vorangeschrittenen Cantonen dadurch, daß die Regierungen, dem Geiste des ancien régime oder der Bevorrechtigung freilich ganz gemäß, der Wissenschaft und dem Gelehrtenstande sich sehr abhold zeigten, wie im vorigen Jahrhundert, so auch im gegenwärtigen nicht die allgemein in dem Geiste der Zeit verbreitete Ansicht theilen wollten, welche in der Beförderung einer ächten Aufklärung durch Ermunterung der Wissenschaften und Verbesserung des gesammten Schulwesens das Hauptmittel der Wohlfahrt und Glückseligkeit der Staaten sieht. Dieß mußte um so auffallender erscheinen, als die Deutsche Schweiz eine Reihe Männer hervorgebracht, die ohne Frage zu den ausgezeichnetsten, zum Theil zu den Heroen der Literatur gehören — es genügt wohl, die Namen L. Euler, die Bernouillis, Albrecht v. Haller, Lavater, Joh. Müller zu nennen — und als auch aus der Französischen Schweiz, besonders Genf, Männer hervorgegangen sind, die den größten Einfluß auf die gesammte civilisirte Welt und das Europäische Staatsleben äußerten (Rousseau, Necker und seine noch berühmtere Tochter, die Frau von

Staël), und als endlich gerade in der Schweiz die große Sache der Erziehung überhaupt und der Volksbildung insbesondere an Rousseau, Pestalozzi und Fellenberg die berühmtesten Begründer und Beförderer erhalten hatte. Aber Basels Hochschule hatte keinen Platz für Newtons Nebenbuhler, Bernhard Euler; Bern keinen für seinen großen Haller, den es der Georgia Augusta überließ; Schaffhausen hatte kein Brod für Joh. Müller; der unsterbliche Verfasser des Émile ward in der Schweiz nicht geduldet; Pestalozzi nicht gehörig gewürdigt und unterstützt (ja der Canton Solothurn verbot noch 1803 die Pestalozzische Methode!! [1])); Fellenbergs unermüdliche Bestrebungen, den Landbau, die Volkslehrerschulen und die Gesammterziehung zu heben, mit Argwohn und Hemmnissen aller Art von dem Berner Patriziat belohnt, [2]) sowie Troxler und der um das Volksschulwesen so höchst verdiente Pater Girard in Lucern möglichst verfolgt; in Freiburg dagegen, sowie in Schwyz die Jesuiten möglichst begünstigt. [3])

1) V. Türks Briefe aus Münchenbuchsee II. S. 161, 239.

2) Scheidlers Lebensfrage d. Civilisation u. s. w. S. 23.

3) Das Nähere hierüber hat Menzel a. a. O.

Selbst in Zürich, dem seit langer Zeit wahrhaft geistigen Vororte der Schweiz, blieb die restaurirte Regierung diesem eingewurzelten Systeme treu; „die Wissenschaft schätzte sie nicht, und war den geistigen Bestrebungen, besonders wenn sie sich auf das Gebiet der Politik und des Rechts wagten, abgeneigt.“ [1])

Diese Scheu vor der Aufklärung war es, welche eine Strenge der Censur hervorrief, die in einer grundgesetzlich republicanischen Verfassung um desto auffallender und drückender erscheinen mußte. Von der wenig erbaulichen Weise, wie die Censur damals gehandhabt wurde, sind von der Geschichte einige Proben aufbehalten worden. Wir führen nur folgende an. In Bern verbot die oberste Kirchen- und Schulbehörde noch im J. 1820 den 2. Theil von Gesenius Hebräischem Lehrbuche, sowie im J. 1823 des armen Aristophanes Schauspiele, oder wie der Actuar dieser Behörde schrieb, die „Griechische Uebersetzung des Aristophanes“ [2]) (!!), ein unschuldiger Irrthum desselben

1) (Bluntschli) üb. d. Revolut. in Zürich im J. 1830, in Rankes hist.-polit. Zeitschrift 1832 I, 597.

2) Zschokke in d. cit. Abhdlg. S. 60.

würdigen Mannes, der von dem berüchtigten katholischen Bibelverbrenner, dem Pfarrer in Röschenz, schrieb: „Er sei der Verbesserung des neuen Testaments angeklagt!!“ [1])

Die Verkehrtheit dieses Verfahrens mußte ihre Früchte tragen, und diesen Mißgriffen hauptsächlich sind die Umwälzungsversuche und wirklichen Umgestaltungen der folgenden Zeit zuzuschreiben. Denn heutzutage ist es nicht mehr möglich, dem Einflusse der Wissenschaft und der durch sie bewirkten religiösen und politischen Aufklärung sich durch vornehmes Ignoriren entziehen zu wollen, oder ihn durch gewaltthätige Maß-

1) Andere Beispiele (zum Theil aus noch etwas früherer Zeit) finden sich in Meyers Gesch. der Schweiz I, S. 546 ff. — Folgendes führt auch Schlosser an (Archiv I, 210): „Eine Zeitung, die in Lucern herauskam, suchte durch Stellen aus bekannten Schriftstellern zuweilen ein Urtheil anzudeuten, das sie selbst nicht auszusprechen wagte; der Regierungsstatthalter in Lucern strich daher einmal eine Stelle aus Moses Mendelsohns Phädon und zugleich das ganze Blatt, mit der Bemerkung: darf nicht gedruckt werden, denn, wenn man aus solchen alten Büchern (!) Auszüge machen dürfte, so könnten dadurch alle Zwecke der Bosheit erfüllt werden.“ (! !)

regeln zu unterdrücken! Mag es seyn, daß dieser Einfluß durch einseitige Verstandesbildung ein schädlicher ist, oder wird, dennoch kann er nie und nirgends durch bloße äußere Macht gehemmt werden; gegen die Ausbreitung von Gedanken und Ideen helfen Bajonette und Sperren so wenig, wie gegen die Cholera! sondern das Wahre darin muß anerkannt, das Falsche darin muß auf dem Wege der Untersuchung und Ueberzeugung erörtert und entfernt werden; tertium non datur! Alles, was man sonst versucht, ist vergeblich, am meisten alle Lichtverbote! „Principien sind elastisch, durch Druck vermehrt sich ihre Spann- und Widerstandskraft.“ [1]) Dann entsteht durch das auch in der geistigen Welt gültige Gesetz der Pendelschwingungen nur zu leicht das Verfallen in das entgegengesetzte Extrem, wonach die bisher unterdrückte Wissenschaft ihr Haupt zu stolz erhebt, nichts Anderes neben sich anerkennen will, und, wenn sie sich des weltlichen Arms versichert hat, ihrerseits maßlos ihr Bewegungsprincip geltend macht, bis auch hier wieder das Extrem seinen Gegensatz hervorruft, und die Nemesis wiederum ihr Amt verwaltet! Dieß lehrt und bestätigt die neuere Geschichte der Schweiz (und nicht

1) Rehberg.

diese allein!), namentlich die Geschichte der Volksbewegungen des J. 1830, und ihrer Folgen, welche alle bis auf die allerneuste eigentlich nur durch die angedeuteten Fehler und die Stabilitätsmanie der Restaurationsregierungen hervorgerufen wurden, „die nicht begreifen konnten, daß sich die Zeiten geändert hatten, — was freilich die Gewalthaber so selten begreifen können." [1])

IV.

Die Volksbewegungen von 1830 und die Regeneration von 1831.

„In der ganzen politischen und moralischen Lage der Menschheit ist, wie in der Natur, unaufhörliche Bewegung; wer nicht vorwärts dringt, der geräth hinter sich. Periodischer Verbesserungen sind daher alle Anstalten der Menschen bedürftig; aber die bestgemeinte darf nicht einseitig, noch weniger gewaltthätig seyn."

Joh. Müller.

Es ist eine nicht richtige, obwohl ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß die Volksbewegungen in der Schweiz im J. 1830 und die Umgestaltungen der Verfassungen eigentlich eine Folge oder Rückschlag der Französischen Julirevolution seien. Im Gegentheil steht fest, daß schon früher in mehreren Cantonen po-

1) Schlosser, a. a. O. I, 200.

litische Reformen angebaut wurden, wie es auch bei der Unvolksthümlichkeit der Restaurationsregierung und dem hierdurch nothwendig hervorgerufenen Oppositionsgeiste des Volkes nicht anders zu erwarten war. Auf der andern Seite ist aber allerdings nicht zu leugnen, daß die Julirevolution und die bald darauf folgende Belgische einen großen Einfluß sowohl auf die zeitigere und allgemeinere Hervorrufung der Schweizerischen Volksbewegung, als auch auf die ganze Richtung derselben hatte. Auch darin zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung, daß in der Schweizerischen wie in der Französischen die inmittelst frei gewordene Presse eine Hauptrolle spielte. Schon im J. 1828 zählte die Schweiz über 20, mit Anfang des folgenden Jahrs über 30 Zeitschriften, und bald war diese Anzahl mehr als verdoppelt. [1]) Die Verhandlungen der großen Räthe, namentlich von Waadt, Zürich, Lucern, St. Gallen &c. gingen auf diese Weise zur Kenntniß des Schweizer Volkes über, und ein anderer Geist begann sich zu regen.

Zuerst schritt im J. 1829 der Canton Lucern zu Verbesserungen seiner Grundgesetze, jedoch mit

---

[1]) Zschokke in d. cit. Abhandl. S. 33.

vieler Umsicht und Schüchternheit. Zürich, ohne die Verfassung selber zu berühren, erweiterte den Spielraum seiner gesetzgebenden Behörde; sein großer Rath, bisher ebenfalls wie in den andern Cantonen von dem kleinen Rathe (der vollziehenden und jener verfassungsmäßig eigentlich untergeordneten Behörde) bevormundet, erkannte jetzt seine Stellung besser, wußte ihr Ansehen zu verschaffen und machte auf allmäligem, aber darum nur um so sichererm Wege Fortschritte im Interesse der Bildung und der Freiheit. [1]) Bald begann auch der Canton Waadt im Anfange des J. 1830 behutsam mit der Reform seines Staatsgebäudes. Kräftiger aber, in gleicher Zeit, erhob sich das Volk des Cantons Tessin zur Umgestaltung des im J. 1814 gewaltsamer Weise aufgezwungenen Grundgesetzes. In eben diesem Canton war das schamlose Treiben der Machthaber das Empörendste gewesen; der Name des Landammanns Quadri sogar zum Schimpfwort geworden. [2]) Gleich nach dem Ausbruch der Julirevolution ward jedoch der Ruf des Volks um Reformen allgemeiner, lauter, und endlich ungestümer, weil man

---

1) Ranke Zeitschr. a. a. O. S. 595.

2) Zschokke in d. cit. Abhandl. S. 34.

mit der Staatsumwälzung Frankreichs die Kette der heiligen Allianz gesprengt glaubte, welche seit 1814 die Europäischen Nationen in stummer Furcht gefesselt hielt. Schon am 12. September versammelten sich zu Lenzburg 30 achtbare Bürger des Aargaues, ihrem gesetzgebenden Rathe ehrfurchtsvolle Bitten um die längst gewünschten Verbesserungen des Staatsgrundgesetzes einzureichen; sieben Tage später für gleichen Zweck Bürger des Cantons Basel zu Liestal; ebenso die Züricher auf der Bocken. Bald folgte allgemeine Bewegung im Volke zwischen Jura und Alpen. Bürgerversammlungen von mehreren Tausenden wurden zu Uster, Bubendorf, Weinfelden im Thurgau, Wohlenschweil im Aargau, zu Olten und Ballstall im Canton Solothurn, in der Krone an der Wies zwischen Wattwyl und Cappel im Canton St. Gallen, späterhin zu Münsingen im Canton Bern und andern Orten gehalten, den Regierungen darzuthun, die frühern Bitten und Wünsche von Einzelnen seien Wünsche und Bitten des ganzen Volkes. Auch in Einsiedeln ward der Volksruf gegen Schwyz, in Murten gegen Freiburg, in den Cantonen St. Gallen, Waadt, Schaffhausen wiederholt. Selbst in Appenzell außer Rhoden mahnten vaterländische Männer an die Mängel des alterthümlichen Landbuchs.

Die Schilderung des fernern Hergangs bei dieser „Regeneration" der Schweiz kann hier natürlich nicht gegeben werden; wir müssen uns nur auf diejenigen Hauptmomente beschränken, die zum Verständniß der neuesten Ereignisse in Zürich von besonderer Bedeutung sind.

Im Allgemeinen muß man zugestehen, daß bei dieser Umgestaltung, mit Ausnahme der Cantone Basel und Neuenburg, keine eigentlichen Gewaltthaten vorkamen und kein unmittelbarer Umsturz der Regierungen Statt fand, so daß in sofern allerdings der strenge Begriff des Wortes „Revolution" hierauf nicht paßt. Man hat in dieser Hinsicht dem Schweizerischen Volke ein unbedingtes Lob ertheilt, welches dasselbe auch in Vergleich mit andern Nationen wegen seiner dabei bewiesenen Mäßigung im Ganzen gewiß verdient[1]). Allein in Beziehung auf ihr bewegendes Princip war diese „Regeneration" allerdings eine einseitige und gewaltthätige, mithin als „Revolution" zu bezeichnen, was sich deutlich selbst in der des Cantons Zürich zeigte, bei welcher dieß übrigens vergleichungsweise noch am wenigsten der Fall war.

1) Zschokke, in der angef. Abhdlg. S. 42.

Sieyes soll gesagt haben: „die Revolution war im Anfange eine schöne Sache, aber schlechte Menschen haben sich später hineingemischt." Dagegen ist bemerkt worden [1]), daß, wenn man auch den hierin ausgedrückten Gegensatz zwischen dem minder bedenklichen Anfang und der so furchtbaren Entwicklung im Allgemeinen zugeben wollte, doch nicht ein innerer Zusammenhang zwischen beiden zu leugnen sei, weil in den revolutionären Bewegungen gleich von Anfang an ein destructives Princip lag, das mit allgemeiner Zerstörung drohte, und dem man seinen Lauf ließ, so daß es emporkam und einen furchtbaren Brand in Frankreich und ganz Europa entzündete. „Eben hierdurch unterscheiden sich die modernen Umwälzungen von Allem, was man früherhin Revolution genannt hat. Sie betreffen nicht allein Dynastieen und Regierungsformen; sie greifen alles Bestehende an, sie bedrohen jede Existenz; sie kennen kein Ziel, nirgend halten sie an, und in unaufhörlicher Bewegung greifen sie immerfort ihre eigenen Hervorbringungen an!"

---

1) In einem Aufsatze in Rankes Zeitschrift „über die Kammer von 1815" (1832 I, S. 525.)

In dieser Behauptung ist eine große und sehr zu beherzigende Wahrheit enthalten, die auch durch die neueste Geschichte der Schweiz ihre vollste Bestätigung erhalten hat. Diesen wahrhaft dämonisch wirkenden destructiven Character erhielt jene Revolution durch das von ihr im vollsten Umfange geltend gemachte Princip, die Massen und deren Leidenschaften aufzuwühlen, diese für das Volk zu erklären, den Glauben an jede Art von Autorität zu erschüttern und möglichst auszurotten, eine eigentliche Spaltung oder contradictatorischen Gegensatz zwischen Volk und Regierung aufzustellen und dieses Alles so zu sagen in ein System zu bringen, durch jenes unselige Dogma der Volkssouveränität und seine gefährlichen Consequenzen! Wir kommen später auf diesen Punct noch zurück und bemerken hier nur noch, daß in der Schweiz bei der Vorbereitung der Regeneration alle diese politischen Fehler zum Vorschein kamen, namentlich durch Zusammenberufungen und Zusammenrottirungen von Volkshaufen, von denen man Beschlüsse fassen ließ und deren Willen die gesetzlichen Gewalten unterworfen wurden; später wurde dann auch in den neuen Verfassungen die Volkssouveränität im vollsten Sinne oder Umfange als Basis anerkannt, ein Princip, welches

zwar für sog. republicanische oder democratische Staaten das natürlichste zu seyn scheint, aber gerade in diesen, wie es gewöhnlich mißverstanden und gemißbraucht wird, doppelt gefährlich ist.

Hiernach war es offenbar ganz angemessen, wenn diejenigen, welche das Verderbliche der politischen Lehren des Französischen Liberalismus erkannten und ihre Verbreitung in der Schweiz zu hemmen bemüht waren, das Uebel an der Wurzel angriffen, indem sie das Falsche und Gefährliche jener Volkssouveränität bekämpften. Namentlich that dieß vor Allen D. Bluntschli; derselbe, der in der neuesten Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hat und als die Seele der gegenwärtigen Regierung gilt. Bereits im J. 1830 erschien von ihm eine kleine, aber sehr gehaltvolle Schrift unter dem Titel: „das Volk und der Souverän", in welcher er, ein ächter Schüler der historischen Schule Savignys und ganz im Geiste eines Justus Möser, seine Landsleute mit den richtigern Ansichten über Souveränität und Staatsverfassung bekannt zu machen suchte; wobei er übrigens dem ächten Liberalismus und namentlich dem Repräsentativsystem das Wort redete. [1])

---

1) Es ist unbegreiflich, wie noch ganz kürzlich (Leipz.

Diese Bekämpfung jener falschen Richtung setzte Bluntschli auch in dem gediegenen Aufsatze in Ran=

Allg. Zeit. Nr. 292. Beil. zum 19. Oct.) ein übrigens dem Anschein nach Wohlunterrichteter und Sachkundiger in einem Aufsatze, „zum Verständniß der Züricher Revol. von 1839", behaupten konnte, der Grund von Bluntschlis feindlicher Stellung zur neuern Zeit möchte wohl darin liegen, „daß durch den Grundsatz der Gewerbefreiheit, welchen die Regeneration aufstellte, seiner Familie eine bedeutende öconomische Schädigung zugefügt ward", und wenn es gleich darauf von der genannten Broschüre Bluntschlis heißt, sie sei unklar und von Haller, Leo und zum Theil Niebuhr geborgt. Die erstere Insinuation ist an sich ganz unwürdig, und wenn sie der Anonymus nicht verbürgen konnte, so mußte er ganz davon schweigen. Wer wirklich Bluntschlis Schrift gelesen, wird sicher finden, daß derselbe darin nur seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung gefolgt ist, sowie daß es derselben nicht im Geringsten an Klarheit mangelt. Der gemachte Vorwurf des Plagiats ist vollends ganz lächerlich. Haller ist bekanntlich der ärgste Gegner des Constitutionalismus und ächten Liberalismus, den B. vertheidigt; B. schrieb ferner im Herbst 1830, Niebuhrs bekannte Aeußerung ward erst im Frühjahre 1831 veröffentlicht, und Leos „naturwüchsige" Staatslehre erschien gar erst 1835!

kes hist. pol. Zeitschrift fort, welcher eine ausführliche Darstellung der Revolution von Zürich im J. 1830 enthält, auf deren Hauptpuncte wir gleich näher kommen werden. Wir bemerken nur erst noch, daß sich in der früher genannten Schrift beiläufig eine Schilderung findet, auf welche Weise die Regeneration des Thurgaus eingeleitet wurde, und deren wir deßhalb besonders gedenken, weil sie zeigt, daß schon vor neun Jahren ein Pfarrer als Volksführer die Hauptrolle in einer Sache spielte, die doch rein politischer Natur war. Daher man sich um so weniger wundern darf, in der neuesten Revolution, bei der das religiös-kirchliche Interesse die Hauptsache, ähnlichen Erscheinungen zu begegnen.[1])

1) „Im Thurgau erscholl Bornhausers (Pfarrers in Mazingen) Stimme mächtig; er erhob ein Zetergeschrei über Unterdrückung und Knechtschaft, und rief zur Freiheit und Gleichheit auf. Die Menge hörte ihn staunend, bewunderte ihn, vergötterte ihn. Seine Begeisterung erwärmte sie, sein Schwindel verwirrte sie. Verblendet fluchten sie der Regierung, höhnten sie den großen Rath. Es erhoben sich gegen das wilde Treiben manche kräftige und besonnene Männer, und sprachen von Freiheit und Ordnung. Aber ihre Rede verhallte ungehört von der Menge. In hei-

In Zürich war, wie Bluntschli [1]) gezeigt, das wichtigste Element, welches die Revolution von 1831 vor-

ßem Taumel verehrten sie nur den „Pfarrer Landammann", und glaubten feurig an den neuen Propheten. Und wer ist er denn, dieser Volksheld, der nach Gefallen Verfassungen niederreißt und neue aufbaut? Ist er ein reifer, durch jahrelanges Geschäftsleben gebildeter Staatsmann? Oder ist er ein Rechtskundiger, dem gründliche Studien und wissenschaftliche Einsichten das Recht geben, auf so hochwichtige Angelegenheiten mit solcher Bestimmtheit einzuwirken? Oder ist Bornhauser ein übermächtiges Genie, das mit Seherblick das Verderben eines Landes erkennt, und zugleich die Heilmittel und Zauberkräfte schafft zu seiner Genesung? Nichts von alle dem. Bornhauser ist seinem Stande nach ein Pfarrer. Ob es in der Stellung eines Pfarrers liege, den Sturmmarsch zu trommeln und das Schlachtgeschrei zu erheben, oder vielmehr Ruhe, Frieden, Mäßigung zu predigen, lasse ich ununtersucht. Ein Pfarrer könnte aber immerhin zugleich noch vortreffliche politische Einsichten haben. Als Bürger hat er das Recht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Doch Bornhauser gehört nicht zu diesen. Seine Schrift über die Verbesserung der Thurgauischen Staatsverfassung ist in wissenschaftlicher Hin-

1) Rankes Zeitschrift a. a. O. S. 595.

bereitete, der Gegensatz von Stadt und Land.[1]) Die Hauptstadt, früher Beherrscherin des gesammten Gebietes, welches sie theils erobert, theils durch Vertrag an sich gebracht, hatte diese Herrschaft durch die erste Revolution und durch die Mediationsacte für immer verloren. Im J. 1814 wirkte die Restauration zu ihren Gunsten, ungeachtet sie das alte unhaltbare Verhältniß nicht wieder herstellte; und in dem großen Rathe von 212 Gliedern saßen von da an 130 Städter, die großentheils auf dem Wege der Selbstergänzung gewählt wurden. Die Oberamteien auf dem Lande,

sicht ganz gehaltlos; sie verräth fast auf jeder Seite den Pfuscher in diesem Gebiete des Wissens. Dagegen ist ihre Sprache kühn und gewandt. Begeisterung verleiht ihr Wärme; rednerischer Prunk giebt ihr Glanz. Dieses schwärmerische Feuer und diese hochtrabenden Phrasen, der muthige Trotz gegen alles Bestehende, der laute Tadel des Vorhandenen, der süß duftende Weihrauch, durch den er der Weisheit und Kraft des Volkes huldigte, umnebelte und verblendete die entzückte Menge und riß sie unwiderstehlich fort."

1) Vgl. Rankes Zeitschrift a. a. O. S. 595; aus welcher trefflichen Darstellung wir die Hauptmomente entlehnen.

sowie die höhern Staatsstellen waren meist mit Städtern besetzt. Im Gegensatze hierzu war das Land an Bevölkerung und physischen Kräften in jeder Hinsicht größer und mächtiger. Zumal in den schönen Dörfern am Zürichsee wohnten viele reiche und angesehene Kaufleute, welche die Zurücksetzung der Landbürger nur mit Mißmuth ertrugen, und sich und ihre Söhne für nicht weniger regimentsfähig hielten, als die Städter. Alter Groll, zum Theil auf historischen Gründen beruhend, wirkte fort, und gesellte sich zu dem Mißbehagen, daß der Vorzug der Stadt, mit welcher der Zürichsee in Reichthum und äußerem Ansehen zu wetteifern begonnen, noch immer allgemein anerkannt war. Die Ansprüche und Neigungen seiner Bewohner zum Liberalismus steigerten sich durch die halbe, großentheils aus Frankreich geholte Bildung vieler Madatore, den unter Kaufleuten allgemeinen Sinn für das Weltbürgerthum, und das Gefühl, daß die Masse in ihren Dörfern ihnen theils ergeben, theils vollständig von ihnen abhängig sei.

Ein anderes Element war die innere Schwäche der Regierung, oder deren Mangel einer festen, auf sichern Grundsätzen beruhenden Handlungsweise. Hervorgegangen aus dem Schooße einiger angesehenen Fami=

lien, die, obgleich man in Zürich kein eigentliches Patriziat kannte, doch augenscheinlich bei der Besetzung aller höhern Staatsstellen bevorzugt wurden, gehörte sie eigentlich noch dem 18. Jahrhundert an und ward dem Schlendrian des ancien régime ergeben; übrigens im Ganzen wohlmeinend und sorgsam in ihrer Art für das, was sie für das Gemeinbeste hielt. Daß sie die Wissenschaft nicht schätzte, ist schon früher (S. 312.) bemerkt worden und muß hier besonders um deßwillen wieder erwähnt werden, weil die Oppositionspartei, die sich allmälig gegen sie gebildet hatte, und in der Stadt Zürich vorzugsweise aus jungen, kräftigen Männern bestand, die sich auf Deutschen Universitäten gründlich gebildet hatten — weil diese Opposition gerade diese Unwissenschaftlichkeit der Regierung zunächst und hauptsächlich angriff. Die Glieder dieser Partei kann man in sofern die Doctrinärs Zürichs nennen, und es ist bekannt, daß zu ihnen die ausgezeichnetsten Männer gehörten, die durch literarische Thätigkeit damals noch im Sinn des Systems der Reformen äußerst wirksam waren; wie namentlich Rüscheler, Ferd. Meyer, Melchior Hirzel, Keller, Ulrich, und Finsler.

Bereits in der Mitte Octobers 1830 traten 31

Mitglieder des großen Rathes, ausschließlich Bürger der Landschaft, in Uster zusammen, richteten ein in gemäßigter Sprache abgefaßtes Memorial an die Regierung oder den kleinern Rath und verlangten Zusammenberufung des großen Raths, um eine Revision der Verfassung hauptsächlich mit Rücksicht auf eine stärkere Repräsentation der Landschaft einzuleiten. In der hierdurch herbeigeführten Sitzung des großen Raths im Anfange November standen sich die drei Parteien des kleinen Raths (die sog. Alten), die der sog. Jüngern (wozu namentlich Mitglieder der erwähnten Doctrinärs gehörten) und die der Landschaft oder die XXXI von Uster entgegen. Der kleine Rath suchte die letztgenannte Partei zu gewinnen, um die zweite zu besiegen, da ihm die „Bauern" weniger verhaßt waren, als die „Gelehrten". Lange war der Entscheid zweifelhaft; bis Hirzel, damals Oberamtmann, jetzt Bürgermeister, durch List und Entschlossenheit den Bund der Alten mit den XXXI zu trennen wußte. Fast einstimmig beschloß nun der große Rath, vorerst sollten die Repräsentationsverhältnisse berathen, zugleich aber der kleine Rath beauftragt werden, die ganze Verfassung einer Revision zu unterwerfen und Anträge zu Modificationen vorzubringen. Unter dem Vorsitze Usteris arbeitete nun eine gemischte Com-

mission von 21 Mitgliedern daran, die Ansprüche des Landes um vermehrte Repräsentation mit dem Interesse der Stadt und dem Bedürfnisse des Cantons in Einklang zu bringen. Einstimmig trug sie darauf an: Die Hauptstadt soll mit der Stadt Winterthur, welche früher immer zur Landschaft gerechnet worden war, 106, die übrige Landschaft ebenfalls 106 Mitglieder in der höchsten Behörde erhalten; oder anders ausgedrückt: die Landschaft mit Winterthur durch 120, die Stadt Zürich durch 92 Mitglieder repräsentirt werden.

Dieser Vorschlag war im Ganzen zweckmäßig, indem einerseits auf die historischen Rechte der Hauptstadt und ihre ungleich höhere Bildung Rücksicht genommen war, und andererseits die Landschaft kein Uebergewicht jener mehr zu fürchten hatte. Aber schon war auch das niedrige Volk durch die Zeitungen und demagogische Umtriebe zu sehr aufgeregt worden, so daß jener Vorschlag nicht mehr genügte und auf dem Lande mit Unwillen aufgenommen wurde, welches gegen die Städter durch eine bedeutende Mehrheit der Stimmen gesichert seyn und sofort eine Erneuerung des großen Raths wollte. Nach dem Vorbilde des benachbarten Thurgaus wurde von einem in Stäfa versammelten Ausschusse der feurigsten Bewegungsmänner (der

Oberst Brändli soll diesen Gedanken zuerst gefaßt haben) dieselbe Maßregel als das wirksamste Mittel, Alles durchzusetzen, beschlossen, und durch lithographirte Zettel wurden alle „freien Züricher Landleute" auf den 22. Nov. zu einer Versammlung nach Uster eingeladen.

Diese Versammlung war nicht nur der eigentliche erste Act der damaligen Revolution, sondern auch das Vorspiel von der dießjährigen. Daher es durchaus nöthig ist, die Kunde von derselben, welche Augenzeugen gegeben haben [1]), hier einzuschalten.

Aus allen Gegenden des Cantons zogen ganze Schaaren von Landleuten die Wege daher, um in dem durch Fabriksthätigkeit bekannten Dorfe Uster zusammenzutreffen. Je mehr sich Bekannte und Unbekannte trafen, im Gefühl Eines Sinnes, desto heller erglänzte frische Heiterkeit auf den Gesichtern, desto freudiger und traulicher waren die Begrüßungen. Die Gegenwart vieler Winterthurer, welche die ihnen angebotene Stimmenzahl von der Hand zu weisen und zum Lande zu halten erklärten, erhöhte die Stimmung. Das Kraftgefühl, welches sich in jeder großen Versammlung entwickelt, wenn sie von Einem Geiste und nach Einer Richtung hin ge-

1) Rankes Zeitschr. S. 603.

trieben wird, wirkte auch hier, verbunden mit der Neuheit und Kühnheit der Sache selbst, und es entstand eine allgemeine Begeisterung. Auch die Menge ist dieser in außergewöhnlichen Fällen fähig, und es treten die Leidenschaften des Tages zurück, während die Brust für höhere Genüsse glüht. Aber diese Begeisterung hält nicht lange an; die rohen sinnlichen Triebe, Neigungen, Leidenschaften kehren mit erneuerten Kräften nur um so heftiger wieder.

Es waren bei 10,000 Menschen in Uster versammelt, durchweg Landleute, und kaum Einer wußte, wer die Committirten seien, welche ihn hierher berufen, noch wer die Versammlung leiten werde. Vergebens fragte man nach den Angesehenen vom See; sie waren nicht zugegen. Auf der Rednerbühne, welche auf einer kleinen Erhöhung des Bodens angebracht war, zeigten sich fünf, großentheils unbekannte Männer. [1]) Ringsum stand das Volk, und während die Redner sprachen, horchte die Menge, den Hut in der Hand, neugierig und andächtig ihren Worten. Zuerst trat Gujer von Bauma hervor, ein großer Mann, mit feurigen Augen und von jugendlicher Kraft. Dem Volke war es bisher nur als der „kluge Müller" bekannt. Er lebte früher eingezogen, galt für einen Separatisten, und bildete neben seinen

1) Einige, welche sich zuvor als Redner angeboten hatten, waren theils aus Furcht, theils aus Scheu vorher noch zurückgetreten. Auch den erschienenen Führern war es unheimlich zu Muthe.

öconomischen Geschäften im Stillen auch den Geist durch eifrige Uebungen im Schreiben sowohl, als durch wissenschaftliche Versuche, besonders in der Mathematik. Seine damalige Rede freilich hatte wenig Eigenthümliches; sie beschäftigte sich mit den Gemeinplätzen der Tagespolitik, versprach dem Volke Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen, und erregte so rauschenden Beifall. Dabei ermahnte er allerdings zur Besonnenheit und warnte vor Excessen; aber er wußte nicht, wie vergeblich diese Ermahnung sei, nachdem man zuvor die Leidenschaften losgelassen. Gehaltener und geschraubter sprach der Arzt Dr. Hegetschweiler von Stäfa, und suchte die den Zuhörern fremden Begriffe von Freiheit und volksthümlichen Verfassungen zu entwickeln. Stumm und staunend hörte man ihm zu; aber lebhafter Beifall wurde dem Redner Steffan von Wädenschweil, einem überspannten Kopfe, zugerufen, der die eigentlichen Treffer vor das Volk brachte, die Einführung einer Vermögenssteuer für die Reichen, Abschaffung der die Armen drückenden indirecten Abgaben, Heruntersetzung des Zinsfußes auf 4 Proc. Dabei machte er theatralische, heftige Geberden, und sprach viel von Religion, um die Menge zu rühren. Nur mit Mühe und nicht ohne Drohungen konnte ihn Gujer abhalten, noch weiter zu gehen in der Ecstase. Und nun erscholl es im Volke: Fort mit den Webereien! Fort mit den Seidenspinnereien! Neue Behörden! Einen neuen großen Rath! Keine Abgaben mehr! und was Alles die wilde Begierde wünschte. Klug suchte

Gujer für den Augenblick zu beschwichtigen, indem er versprach, es sollte Alles berücksichtigt werden. [1]).

Ohne weitere Discussion beschloß die Versammlung durch offenes einstimmiges Handmehr eine Petition an den großen Rath zu richten, in die sämmtliche zum Voraus gedruckte Wünsche, deren Sinn die Meisten nicht kannten, aufgenommen wurden. Die wichtigsten derselben waren: Die Repräsentation im großen Rath soll zu ⅔ dem Lande und nur zu ⅓ der Stadt zukommen; die Wahlen der Grosräthe sollen zu ⅝ durch das Volk in den Zünften geschehen und höchstens ⅙ indirect gewählt werden; Trennung der Gewalten im Staate durch alle Stufen; Preßfreiheit; Petitionsrecht; freie Wahl der untern Behörden durch die Gemeinden; Abschaffung mehrerer indirecten Abgaben; zuletzt auch Verbesserung des Schulwesens.

„Die Menge kehrte auf solche Weise fanatisirt nach Hause, fest entschlossen, die wichtigsten Wünsche, vor allen die geforderte Repräsentation nöthigen Falls mit Gewalt durchzusetzen. Jeder theilte seine Hoffnungen

---

1) Wenn man dieß Alles erwägt, so erklärt sich sehr sehr natürlich, wie bei der diesjährigen Revolution der Antrag auf Amnestie der Brandstifter von Uster im J. 1832 gemacht wurde, indem man dieselben als Opfer politischer Irrlehren bezeichnete. Hätten 1830 die Volksführer den Massen nicht versprochen, alle ihre Wünsche zu berücksichtigen, so würde diese Anzündung der Fabrikgebäude in Uster zwei Jahre darauf gewiß nicht Statt gefunden haben.

und seine Begierden den zu Hause gebliebenen Bekannten mit; das ganze Land war aufs Aeußerste gespannt."

Nicht weniger merkwürdig und ebenfalls als Vorspiel anzusehen ist die Schilderung, wie damals der große Rath sich zum letzten Male versammelte, um seine eigene Auflösung zu beschließen. [1])

„Die Petition, oder vielmehr das Gebot von Uster wurde vorgelegt, und einmüthig setzte der große Rath fest, es sollen die Mitglieder des alten großen Rathes sofort abtreten und ein neuer an dessen Stelle gewählt werden, zu ⅔ aus Landbürgern, zu ⅓ aus Stadtbürgern bestehend (⅚ durch die Zünfte, und nur ⅙ indirect Gewählte). Auch die Form des Beschlusses war schmählich [2]). An Widerstand war freilich jetzt nicht mehr zu denken; denn vergeblich hätte man sich nach Waffen dazu umgesehen. Der große Rath mußte der Gewalt, die von allen Seiten ihm drohte, weichen; aber er hätte zeigen sollen, daß er nur dieser weiche. Statt dessen fügte er, der die Interessen des ganzen Landes zu vertreten hatte, dem allein das Recht zustand, durch seinen freien Willen, in Folge allseitiger Berathung,

---

1) Rankes Zeitschrift S. 607.

2) Der ebenso geistreiche, als originelle Oberamtmann Escher von Grüningen legte damals, den Sitzungssaal im Unwillen verlassend, seine Stelle nieder, da die Freiheit des Willens aufgehört habe.

Gesetze zu erlassen und Verfassungsänderungen vorzunehmen, sich ohne Widerrede, ohne Rüge des revolutionären Treibens, unwürdig zagend, dem Willen, den ein aus einseitigen Elementen zusammengesetzter Volkshaufe, bei welchem die Stadt und ihre Interessen nicht nur keinen Verfechter, sondern nicht einmal ein Mitglied zählte, von einigen Volksführern geleitet, die sich selbst ohne Befugniß aufgeworfen hatten, in ungesetzlicher Versammlung ausgesprochen hatte. Und gerade die, um deren Regiment es sich zunächst handelte, zeigten sich als die Zaghaftesten.

„Nur Wenige wagten es (nach Hirzels Antrage), gegen die schnelle schmähliche Auflösung zu protestiren; unter diesen Wenigen war damals auch noch Keller. — —

„So war der erste wichtige Schritt gegen das bestehende Recht im Sinne der Revolution gewagt und im vollsten Maße gelungen. Die Scheu davor, als vor etwas Verderblichem und Verbrecherischem, welche vorher besonders die Angesehenern und Besseren unter den Führern zurückgehalten hatte, und die selbst unmittelbar nach der That noch von Vielen wenigstens leise, und unter den Freunden geäußert wurde, verschwand immer mehr. Kaum durfte Einer das Geschehene mißbilligen; es wurde vielmehr immer lauter und immer lebhafter als Anfang der Freiheit und als eine herrliche Erscheinung gepriesen. Die Masse fühlte ihre Kraft und forderte immer ungestümer und trotziger. Kühne und gewandte Führer bemächtigten sich derselben und lenkten

die rohe Kraft entschieden gegen die Stadt und deren Einfluß, als den eigentlichen Feind aller freieren Bestrebungen; und schnell vergessen war es, daß das wahre freisinnige Leben in der Stadt begonnen, und dort seinen noch immer festen Stammsitz hatte."

Es kann hier nicht der fernere Verlauf der Dinge in Hinsicht auf die neue Verfassung angegeben werden; wir verweisen auf Bluntschlis schon öfters citirte Abhandlung, die derselbe mit folgenden Worten schließt, die um so merkwürdiger sind, als in ihnen schon damals (und zwar ehe an einen Dr. Strauß gedacht werden konnte) die dießjährige Catastrophe gewissermaßen vorausgesagt, und an den alten Spruch:

discite *justitiam* moniti, nec spernere *Divos*!

(durch dessen Beherzigung dieselbe wohl hätte vermieden werden können), so dringend gemahnt worden ist.

„Vergleicht man aufmerksam diesen Zustand, wie er gegenwärtig durch die Revolution herbeigeführt wurde, und dessen Früchte überdieß troß des Treibens noch nicht einmal gereift sind, mit dem Zustande der letzten Zeit vor der Revolution, so wurde unstreitig Vieles, was man damals mit großer Anstrengung zu erkämpfen suchte, nunmehr leicht und gleichsam spielend erworben; viele Vorurtheile sind gestört, Mißbräuche abgeschafft, heilsame Einrichtungen möglich gemacht. Aber zugleich haben sich, weil man den Weg ruhigen und be-

sonnenen Fortschreitens verließ und die Massen aufregte, die Begierden und Leidenschaften eingedrängt; es sind neue Mißbräuche, neue, heftigere Vorurtheile und neben den guten auch innerlich faule und verderbliche Institutionen geschaffen, die Entzweiungen im Innern erweitert und beinahe unheilbar gemacht, eine Menge wichtiger Interessen schonungslos zertreten — der für die Ruhe jedes Staates unentbehrliche Glaube an Autorität und Sinn für Gehorsam ist erschüttert, und der Staat seinem Verfalle und seiner Auflösung entgegen geführt worden. Das Gute, was erreicht wurde, lag bereits mehr oder weniger entwickelt in den immer kräftigeren Bestrebungen der früheren Reform. Es hätte sich nach und nach fester ausgebildet; und wenn auch lange Jahre darüber hingegangen wären, nur um so sicherer und unzerstörbarer hätte es sich geltend gemacht. Dabei wären die großen Nachtheile der Revolution, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil unterblieben, und ein gesunder, kräftiger Organismus hätte sich allmälig entwickeln können, während wir jetzt der Revolution ein krankhaftes Leben, welches einzig durch die Anstrengungen und Einsichten der Häupter von neuem, baldigem Tode gerettet werden kann, zu verdanken haben.

„Endlich müssen wir noch einer Erscheinung erwähnen, welche weit wichtiger ist, als die Meisten bei uns ahnen, und die vielleicht in der Zukunft dem gegenwärtigen System einen für dasselbe lebensgefährli-

chen Kampf eröffnen und die Kräfte dafür aus sich liefern wird, nämlich der Kirche und des Kirchlichen. Der neue Geist, dessen Wesen Verneinung und flache Verstandesrichtung ist, die alles Alte, Wurzelhafte, Organische zersetzt, ist ein natürlicher und geschworener Feind der Kirche, in welcher er Aberglauben und Mysticismus, beide vermengend, erblickt. Die Geistlichen, welche eben vor der Menge durch Bildung und religiösen Sinn hervorragen, und als Lehrer und Erbauer wirken, sind ihm Aristocraten, welche das Volk bevogten wollen und sich vermessen, der Gleichheit Aller zu widerstreben. So war auch bei uns die Bewegung ganz vorzüglich dahin gerichtet, die Kirche, die man mißtrauisch ansah, und welche kurz vor der Revolution angefangen hatte, ein regsameres und frischeres Leben zu begründen, so sehr möglich zu beschränken, die Geistlichen, die ihrem Berufe nach vorzugsweise die Träger der religiösen Bildung sind, und unter denen sich namentlich die jüngern durch Eifer für ihren Wirkungskreis und christlichen Sinn auszeichnen, zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung als Feinde der Freiheit zu verketzern. An die Stelle der Religion sollte eine flache Ansicht von Moralität treten. In diesem Sinne namentlich soll die Schule, auch die untere Volksschule, deren natürliche Basis die Kirche ist, von dieser, wie man sich ausdrückt, emancipirt, und der Schulmeister dem Pfarrer wenigstens gleich gestellt werden. Hier aber fragt es sich, ob der Kampf, wenn er

auch für einmal zu Gunsten des herrschenden Liberalismus entschieden wird, nicht vielleicht in andern günstigen Zeiten erneuert werden, und durch die ächter Moralität und dem Glauben inwohnende Ausdauer und Aufopferung, durch den Geist unseres Volks, das die Leichtfertigkeit der Nordfranzosen nicht theilt, und für welches die Religion Bedürfniß ist, durch allgemeine vorherige Nationalleiden, welche die Selbstsucht und den eiteln Hochmuth mürbe machen, und durch Verbündung mit den am Rechte streng haltenden und mäßigen Männern sich für die Kirche und das Recht siegreich enden wird!"

(Der zweite Artikel im nächsten Hefte.)

December 1839.

1.

Blick auf die Revolutionen der Schweiz in der neuesten Zeit überhaupt, und auf die Züricher vom 6. September dieses Jahres insbesondere.

Zweiter Artikel.

V.

Die Revolution vom 6. Sept. d. J., ihre wahren Ursachen und ihre theils schon entwickelten, theils möglichen Folgen.

„Das ist die Gegenrevolution, eine erlaubte, die allein rechte, die nothwendige, welche nicht Personen und Formen, sondern das Eine Wesentliche zum Gegenstande hat: die enge, niedrige Denkungsart, welche über eine Familie oder eine Zunft den Nutzen der Stadt, über Vorrechte der Stadt das Wohl des Cantons, und über dieses den Flor und die Ehre der Eidgenossenschaft aus den Augen setzt, endlich doch in den vaterländischen Gemeinsinn umzugestalten, ohne den alle Eidgenossenschaft unmöglich, ohne welchen wir kein Volk, allem Hohn, aller Aufhetzung und jeder Form der Ausplünderung von allen Seiten preisgegeben sind.“

Joh. Müller.

(Vorrede z. IV. Th. s. Schw. Gesch.)

Sowie es gewiß ist, daß die Revolution von 1830 hauptsächlich aus dem Gegensatz zwischen Stadt und Landschaft und aus der Schwäche der damaligen Regierung hervorging, ebenso unleugbar muß man die erste Ursache der dießjährigen Revolution [1]) in dem unverhältnißmäßigen Uebergewicht der Landschaft und in der zu großen Energie der neuen, die Principien des Radicalismus geltend machenden Regierung suchen.

Was den erstern Punct betrifft, so war durch die Regeneration von 1831 die Einheit oder Einigung im Innern der beiden Hauptbestandtheile des Cantons so wenig erreicht, daß sich vielmehr theils durch die Verfassung selbst, theils in noch weit höherem Grade durch die darauf folgenden Ereignisse der Gegensatz zwischen Stadt und Land immer schroffer ausbildete. Bereits im J. 1832 hatte sich in der Stadt eine tüchtige und kräftige Opposition gegen die neue Regierung gebildet, und zwar gerade aus einem Theil jener Männer, welche vor der

---

1) Das Factum selbst können wir wohl als genug bekannt voraussetzen; übrigens sind in der Beilage A und B das amtliche Bulletin v. 7. Sept. und die Proclamationen der provisorischen Regierung mitgetheilt.

Revolution dem alten System abhold, sich für die Reform entschieden hatten, wie Ferd. Meyer, Oberrichter Ulrich, Dr. Finsler und Andere, unter denen Professor Bluntschli ohne Zweifel die ausgezeichnetste Stelle einnimmt und am meisten gewirkt hat. Die Stadt betrachtete sich natürlich seit der Revolution als unterdrückten und unaufhörlich angefeindeten Theil, sowie die Landschaft sich als mächtigen Sieger, dessen Willen sich jene zu unterwerfen habe. Es war das umgekehrte Verhältniß vom J. 1815, nur daß auch hier das Gefühl des physischen Uebergewichts, wo es nicht durch geistige Bildung gemäßigt wird, die Herrschaft der Masse roher und drückender macht. Während der Hauptentwickelung der Revolution war es eine der gangbarsten Behauptungen der herrschenden Partei und ihrer Führer, es handle sich zunächst nur um die Stellvertretung in dem gesetzgebenden Rathe, diese müsse zu Gunsten der Landschaft geändert werden; sie verlange nur Einsicht in die Verwaltung des Staates und Garantieen, daß diese nicht zu ihrem Nachtheile, und um sie zu belasten, geleitet werde; der Regierung selbst werde sie sich nicht anmaßen, im Bewußtsein, daß die Städter dazu vorzugsweise gebildet und mit den Geschäften vertraut seien. Anders aber als die Versprechen, war die That.

Bis auf sehr wenige einzelne Geschäftsmänner wurden die Städter aus allen Verwaltungsstellen, nicht nur auf der Landschaft, sondern selbst in den Cantonalbehörden, welche in der Hauptstadt residiren, theils unmittelbar, theils mittelbar verdrängt, und es fand sich eine hinlängliche Anzahl Landbürger vor, um die leer gelassenen Plätze auszufüllen. Diese zum wenigsten gewaltsamen und den Wohlstand vieler Familien erschütternden Maßregeln mußten den Unwillen der Stadt bedeutend vermehren, und es läßt sich recht wohl begreifen, daß Viele zu harten Aeußerungen gegen dieses Verfahren und die neuen Behörden verleitet wurden. Dadurch verstärkte und befestigte sich das Mißtrauen und die Furcht vor Reactionen bei der Landpartei, und trieb sie zu immer feindseligern und gewagteren Mitteln. Es wurde durch den ganzen Canton ein politischer Verein mit Häuptern und Statuten organisirt, zunächst damals, um den Regierungsrath, wo eben um der mehreren Städter willen eine gewisse Mäßigung die Oberhand behielt, einzuschüchtern, dann auch, um die Schweizerischen Centralitätspläne vorzubereiten. Diesen Verein billigte auf die Mahnung Kellers (der übrigens selbst nachher aus demselben trat) der große Rath selber, damals nicht ahnend, daß derselbe der Vorgänger des

sog. Glaubenscomités seyn würde, wodurch seine eigene Auflösung in diesem Jahre bewirkt ward. [1])

Der Tendenz der neuen Regierung muß man im Allgemeinen Anerkennung und Beistimmung zu Theil werden lassen, sowie zugestehen, daß viele ältere Mißbräuche abgeschafft und manche gute neue Einrichtungen getroffen wurden. Dieß gilt namentlich in Hinsicht der Verbesserung der Rechtspflege, sowie des Volksschulwesens. Doch waren es gerade diese beiden Puncte, welche die große Popularität der Regierung zunächst erschütterten.

Man kann vielleicht sagen, daß gerade das Bewußtsein der guten Absicht und die daraus hervorgehende Zuversicht auf endliche Anerkennung derselben von Seiten des Volks die neue Regierung zu sicher machten, und sie zu falschen Maßregeln, namentlich zu einer solchen Energie bei der Ausführung jener verleitete, welche als Gewaltsamkeit in einigen Fällen bezeichnet werden muß, indem hierbei das klarste und begründetste Recht dem sog. Staatsbesten aufgeopfert wurde [2]). Machiavell stellt (im 9. Cap. sei-

---

1) Rankes Zeitschr. a. a. O. S. 613 ff.

2) Ueber die hierbei ebenfalls mitwirkenden Persönlichkeitsverhältnisse, sowie über andere hier nicht berührte Mißgriffe der Regierung, finden sich bemerkenswerthe

nes Buchs vom Fürsten) das politische Axiom auf: „Wer durch das Volk zur Regierung gelangt, der muß vor Allem das Volk zum Freunde zu behalten suchen.“ An einer andern Stelle macht er folgende Bemerkung: „Es giebt keine schwierigere und mißlichere Sache, als sich zum Haupte einer neuen Staatsverfassung aufzuwerfen; denn alle die, welche sich in der alten Ordnung der Dinge wohl befanden, sind der neuen feind, und diese hat nur ihre Vertheidiger an denen, welche dabei zu gewinnen hoffen, theils aus Furcht vor den Gegnern, welche die Gesetze für sich haben, theils, weil die Menschen von Natur mißtrauisch sind und an eine neue Sache nicht glauben, bis sie dieselbe wirklich deutlich vor sich sehen. Daher kommt es, daß diejenigen, die Feinde der neuen Ordnung sind, sie bei jeder Gelegenheit theilweise angreifen; die Freunde derselben sie aber mit solcher Lauheit vertheidigen, daß das Oberhaupt sammt ihnen in Gefahr gerathen kann. Um hier ein richtiges Urtheil zu fällen, muß man wohl untersuchen, ob die Neuerer auf eigenen Füßen stehen, oder von Andern abhängen;

Data in dem citirten Aufsatz in der Leipz. Allg. Zeit. v. 19. Oct. ff. Ferner in der Augsb. Allg. Zeitung No. 275 und 300.

ob sie mithin ihr Unternehmen durch gute Worte, oder mit Gewalt durchsetzen können. Im ersten Falle geht es ihnen allemal schlecht und sie gelangen zu nichts. Wenn sie aber auf eigenen Füßen stehen, und Alles durch eigene Gewalt durchsetzen können, so mißlingen ihnen ihre Unternehmungen selten. Daher haben alle bewaffneten Propheten gesiegt; die unbewaffneten aber sind zu Grunde gegangen: denn zu jenen Ursachen kommt noch der Wankelmuth des Volks hinzu, welches sich leicht etwas einreden läßt, aber sehr schwer dabei festzuhalten ist."

Diese Lehren scheint die neue Regierung so wenig beachtet zu haben, als wie so manche treffliche Rathschläge Montesquieu's in Betreff der nöthigen Behutsamkeit bei Einführung von neuen Gesetzen [1]), was sich deutlich bei dem neuen Gerichtswesen zeigte. Es wird selbst von dem entschiedensten Bekämpfer der sogenann-

---

1) Espr. des lois liv. XIX; besonders ch. 2. (combien, pour les meilleurs lois, il est nécessaire que les esprits soient préparés); ch. 6. (qu'il ne faut pas tout corriger); ch. 14. (lorsqu'on veut changer les moeurs et les manières, il ne faut pas les changer par les lois); ch. 21 — 27. (comme les lois suivent les moeurs).

ten Regeneration oder vielmehr ihrer radicalen Principien anerkannt [1]), daß die neue Ordnung der Dinge sich wohl am wohlthätigsten in der Rechtspflege gezeigt, deren bessere Gestaltung, wie bekannt, hauptsächlich das Verdienst Kellers ist. „In Hinsicht auf das Gerichtswesen wurden manche wahre und durchgreifende Verbesserungen eingeführt, und die Stellung des Obergerichts, welches freilich mit unbeschränkter Gewalt der gesammten Rechtspflege vorsteht, konnte eben darum die vernünftige Gestaltung desselben wesentlich fördern, und mögliche Mißbräuche hindern. Auch die Bezirksgerichte konnten sich frei und selbstständig bewegen, und bei ihnen ist es besonders, wo man das Wohlthätige der Unabhängigkeit der Gerichte von den Verwaltungsbehörden empfindet. Dennoch war auch hier zugleich mit der zweckmäßigen Reform der volksthümliche Mißbrauch mit eingeschlichen. Die Aufstellung der Zunftgerichte, in welchen sich meistens ganz unwissende Männer finden, die von Rechtsbegriffen und Proceßgang durchaus keine klare Vorstellung haben, und die Wahl

---

1) Bluntschli a. a. O. S. 621. Daß es übrigens selbst hierbei nicht an Mißgriffen fehlte, die bedeutende Folgen hatten, wird in dem cit. Aufsatze der Leipziger Allg. Zeit. gezeigt.

selbst der Bezirksrichter durch Wahlversammlungen aus dem Volke ohne vorherige Prüfung, sind zwei Institute, welche sich wie Pilze an das neue Gebäude anhängen, und dasselbe morsch zu machen drohen."— Dabei ist noch besonders zu beachten, daß das Züricher Volk (wie in Republiken gewöhnlich und in der Schweiz ganz allgemein der Fall [1])), an eine schlaffe Rechtspflege nur zu sehr gewöhnt, für die Einsicht in das Wohlthätige einer strengen Handhabung der Justiz noch nicht genug vorbereitet war, wodurch natürlich Unzufriedenheit entstand.

Noch weit mehr war dieß jedoch in Hinsicht der Reformen der Fall, welche die neue Regierung in dem Erziehungs- und Unterrichtsfache vornahm.

Das Volksschulwesen befand sich im Canton Zürich, wie fast überall in der Schweiz, in einem nichts weniger als erfreulichen Zustande [2]). Zwar war eine neue Organisation des Schulwesens bereits im J. 1803 von dem damals eingesetzten Erziehungsrath ausgegangen, deren Bestimmungen über Schulbesuch, Behandlung der

---

1) Den Grund setzt Bluntschli in d. Broschüre: d. Volk und d. Souv. gut auseinander. S. 53.
2) Vgl. Scherr, Pädag. Handbuch I, S. 242 ff.

Lehrer ꝛc. jedoch sehr ungenügend sich zeigten. Pestalozzis Ideen fanden gerade in seiner Vaterstadt am wenigsten Eingang, und nur einzelne Schulmänner, sowie Geistliche und Beamte suchten besonders durch bessern Unterricht der Schullehrer selbst die Volksbildung zu heben, wie z. B. 1806 der nachmalige Preußische Schulrath Zeller; ferner der Pfarrer Wirz, sowie Nüscheler und Melchior Hirzel, welcher Letztere bereits 1829 in einer eigenen Druckschrift (Wünsche zur Verbesserung der Landschulen im Canton Zürich) die bestehenden Mängel rügte, und die einzelnen Reformpuncte speciell bezeichnete. Noch im März desselben Jahres erhielt der Prof. Hottinger (der Geschichtschreiber) als Mitglied des Erziehungsrathes den Auftrag, einen Generalbericht über den Zustand der Schulverhältnisse des ganzen Cantons und den Entwurf einer verbesserten Schulverfassung abzufassen. Aus ersterem ergab sich, daß 1829 410 Schulen bestanden, welche von 29,183 Alltagsschülern besucht wurden, und deren Gesammteinkommen 45,705 Fl. betrug. Ueber die Leistungen dieser Schulen lautete der Bericht dahin, daß die meisten Schulmeister weder orthographisch, noch logisch richtig sich ausdrücken könnten, daß der Sprachunterricht leeres Gedächtniß- und Formwesen, und von Erklärung

des Gelesenen gar keine Rede sei, und daß besonders die Lehrbücher äußerst ungenügend seien. („Wenn die Kinder aus dem Namenbüchlein und Lehrmeister buchstabiren und ein wenig lesen gelernt haben, so giebt man ihnen den Züricher Katechismus als Schulbuch; nach Vollendung des Katechismus kommt das neue Testament.") Dieses konnte natürlich nicht anders seyn, da der Gehalt so äußerst gering war, weßhalb auch Hottingers Vorschlag, die Schullehrerbesoldung auf 125, 150 und bei den Schulen, die über 100 Kinder zählen, auf 300 Franken zu erhöhen, als ungenügend und als allein hinreichend, jede wirkliche Schulreform unmöglich zu machen, bezeichnet wurde [1]). Ue-

1) „Man muß nämlich berücksichtigen, daß im Canton Zürich die industrielle Betriebsamkeit bereits auf einen hohen Grad gehoben war, so daß jeder tüchtige Arbeiter, z. B. der Weber, leicht einen wöchentlichen Verdienst von 3 bis 4 Fl. erwerben konnte. Die Löhne der Handwerker, Tagelöhner, Dienstboten waren sehr hoch gestiegen. Ein tüchtiger Bauernknecht erhielt neben freier Kost und Wohnung nebst Trinkgeldern und einzelnen Kleidungsstücken bis auf 100 Franken und darüber, also im Ganzen mehr als der besoldete Schulmeister. Ein Holzhacker in der

der die Nothwendigkeit einer totalen Reform des Volksschulwesens war auch in der That nur Eine Stimme. Es ist schon bemerkt worden, daß auf der Landsgemeinde zu Uster ebenfalls diese Sache zur Sprache gebracht wurde. Selbst der energischste Gegner der von dem neuen Erziehungsrath befolgten Reformmaßregeln, Hans Georg Nägeli, der auch bereits im Juni 1830 in einer pädagogischen Rede die Mängel des Unterrichtswesens unbarmherzig gegeißelt hatte, erkannte dieses an und gab, als die Bürger im Anfange 1831 eingeladen wurden, an die neue Verfassungscommission ihre deßfallsigen Ansichten und Wünsche gelangen zu lassen, ein pädagogisches Memorial ein (gedr. bei Geßner), in welchem er in den

---

Stadt verdiente leicht seine 2 Franken täglich. Wie konnte man nun hoffen, daß irgend tüchtige junge Leute sich dem Schulstande widmen würden? Gerade diese unverhältnißmäßig schlechte Besoldung hatte zu der Nothwendigkeit geführt, an vielen Orten die Schule durch Leute versehen zu lassen, welche nicht einmal lesen konnten. Der Erziehungsrath war sogar nicht mehr im Stande, nur solche Lückenbüßer aufzufinden, und eine große Anzahl von Schulstellen war zu jener Zeit unbesetzt." Scherr a. a. O. S. 255.

stärksten Farben den tiefen Verfall der Volksschulen, sowie die Mangelhaftigkeit der höhern Lehranstalten, aber zugleich auch die Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit der neuern Verbesserungsvorschläge schilderte, und in welchem er sagt: „Mein Wunsch darf nicht bloß laut werden; losbrechen muß er als ein Nothschrei; wiederhallen muß er an allen Wänden der Großrathsstuben; eindringen in aller Räthe Herzen, die für das Volk schlagen. Was in unsern Volksschulen gesetzlich ist, das ist nicht gut; was gut ist, das ist nicht gesetzlich." — Eine besondere Erwägung verdient es, daß auch eine Gesellschaft von Geistlichen aus der Stadt Zürich und deren Umgebung eine Zuschrift überreichte, worin nicht nur über mehrere Hauptbestimmungen, namentlich über die freiere Stellung der Schullehrer, ziemlich bitter gespottet, sondern auch im Allgemeinen die Zweckmäßigkeit einer solchen Schulorganisation stark in Zweifel gezogen wurde. „Man sollte, heißt es, das Bestehende mehr achten, auf dem schon Vorhandenen fortbauen, nicht aber, wie dieser Entwurf es versuche, ein Gebäude auf ganz neuem Grunde aufführen wollen." [1])

---

1) Scherr, a. a. O. S. 260.

In der neuen Verfassung, die am 10. März 1831 angenommen wurde, (indem sich von 42,224 Stimmen 43,503 für dieselbe erklärten) wurden demgemäß auch für das Schulwesen förderliche Bestimmungen aufgenommen; und namentlich heißt es §. 20: „Sorge für Vervollkommnung des Volksunterrichts ist Pflicht des Volks und seiner Stellvertreter. Der Staat wird die niedern und höhern Bildungsanstalten nach Kräften pflegen und unterstützen." Von dem neuen Erziehungsrath wurden nunmehr mancherlei Entwürfe, Verordnungen und Gesetze veranlaßt und erlassen, über welche sich eine genügende Auskunft in dem schon öfters citirten Handbuch der Pädagogik (Zürich 1839 bei Orell, Füßli Th. I.) von J. Th. Scherr findet, welcher Letztere, schon im J. 1825 aus Deutschland als Oberlehrer an die Züricher Blindenanstalt berufen, zur Erneuerung dieser Anstalt und zur Gründung des Taubstummeninstituts wesentlich mitgewirkt, überhaupt vielen pädagogischen Ruf sich verschafft hatte, und 1832 nach lebhaften Streitigkeiten mit Nägeli, Niederer und A. zum Director des neuen Schullehrerseminars ernannt, seitdem eine der Hauptrollen in diesem wichtigen Gebiete des Staatslebens spielte.

Was zunächst die Besoldungsbestimmungen be-

trifft, so wurde festgesetzt, daß jeder Schullehrer des Cantons aus der Staatscasse ein Besoldungsantheil von 100 Franken erhalten sollte; ein anderer Theil der Besoldung wird von der Gemeinde geleistet, und ein dritter Theil von den Eltern. Das Minimum der geringsten Stellen, d. h. an Orten, wo nur 14 bis 19 Alltagsschüler sind, beträgt 240 Fr., wo 100 Alltagsschüler sind, 550 Fr. Man muß in der That zugestehen, daß in dieser Hinsicht die neue Regierung während der Zeit ihres Bestehens Bedeutendes geleistet hat. Seit 1832 sind 31 neue Primar- oder Volksschulen, und 42 Secundarschulen errichtet worden. Zwischen 1832 und 1838 wurden 73 neue Schulhäuser erbaut. Die Summe des Schulfonds auf der Landschaft betrug im J. 1834 Fr. 683,575, und im Frühjahr 1838 1,383,922; für die Stadt Zürich 290,293; für die Stadt Winterthur 832,896 Fr. Der ganze Canton ist in 158 Schulkreise getheilt mit 445 Lehrstellen. Diese besuchen Schüler zwischen 6 und 12 Jahren 28,430, vom 12. bis 15. Jahr 11,761. [1])

Weit bedenklicher war dagegen die innere Or-

1) Scherr, a. a. O. S. 254, 280, 330.

ganisation des Schulwesens, indem man hierbei viel zu sehr ganz eigentlich radicalen Principien huldigte, was natürlich bedeutenden Anstoß erregte, und sowohl bei dem Volke selbst, als auch insbesondere bei der Geistlichkeit eine heftige Opposition hervorrief.

Dieß war zunächst der Fall in Hinsicht auf die neu einzuführenden Lehrmittel, worüber Scherr (der gerade in dieser Beziehung als Haupturheber der Neuerungen qu. gilt, und in der That unglaublich viele Angriffe deßhalb erlitt) wörtlich Folgendes berichtet, indem er der deßfallsigen Debatten im Erziehungsrathe gedenkt. (S 264.)

„Ueber die Entfernung des sog. Lehrmeisters, des Katechismus und der Bibel aus der Alltagsschule war man (im Erziehungsrathe) bald einig, ebenso, daß obligatorische Lehrmittel für jede Schule zu bestimmen seien; aber über die Bedeutung des „obligatorischen" war man verschiedener Ansicht. Der Verfasser des Entwurfes (Scherr) glaubte, es sei genug, wenn in jeder Schule für jedes Fach geeignete Lehrmittel, die vom Erziehungsrathe gut geheißen seien, eingeführt würden; es sei nicht nothwendig, daß in jeder Schule für jedes Fach ein und dasselbe Lehrmittel gebraucht werde, aber gerade dieß Letztere wollte

Dr. Keller unter dem Ausdrucke „obligatorisch" verstanden wissen, und seine Ansicht gewann die Oberhand. Ein letzter schwieriger Punct endlich war der, was über die bereits angestellten Lehrer bestimmt werden sollte, und hier kam man zu der wahrhaft radicalen Bestimmung: „es müssen alle Schullehrer so beförderlich als möglich geprüft, und die unbefähigten mit Ruhegehalten entlassen werden." „In der That wurde im Herbst 1834 das Prüfungsgeschäft der sämmtlichen Schullehrer des Cantons beendigt, und in einer Sitzung decretirte der Erziehungsrath die Ruhestandsversetzung von 75 Schulmeistern. Diese Maßregel wurde als zu hart, zu rasch, sogar als despotisch bezeichnet." [1])

Noch mehr Aufregung veranlaßte die Einführung der obligatorischen Lehrmittel für den Sprachunterricht (ein elementarisches Tabellenwerk, ein erstes Lesebuch und eine Schulgrammatik, welche drei Schriften der Seminardirector Scherr nach seiner Elementarsprachbildungslehre ausgearbeitet hatte), sowie der Sammlung biblischer Geschichten, eines biblischen Spruchbüchleins (vom Seminarlehrer Dändliker), eines religiösen Liederbüchleins (vom Kirchenrath Vögelin), des Ge-

---

1) Scherr, S. 271.

sangtabellenwerks und des Schulgesangbuchs von Nägeli. Scherr selbst sagt: „Diese neuen Lehrmittel, deren Inhalt und Zweck das Volk nicht verstehen konnte, die neue Methode, welche das Buchstabiren ausschloß und das Schreiben mit dem ersten Lehrunterricht verband, erregte im Volke großes Aufsehen. Durch Jahrhunderte waren ihnen der Lehrmeister, der Catechismus und das Testament als die besten Schulbücher geheiligt worden. Es schien ihnen ein Abbruch in der religiösen Bildung, wenn diese Bücher nicht mehr als Schulbücher gebraucht würden.“ Natürlich waren viele Geistliche derselben Ansicht und so geschah es denn, daß an mehrern Orten die Spannung in offenbare Widersetzlichkeit ausartete, wie namentlich in den Gemeinden Stadel, Bachs, Windlach, Rath und Weiach, wo Volksversammlungen Statt fanden, die Schulhäuser erbrochen und gesäubert, d. h. die neuen Lehrmittel vernichtet oder weggeworfen wurden. Die Regierung entwickelte ihrerseits hierbei große Energie, indem sie sofort das Landjägercorps gegen Stadel detaschirte, zugleich ein Bataillon Infanterie und eine Batterie Artillerie aufs Piquet stellte, wodurch auch für damals die Ruhe hergestellt wurde. Auch wurden sofort die sämmtlichen Lehrer jener Ortschaften in Ruhestand versetzt.

Man kann im Allgemeinen zugeben, daß einem so zerrütteten Volksschulwesen, wie das Züricher war, nur auf radicale Weise in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, d. h. indem man das Uebel an der Wurzel angriff, zu helfen war, und dieß würde geschehen seyn, wenn man vorerst sich auf die Bildung tüchtiger Volksschullehrer beschränkt hätte, ohne die auch die besten Lehrmittel u. s. w. nichts bewirken können. Zu helfen war aber keineswegs auf radicale Weise im politischen Sinn, d. h. mit Nichtachtung alles Bestehenden, mit Aufopferung alles Concreten für den Götzendienst eines abstracten Begriffs oder Princips, und mit Maßregeln der Gewaltsamkeit, die gerade in Allem, was das Geistige betrifft, also besonders auch in der Volksaufklärung, ganz am unrechten Orte sind. Der vorzüglichste Mißgriff des Erziehungsraths lag aber theils in dem von der damaligen Regierung angenommenen, eigentlich Napoleonschen[1]) Principe, daß der Staat oder die Staatsgewalt Alles in Allem, und ihr sowie die Kirche, so auch die Schule völlig untergeordnet sei, theils in der übereilten Hastigkeit und Gewaltsamkeit, womit das Erziehungswesen sofort reformirt ward.

1) Seidensticker, crit. Lit. des Napol. Rechts. I, 155.

Jenem Princip gemäß wurden durch das neue Gesetz für das Schulwesen die bisherigen höhern Lehranstalten sämmtlich aufgelöst. Statt der sogenannten Gelehrtenschule (Schola Carolina), des humanistischen Collegiums und der einzelnen sonstigen Schulinstitute wurden vorgeschlagen: 1) eine Cantonsschule, bestehend aus einem untern und obern Gymnasium, und eine untere und obere Industrieschule; 2) eine Hochschule mit den vier vollständigen Facultäten. Sämmtliche bisherige Lehrer an den höhern Lehranstalten wurden als entlassen erklärt, jedoch mit Zusicherung von zwei Dritteln des bisherigen Einkommens, in sofern sie nicht wieder angestellt würden, oder nicht mehr angestellt werden wollten. Das Chorherrenstift wurde aufgehoben und der höchst bedeutende Fonds für die neuen Lehranstalten bestimmt [1]).

Die Aufhebung dieses letztern muß hier näher besprochen werden, theils weil in ihr der gedachte Radicalismus, oder, wenn man will, der Napoleonismus der damaligen Regierung recht grell hervortrat, theils weil sie vorzüglich dazu beitrug, die Züricher Geistlichkeit zu erbittern, welche ihr hierbei verletztes Recht

---

1) Scherr S. 264.

in einer Reihe von Schriften [1]) muthig, obwohl in der Hauptsache erfolglos vertheidigte. Dieses Collegiatstift zum großen Münster bestand seit mehr als 1000 Jahren (mithin länger, als Stadt und Canton Zürich besteht), indem es Carl der Große mit einem Bestand von 12 Chorbrüdern vorfand, welche Zahl er verdoppelte, sowie er auch die Besitzungen dieses ältesten Denkmals der Cultur in der Schweiz bedeutend erweiterte. Lange war es die einzige Pfarre der Stadt, verwaltete sein Gut selbst, hatte eigene Gerichtsbarkeit und stand Jahrhunderte lang ganz unabhängig von der Stadt unter Reichsvögten (den Herzögen von Zähringen). Im J. 1400 ward die Reichsvogtei den Zürichern von König Wenzel gegen Geld abgetreten, im J. 1524 dagegen die Gerichtsbarkeit durch Zwingli der Staatsregierung übertragen, nachdem seit 1521 die Mehrheit der Chorherren sich für die Reformation erklärt und dieselbe sehr gefördert hatte. Seine Gerechtsame wurden bestätigt 1525, 1546, 1555, 1623, 1662; selbst 1798 sowie 1803 blieb es von der von Bonaparte festgesetzten Liquidationscommission unangetastet und

1) Sechzehn derselben finden sich in der Hall. Allg. Lit. Zeit. 1832 Augusth. recensirt; vgl. auch die Deutsche Allg. Zeit. 1832 No. 244, und den Freisinnigen 1832 No. 8.

wurde ebenso 1815 in seiner Selbstverwaltung unter Controle des Staats bestätigt. Außer dem Pfarramt, welches mit 5 Geistlichen besetzt ist, und mehrern Landpfarreien, die vom Stiftsgut besoldet wurden, war die sogenannte Schola Carolina, wo der gelehrte Unterricht begann, und das theologische Gymnasium vom Großmünsterstift unmittelbar abhängig und aus seinen Mitteln erhalten, sowie die Elementar- oder Bürgerschule und das Collegium humanitatis (welche vom Frauenmünsterstift unterhalten wurden), unter der Aufsicht jenes stand. Es gehört mithin dieses Großmünsterstift wesentlich der Züricher Landeskirche an, trat jedoch durch die theils von ihm abhängigen, theils unter seiner Aufsicht stehenden Schule mit dem Erziehungsrath in Verhältniß. Dieß gab schon früher zu mancherlei Collisionen Anlaß, die indessen um so eher beseitigt wurden, als immer einige Chorherren im Erziehungsrathe saßen; allein seit der Regeneration huldigte die Mehrheit desselben rein democratischen oder radicalen Grundsätzen und befand sich in einer als knechtisch bezeichneten Abhängigkeit vom Dr. Keller, der zugleich Präsident des großen Raths, sowie des Obergerichtes war. Dem gedachten Napoleonistischen Principe gemäß sollte das Stiftsgut, statt zu einer beson-

dern Berufsschule für künftige Geistliche zu dienen, mit den allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsmitteln des Staats zusammengeschlagen und der ausschließenden Verwaltung des letzteren unterworfen werden. Natürlicherweise protestirte das Stift. Keller proponirte im großen Rathe schlechtweg, das Stift aufzuheben. Es wird berichtet, daß der Antrag, auf Deutschen Universitäten erst Gutachten darüber einzuholen, ob das Kirchengut als solches rechtlos sei und ob der Rechtstitel des Stiftes keine Aufmerksamkeit verdiene, von Keller mit dem einfachen Bescheid zurückgewiesen worden: „Es sei das nicht nöthig!“ und es erfolgte wirklich diese Aufhebung trotz der Protestation der Betheiligten, der sich sämmtliche Decanate oder Diöcesen der Landschaft, sowie schon früher alle Geistlichen (mit Ausnahme eines Einzigen) angeschlossen hatten [1]). Daß hierbei der Radicalismus seine Principien consequent geltend machte, ist klar; denn da nach der neuen Constitution Staat und Kirche geschieden sind, indem nicht mehr wie früher ein Religions- oder Confessionsunterschied vom Bürgerrechte ausschließt, so war das Stift wesentlich bloß Kirchen- und nicht Staats-

---

1) Vgl. Allg. Kirchenzeit. 1832 vom 21. Mai No. 86.

gut; es wurde ferner die Gemeinde, deren Pfarrherren bisher aus jenem Stiftsfonds besoldet wurden, gar nicht gefragt, sowie den angestellten Personen durch Fixirung der Besoldung ihr Einkommen bedeutend geschmälert. Sodann kommt doch bloß der Kirche, die durch die Synode aller reformirten Geistlichen und Gemeinden repräsentirt wird, das Recht zu, Abänderungen in der Verwaltung ihres Gutes zu treffen. Und besonders auffallend ist es, daß man dort der katholischen Kirche das Recht der Selbstverwaltung ihres Gutes gelassen (doch wohl nur aus Furcht vor dem Papst?), während man die reformirte Kirche einer schimpflichen Knechtschaft und Bevormundung unterwarf; wobei noch zu bemerken, daß man jenes Großmünsterstift nicht mit den Mönchschulen in Klöstern und Domstiftern in Parallele stellen darf [1]).

Ein anderer Grund der Opposition der Geistlichkeit gegen die Regierung ist schon früher angedeutet worden, näm-

1) Es ist übrigens jene Protestation nicht vergebens gewesen, indem in dem §. 2. des neuen Schulgesetzes bestimmt ward, daß das Stiftsgut besonders für die Zwecke der Kirche und des höhern Unterrichtswesens ungeschmälert angewendet werden und deßhalb in seiner Integrität erhalten werden solle.

lich die sogenannte Emancipation der Schule von der Oberaufsicht der Kirche oder der Geistlichen. Diese wurde dort so weit durchgeführt, daß eine Bestimmung des zuletzt erlassenen Schulgesetzes wie früherhin die Uebernahme anderer Kirchendienste, z. B. der Sigristen= oder Meßnerstelle, so nnn auch die des einzig noch übrig gebliebenen Kirchendienstes, der Verpflichtung zum kirchlichen Vorsingen, aufhebt. [1]) Es ist hier nicht der Ort, in diese auch in Deutschland vielfach ventilirte Streitfrage einzugehen, und wir bemerken nur kurz, daß vom Standpunct der Politik aus jene sogenannte Emancipation schon darum als unstatthaft und verwerflich erscheint, weil sie ein natürliches und geschichtlich entwickeltes bestehendes Verhältniß stört oder aufhebt. Daß die ganze neuere Wissenschaft und das Unterrichtswesen eigentlich von der Kirche ausgegangen ist, steht als Thatsache der Geschichte fest, und namentlich muß bei der unendlichen Wichtigkeit der Religion und ihrem Vorzuge vor allen übrigen Gegenständen des Volksunterrichts die Volksschule unter der Aufsicht der Geistlichen bleiben, wenngleich die Gelehrten=Bildungsanstalten, die Gymnasien und

---

1) Scherr S. 280.

noch mehr die Universitäten (jedoch auch diese mit Ausnahme der theologischen Facultät) der Natur der Sache nach gegenwärtig ebenso wie die sogenannten Real-, Industrie- und polytechnischen Schulen mit Recht jener Aufsicht enthoben sind. Es ist ganz lächerlich, wenn Volksschulmeister darum jener Aufsicht der Geistlichen sich nicht fügen wollen, weil diese letztern nichts von den neuen pädagogischen Methoden wüßten. Es mag dieses allerdings häufig der Fall seyn, jedoch gewiß nicht immer; und wenn man nicht voraussetzt, daß die Theologen auch in ihrem Fach ganz oberflächlich gebildet sind, die Schullehrer dagegen in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen (welche Doppelvoraussetzung eine doppelte Absurdität wäre), so wird man zugeben müssen, daß ein Pfarrer in wenigen Tagen, höchstens Wochen sich vollkommen mit den Kenntnissen vertraut machen kann, die zur Beaufsichtigung einer Volksschule gehören. Ohnehin ist der pädagogische Stolz auf die mancherlei neuen Methoden, die wie Pilze fort und fort emporschießen, ganz lächerlich, wie unter Andern neuerdings Tittmann [1]), namentlich mit Beziehung auf Pestalozzi und seiner Nachfolger nachgewiesen. Das

---

1) Blicke auf d. Bild. unsr. Zeit 1835 S. 200 ff.

Entscheidende ist, daß die neuen Methoden bisher im Leben sich nicht erprobt haben! — oder wollte Jemand dieses behaupten, der beweise doch einmal durch Thatsachen, durch lebendige Beispiele, daß es jetzt seit der Einführung der neuern Pädagogik und durch dieselbe größere Gelehrte, tüchtigere Geschäftsmänner, sittlichere und religiösere Staatsbürger überhaupt giebt, als in der frühern Periode; ein Beweis, den gewiß Jeder schuldig bleiben wird! Nur die Gewerbsbildung hat bedeutende Fortschritte gemacht, weil sie dem schlechten materialistischen Zeitgeiste entspricht, dessen Verderblichkeit schon früher in dieser Zeitschrift nachgewiesen worden ist. Daher fragt sich auch noch, ob die Errichtung der Industrieschulen in Zürich ein wahrer Fortschritt in der ächten Cultur war.

Dieß führt uns unmittelbar auf die Züricher Hochschule, die zum Theil die jetzige Catastrophe, wenngleich nur mittelbar und ganz ohne ihre Schuld, hervorgerufen hat.

Ihre Errichtung war ohne Zweifel ein durchaus schöner und zeitgemäßer Gedanke, da Zürich durch seine mannichfaltigen bestehenden Bildungsanstalten und sonstigen Vorzüge vorzugsweise geeignet war, einen solchen Centralpunct der höhern Bildung zunächst für den

Canton und dann wo möglich für die gesammte Deutsche Schweiz zu bilden, und so die geistige Einheit derselben auf die naturgemäßeste Art zu befördern [1]). Freilich trübten sich die Aussichten zur Realisirung dieser Idee gleich Anfangs, da theils das reichere Bern ebenfalls eine Hochschule errichtete, theil in der Stadt Zürich selbst die neue Lehranstalt viele Anfeindungen erlitt. Manchem schien es zu voreilig, eine Universität zu errichten, bevor für das eigentliche Volksschulwesen gehörig gesorgt war; eine Ansicht, die der bekannte A. L. Follen in einer eigenen kleinen Schrift geltend machte. Andern war es nicht recht, daß so viele Deutsche Gelehrte angestellt wurden, und noch Andere waren der neuen Anstalt schon darum abhold, weil sie aus der neuen Regierung hervorging, deren Grundsätze man mißbilligte und von der man besorgte, sie wolle diesel-

1) Daß Zürich wo möglich eine Gesammthochschule der Schweiz werden sollte, hat der treffliche Orelli, der Verfasser des Entwurfs zu ihrer Organisation, gleich Anfangs bestimmt ausgesprochen. Wir erinnern hierbei an Troxlers 1830 erschienene interessante Schrift, in welcher Basel als die passendste Gesammthochschule der Schweiz dargestellt wurde, wofür sich in der That auch damals Vieles sagen ließ.

ben gerade durch die Hochschule nach und nach überall verbreiten.

Diese Besorgniß erhielt nun ihre hauptsächlichste Nahrung durch das schon vor drei Jahren vorgekommene Bestreben des Erziehungsrathes, den auf der Universität Tübingen seiner Stelle entsetzten Dr. Strauß an die neue Hochschule zu berufen. Schon damals kämpfte natürlicherweise die Geistlichkeit gegen diese Berufung in vielen Schriften [1]) und auf andere Weise und es schien wirklich, als wollte der Erziehungsrath diese Idee fallen lassen, bis denn im Anfang dieses Jahres dieselbe aufs Neue aufgenommen und in der That, da die einflußreichsten Glieder der Regierung und des großen Raths mit der Majorität des Erziehungsrathes hierüber einig waren, nach langen und lebhaften Discussionen in der Art ausgeführt ward, daß der Regierungsrath durch den großen Rath ermächtigt wurde, den Dr. Strauß auf den (einzigen) Lehrstuhl der Dogmatik einzuberufen, welches denn auch geschah. Bekannt ist, daß diese Berufung schon im Febr. dieses Jahres das sog. Glaubenscomité und eine so energische Opposition im Volke hervorrief, daß diese durchaus in

1) S. Gersdorffs Repert. VI, 3328. VIII, 1079. IX, 1792.

legaler Form Statt gehabte und vom Dr. Strauß acceptirte Berufung indirect dadurch annullirt werden mußte, daß man den Berufenen sofort pensionirte.

Diese Berufung war ohne Zweifel ebenfalls ein Mißgriff in vieler Beziehung. Zunächst schon darum, weil Dr. Strauß sich eigentlich bloß als scharfsinnigen historischen Kritiker und speculativen Kopf aus der sogenannten neuesten philosophischen Schule, sowie als gewandten und picanten Schriftsteller, keineswegs aber als einen gründlichen Dogmatiker gezeigt hatte; nicht zu gedenken, daß die moderne Hypercritik, in der Str. seine Virtuosität allerdings glänzend gezeigt hat, eben eine Mode ist, die wie andere vorübergehen wird, und unserm Zeitgeiste keine sonderliche Ehre macht, wie schon Göthe gut gezeigt [1]). Sodann kann es nach

1) Gespräche mit Eckermann. Th. I. S. 224. „Mangel an Character der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen, sagte er, ist die Quelle alles Uebels unserer neuesten Literatur. Besonders in der Critik zeigt dieser Mangel sich zum Nachtheil der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines

seinem System offenbar gar keine Dogmatik im kirchlichen oder theologischen Sinne geben, und er selbst hat

---

Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Critik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fictionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug seyn, daran zu glauben." (Göthe führt dieß in Beispielen weiter aus). An einer andern Stelle (S. 227) sagt Göthe: „So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Critik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hierbei beruhet Alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat." In Hinsicht auf die Widersprüche im Neuen Testament sagte Göthe zu Eckermann: (II, 265) „Es ist ein Meer auszutrinken, wenn man sich in eine historische und critische Untersuchung dieserhalb einläßt. Man thut immer besser, sich ohne Weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Cultur und Stärkung brauchen kann" — Wir erinnern hierbei noch an eine Stelle in Baumgar-

am Schlusse der 1. Aufl. seines Werks sich genügend über den unvereinbaren Widerspruch seines und des

---

ten-Crusius (Einleitung in der Dogmatik S. 140): „Die heil. Bücher N. Test. sollten nach dem Sinne selbst ihrer Verfasser nichts seyn, denn geschichtliche Denkmale des Urchristenthums, und Anregung des christlichen Sinnes. Dazu sind sie auch in ihrer zufälligen Gestalt überaus geschickt. Faßt man diesen Zweck derselben so auf, so kann uns keine critische Untersuchung die Freude an ihnen trüben.“ Wir fügen nur noch Lessings Aeußerungen in dieser Hinsicht an (Schr. z. Theol. Duplik I, 104): „Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf der Folter spannen, warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?“ Ferner an einer andern Stelle (W. z. Theol. I, 110): „Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grund seines Hauses, bloß um sich von der Güte dieses Grundes zu überzeugen? Da er doch daraus, daß das Haus so lange Zeit steht, überzeugender wissen kann, daß der Grund gut ist, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen. — Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt. An der Schönheit des ganzen Tempels will ich mich weiden, in dieser den Baumeister preisen! Prei-

kirchlichen Systems ausgesprochen. Zwar hat derselbe in den neuern Ausgaben mehrere seiner frühern Behauptungen zurückgenommen oder doch modificirt; aber das Grundwesentliche seiner Ansicht ist stehen geblieben, und dieses eben ist nach wie vor ein für die christliche Kirche durchaus destructives Princip. Daß derselbe academische Lehrgaben, sowie überhaupt eine interessante Persönlichkeit hat und sein Wandel unbescholten ist, konnte natürlich für den Lehrstuhl, um den es sich handelte, keineswegs hinreichen, zumal da auch in Hinsicht der ächten Sittlichkeit und Religiosität dieses Mannes sich doch einige gegründete Bedenken ergeben [1]). Seine Berufung auf den Lehrstuhl der christli-

---

sen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete! — Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat; und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt ihre Glaubwürdigkeit nicht beweisen kann?" (112) —

1) Mit ächter Sittlichkeit und Religiosität, die durch-

chen Dogmatik war jedenfalls nichts anders oder besser, als wenn etwa einer der fanatischsten Demagogen und

---

aus nicht ohne Demuth und wahre Begeisterung für das Große und Erhabene der Geschichte bestehen kann, reimt sich an und für sich die neumodische Hypercritik nicht (wie schon Göthe in der citirten Stelle andeutet); am wenigsten aber die Eiseskälte, mit welcher Strauß ein so umfassendes Werk mit solchem Fleiß und Scharfsinn ausarbeitete, das den Grund des Glaubens von Millionen seiner Mitmenschen zerstören sollte. Eine ächte Philosophie kann nie die Wissenschaft für das Höchste im Menschenleben erklären und es mit dem Princip halten: fiat scientia et pereat mundus! Mit ächtem sittlichen Character verträgt sich nicht Straußens Zuschrift an den Erziehungsrath bei Annahme seiner Vocation, in welchem er die Ausdrücke „götkliche Wahrheit und menschliches Beiwesen" auf eine offenbar unwürdige Weise brauchte; ferner verträgt sich damit nicht die Annahme der Vocation, da er wußte, daß das Züricher Volk ganz gegen ihn gestimmt war, und noch weniger die Annahme der Pension, denn es soll Niemand ernten, wo er nicht gesäet hat. Auch die spätere Zuschrift an Hirzel, Hitzig und Orelli, in welcher Strauß an das Urtheil der Laien appellirt, und die Feindschaft der Geistlichen gegen seine Lehre mit der der Spinner gegen die

Volkssouveränitätsapostel zum Professor des Staatsrechts in einer absoluten Monarchie, oder einer von den modernen Predigern der Emancipation des Fleisches zum Professor der Ethik gemacht werden sollte! Wenn auch der Bürgermeister Hirzel für seine Person überzeugt war, daß Straußens Ansicht mit dem Christenthum, wie er (Hirzel) es auffaßte, nicht in Widerspruch stehe, so konnte es doch nur jenes unselige Napoleonische oder radicale Princip seyn, welches diesen Mann, dessen sonstigem Character selbst seine Gegner

Spinnmaschinen, der Fuhrleute gegen die Dampfmaschinen vergleicht, ist nicht nur unwürdig (wie noch kürzlich die treffliche Berliner lit. Zeitung nachgewiesen), sondern auch ganz ungeschickt und abgeschmackt. Die Spinner ꝛc. sind gegen die Maschinen, weil sie nichts davon verstehen, und nicht einzusehen vermögen, daß dieselben ihnen selber doch mittelbar Nutzen bringen; verstehen aber die Theologen etwa nichts von der Theologie und Bibel, und verdankt nicht D. St. selbst ihnen so ziemlich den ganzen Fond seiner Gelehrsamkeit? Weiß nicht jeder Sachkundige, daß er eigentlich nichts wesentlich Originelles hervorgebracht, sondern nur das Zerstreute geschickt zusammengestellt und mit dem Gewande des Hegelschen Systems überkleidet hat?

volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, dazu vermochte, mit Nichtachtung des so deutlich ausgesprochenen Willens der Kirche und ihrer Organe, seine Ansicht, sobald sie nur von der obersten Staatsbehörde genehmigt war, nun dem Volke aufzudringen! [1])

Aus allem diesem ergiebt sich zur Genüge, daß die neueste Catastrophe allerdings hauptsächlich aus einem religiösen Motiv hervorgegangen ist, wenngleich dieselbe zugleich den Sturz des politischen Radicalismus herbeiführte, gerade weil dieser auch nicht das dem Volke Heiligste unangetastet ließ, sondern Alles seinen Principien unterwerfen wollte. In dieser Hinsicht ist die Besorgniß der radicalen Regierungen des

---

1) Wenn Hirzel die Berufung des Dr. Strauß für „eine wahre Wohlthat für die (angeblich) völlig stationär gewordene reformirte Kirche" erklärte und Strauß als den Prediger des Geistesglaubens dem Ulrich Zwingli ganz gleich stellt, so ist dieß ohne Frage ebenfalls ein arger Mißverstand, der auf dem einzigen tertium comparationis beruht, daß der Papst die Lehren des Einen, wie die des Andern verdammt habe. Die großen Reformatoren, die in ihrem glühenden Feuereifer für das Wort Gottes sich für dasselbe freudig verbrennen, spießen, rädern haben lassen würden, und der Dr. Strauß!!!

sogenannten Siebenerconcordats, von welchem sich Zürich jetzt förmlich losgesagt hatt, allerdings gegründet. Mögen dieselben sich das Beispiel Zürichs zur Warnung dienen lassen, um nicht einem ähnlichen Schicksale zu erliegen!

Mögen sie nicht den Wahn hegen, als wäre die neueste Revolution ein willkürlich, von einzelnen Parteihäuptern mit Hülfe eines fanatisirten Pöbels gemachtes Ereigniß gewesen, das man mit gleich Anfangs angewendeter Energie leicht hätte unterdrücken können! Mögen sie überhaupt nicht vergessen, daß zwischen den Regierungen eines Freistaates und denen einer Monarchie ein großer Unterschied ist! Bei letzteren, die kraft eigenen Rechtes (ex pacto et providentia majorum) herrschen, und die wirklichen Inhaber der Souveränität sind, ist Energie und Consequenz eine schöne Sache und ganz passend, wenngleich auch hierbei in Fällen eines Gegensatzes mit dem Willen des Volkes, d. h. der Gesammtheit der Unterthanen, ein gewisses Maß oder eine Grenze zu beachten ist, die ohne Gefahr nicht überschritten werden darf. Die Regierungen der Schweizer Cantone sind aber nichts, als bloße Mandatare, Beamte des eigentlichen Souveräns, nämlich des Volks, oder (in den

Repräsentativcantonen) des großen Raths, welchem zwar die Souveränität übertragen ist, der aber selber nur so lange sich in seiner Macht halten kann, als er wirklich Organ der Volksgesinnung ist. Gerade die Energie und Consequenz der Züricher radicalen Regierung in Verbindung mit der Verkennung jenes Verhältnisses war es, welche dieselbe gestürzt hat. Nachdem bereits im Frühling dieses Jahres der so laut und mit so entschiedener Majorität (etwa 40,000 Bürger gegen etwas über 1000) ausgesprochene Volkswille die Annullirung der verfassungsmäßig gültigen Berufung des Dr. Strauß erzwungen hatte, so hätte eigentlich damals schon die Regierung abdanken müssen; gerade wie in einer constitutionellen Monarchie bei einer entschiedenen Differenz zwischen dem Ministerium und entweder dem Souverän, oder den Kammern in sog. Cabinetslebensfragen die Minister ihre Entlassung nehmen müssen! Statt sich bald möglichst und entschieden wieder in Einklang mit der Volksgesinnung zu setzen, nahm die Züricher Regierung wenige Monate darauf die dem Volke verhaßten Plane wieder auf, bedrohte seine Führer in ihrer Existenz, griff durch die Ordonnanz vom 23. August die Gemeinden in ihren Rechten (wenn auch nur halb

offen) an, rief das schon halb erstorbene sog. Glaubenscomité wieder zu neuer Thätigkeit, drohte dem Volke mit den aus ihm entnommenen Milizen, und sah sich endlich, als diese den Gehorsam versagten, in den andern Cantonen (des sog. Siebenerconcordats) um bewaffnete Hülfe um, die ihr auch geworden seyn würde [1]), hätte nicht die Furcht davor das Ereigniß vom 6. Sept. hervorgerufen. In dieser Hinsicht ist die Behauptung [2]) ganz richtig, daß dieß Ereigniß

1) Noch nach der Abhaltung der Volksversammlung zu Cloten hatte Neuhaus (das radicale Haupt von Bern) die Züricher Regierung aufgefordert, nicht nachzugeben. Allg. Zeit. vom 10. Sept. S. 2029

2) Augsb. Allg. Zeit. Nr. 307. S. 2400. (In diesem sehr lesenswerthen Artikel wird zugleich der Irrthum berichtigt, als wenn diese neueste sog. Revolution bloß von der Stadt Zürich ausgegangen sei, und daß die Stadt nunmehr im großen Rathe eine unverhältnißmäßige Zahl von Stimmen habe. Diese besteht, wie schon oben bemerkt, aus 206 Mitgliedern; die Stadt hat nur 12 Wahlen, und von diesen selbst 3 mit Landbürgern besetzt, wogegen die Landschaft etwa 30 Städter wählte. Demnach hat die Stadt jetzt weniger Stimmen im großen Rathe, als noch vor 2 Jahren ihr verfassungsmäßig eingeräumt werden mußte.

als ein Glück anzusehen sei, weil dadurch einem sonst unvermeidlichen Bürgerkriege, sowie der dann wahrscheinlichen Einmischung der fremden Mächte zuvorgekommen sei.

Der strenge Begriff der „Revolution" läßt sich eigentlich ohnehin nicht auf dieses Ereigniß anwenden. Diesem zufolge ist Revolution nur eine solche gegen den Willen des gesetzmäßigen Herrschers bewirkte Veränderung der bestehenden Verfassung, wenn dieselbe entweder die Beherrschungsform (Archie), oder die Regierungsart (Cratie — die eigentliche Seele der Verfassung —), oder auch nur den Herrscher, den Inhaber der Souveränität oder Machtvollkommenheit, trifft [1]. Keiner dieser Fälle ist hier eingetreten; die Verfassung ist nicht (wie etwa im J. 1830) verändert worden, ebenso wenig die Regierungsart oder der eigentliche Souverän, welcher das Züricher Volk ist und bleibt. Auch das Organ dieses Souveräns, der Große Rath, ist nicht unmittelbar durch jenes Er-

1) Zachariä, Vierzig Büch. v. Staate II, S. 441; vgl. Ancillon, Vermittl. d. Extr. I, 218. Pölitz, Staatswiss. I, 568. Schön, Staatswiss. S. 182 ff. Schmid, Deutsch. Staatsr. S. 39.

eigniß, sondern erst später nach seiner eignen Auflösung, verändert worden. Der allein Statt gefundene Sturz der Regierung ist eben mit dem Sturze eines Ministeriums in monarchischen Staaten zu vergleichen.

Im weitern Sinne des Wortes wird man jedoch das Ereigniß vom 6. Sept., da es doch immer eine Auflehnung gegen bestehende Behörden und von Gewaltsamkeiten begleitet war, unter den Begriff der Revolution bringen müssen.

Hiermit ist zugleich angedeutet, daß dieselbe, wenn man sie auch des religiösen Motivs wegen nicht mißbilligen kann, doch eben jenes revolutionären Characters wegen einen möglicherweise sehr verderblichen Einfluß auf die übrigen Cantone der Schweiz haben kann. Es ist ein neues Beispiel gegeben, daß die Massen ihren Willen gegen den der gesetzlich bestehenden Behörden durchsetzen können, und dieses eben ist, wie schon früher angedeutet, das Characteristische und Gefährliche aller neuern Revolutionen seit der Französischen. Wer aber war hieran anders Schuld, als eben zunächst die Radicalen selber, die das leidige Princip der Volkssouveränität seit 1830 so laut predigten? Entfernter dann freilich auch die Stabilitätsmänner der Restauration, die eben jenen Gegensatz oder jenes Extrem hervorgerufen.

So trübe die Aussichten in dieser Hinsicht an dem politischen Himmel der Schweiz für die nächste Zukunft sind, so darf doch auch hier die Hoffnung nicht aufgegeben werden: nunquam de republica desperandum! Zunächst ist nur vor Allem nöthig, sich über die Natur des eigentlichen Uebels nicht zu täuschen, mit dessen richtiger Erkenntniß schon die Hälfte gewonnen ist. Dieses Uebel liegt eben in dem bis jetzt maßlosen Princip der Volkssouveränität, welches, auf sein richtiges Verständniß und Maß zurückgeführt, sowie gehörig durch ein Gegengewicht modificirt, für die Republiken der Schweiz *allerdings* die Grundlage des Staats seyn und bleiben kann. Diese Beschränkung ist nun zunächst durch das Repräsentativsystem gegeben, welches auf eine vollständigere und die concreten Verhältnisse besser berücksichtigende Weise in der Schweiz durchgeführt werden muß, als es in den bisherigen neuern Verfassungen geschehen ist, welche die Corporativrechte viel zu wenig berücksichtigen. Insbesondere ist durchaus nöthig, daß die Kirche durch eine zweckmäßige Presbyterial- und Synodalverfassung dem Staat gegenüber die ihr gebührende Selbstständigkeit und die Aufsicht über das Volksschulwesen wieder erlangt.

Noch wichtiger ist jedoch die Sorge für die ge-

hörige geistige Entwickelung des gesammten Volkes; in dieser Hinsicht wäre sehr zu beklagen, wenn die dermalen ans Ruder gekommene Regierung nicht das Gute, was die frühere bereits bewirkt hat, anerkennen und möglichst fortbilden wollte. Geschähen Rückschritte hierin, so würde für eine solche Verkehrtheit die Nemesis auch nicht ausbleiben; besonders wäre es kläglich, wenn die Kirche ihre jetzige siegreiche Stellung dazu benutzen wollte, der kaum aufgeblühten Hochschule irgendwie Leides zuzufügen und ihr entgelten zu lassen, was sie doch gar nicht verschuldet hat. Allerdings liegt jetzt aber vorzugsweise das Heilmittel des gegenwärtigen zerrütteten Zustandes (und zwar nicht bloß in Zürich, oder der Schweiz allein), sowie namentlich das einzige gründlich heilende Corr命 des politischen Materialismus und besonders des Volkssouveränitätsprincips in der Erweckung, Belebung und Förderung eines ächt christlichen Sinnes und Lebens, worin und womit zugleich die wahre politische Freiheit und ächte Aufklärung besteht. Die gegenwärtige Regierung in Zürich erkennt (wie sich aus den Erklärungen des Bürgermeisters von Muralt ergiebt) dieses an. Mögen sie nur in den Mitteln und Wegen zu diesem Ziel keine Mißgriffe thun! Möge sie und mögen alle Schweizer die Worte und Warnungen des großen

Schweizerischen Geschichtschreibers beherzigen, mit denen wir diese Bemerkungen beschließen wollen[1]):

„Eine glaubende Religion, Tochter der Natur und des Gefühls, Quelle von Ruhe und Muth, hatten unsere Altvordern, keine capitulirende, kein Spiel der Schulsysteme. Nicht eine Nothhülfe zu Täuschung ihres Volks, Gott suchten sie, und die unermeßliche Kraft jener Welt, auf Tage, wo es ihr Leben galt. Altäre hatten sie, nicht ihre Stühle darauf zu setzen, sondern vor ihnen den Bund zu schwören, auf so lange der Schnee die Alpen bedeckt. Sie wollten Anstrengung und Ausharren (wer sich versäumt, dem hilft kein Gott); nicht fehlerfrei, von Erde und Staub waren sie; aber gewohnt, in rechten Dingen dem Vater alles Rechts zu trauen; was die Ehre des Bundes und der Waffen berührte, schien ihnen recht; Tod hierfür, Weg des Himmels.“ —

„Hier ohne Heuchelei und ohne Scheu zuerst von dem Größten zu reden, so ist eine Folge verabsäumter Aufklärung, daß der Gott, auf welchen die ewigen Bünde geschehen und jährlich alle Gesetze geschworen werden, von Vielen nicht mehr geglaubt wird. Ich will nicht erweisen, was besser sich fühlen läßt; aber merkwürdig ist, wie die Bibel fast auf kein Volk eigenthümlicher paßt. Aus einem Geschlecht freier Hir-

1) Joh. Müller, Werke 1832. Th. VII. S. XXXIII u. LXXIX.

ten erhebt sich in so viel Stämmen, als eure Cantons, eine Eidgenossenschaft. Von Gott bekommt sie drei Gesetze, wenn ihr sie haltet, so seid ihr unüberwindlich: 1) ewig in enger Verbindung zu beharren, in Krieg und Friede, durch vaterländische Sitten, und Freuden gemeinschaftlicher Feste, eine Nation wie eine Familie; 2) nicht mercantilisch wie Tyrus, ohne Eroberungslust, in ihren Landmarken unschuldig frei, auf angestammten Gütern und bei ihren Heerden zu leben; 3) die Nachahmung fremder Grundsätze und Sitten als den Untergang der Verfassung zu betrachten. Diese Gebote mehrmals, nie ungewarnt, noch ungerochen übertreten, rettet glorreich, mehr als ein von Gott begeisterter Tell; bis die Nation, in eifersüchtige Parteien politisch und religiös getrennt, ängstlich zwischen zwei Monarchieen, deren sie die eine fürchtet und auf die andere sich stützt, ohne Plan, ohne Sitten, ohne Selbstgefühl sich bald für zu wichtig hält, als daß ein Weltbezwinger sie dem andern überlasse, bald für zu unbedeutend, als daß einer an sie denke, bald verzagt, bald von Wundern erwartet, was Gott nur thätiger Tugend giebt, unwürdig der Freiheit und ungelehrig zum Joch, eine schlechte Nation, weil sie allezeit sucht, eine andere zu seyn, endlich unaufhaltbar sinkt und gänzlich fällt — euch zur Lehre. So weiß ich nicht, ob ein Glaube uns besser geziemt, als der des neuen Testaments, welcher (gleich sowie unsere ewigen Bünde) Jedem die hergebrachten und natürlichen Rechte

bestätigt [1]), Gleichheit einführt [2]), Heldentod befiehlt [3]) und Geistesgegenwart um so mehr erleichtert, als nach Versiegelung der schönsten Hoffnung menschlicher Natur Niemand bedarf, aus Todesfurcht im ganzen Leben Knecht zu seyn [4]). In diesem Geiste, biedere Männer in den Waldstädten und andere katholische Eidgenossen, haben die bei euch verehrten Heiligen, ohne Scheu von Mächtigen, welche nur den Leib tödten können [5]), hohe Beispiele unerschrockener Dahingebung hinterlassen. In diesem Geiste, hochwürdige Prälaten und Convente unsrer Helvetischen Congregationen, haben eure Ordensstifter mit unverrückt auf einen Zweck gerichtetem Blick gewöhnlichen Bedürfnissen und Leidenschaften gemeiner Menschen durch hohe Selbstbeherrschung obgesiegt. Wir aber, deren Väter vor mehr als dritthalbhundert Jahren weder die langverehrte Heiligkeit, noch die Erschütterung aller Begriffe, ja die äußerste Gefahr der Eidgenossenschaft nicht abgehalten, den Gottesdienst umzuschaffen, haben eine häusliche Ermunterung, um in Restauration der Grundfesten der Staatsverfassung nicht schläfriger, nicht scheuer zu seyn. Für den Katholiken, für den Protestanten, für den

---

1) Matth. 22, 21.
2) Coloss. 4, 1. Luc. 22, 25 f. Joh. 13. Ueberall.
3) „Auch wir sind schuldig nach dem Beispiel des Herrn, für unsere Brüder das Leben zu lassen.“ 1. Joh. 3, 16.
4) Hebr. 2, 15.
5) Luc. 12, 4.

Freund beider, ist nichts Großes in der Noth, nichts Gutes noch Schönes im Frieden, ohne Beispiele und Grundsätze im Glauben der Väter: Er war das Band ihrer Treu, der Eckstein der Verfassungen, der Gesetzgeber ihrer Sitten, die Ruhe ihrer tapfern Seelen, wenn sie auf den Feind rückten; und wir lassen ihn gleich einem Zunftgewerb ums Brod in den Händen einer Classe, indeß seiner Spott und mächtige Sinnlichkeit ihn aus den Händen der Jünglinge reißt. Ohne Religion wäre der Despot seiner Hunderttausende nicht sicher; wo sind eure Waffen, wenn ihr ohne Religion zu regieren vermeintet? Ungünstiges Glück hat Macht und Reichthum vereitelt; was blieb einem Volke, dem nebst Beidem der Glaube an die Leitung der Umstände fehlte! . . . Nicht Unglaube (irrt euch nicht), Gebrauch des Glaubens; nicht, was aus der Fremde neu kommt, sondern was den Menschen lehrt, seyn wer er soll, aus neuen Bewegungsgründen, fester als zuvor, das ist Aufklärung."

Beilage A.

Das amtliche Bülletin vom 7. Septbr. über die Ereignisse am 6.

„Auf das in den hintern Landen des Cantons verbreitete Gerücht, daß fremde Truppen im Anmarsche wären, wurde diese Nacht in den Gemeinden Pfäffikon, Hinweil, Illnau, Russikau u. s. f. Sturm geläutet.

Schaaren von Volk, Wenige mit Gewehren, die Meisten mit Prügeln bewaffnet, setzten sich nach der Stadt in Bewegung; wo der Zug durchging, erhielt er überall Verstärkung. Am frühen Morgen um 3 Uhr waren bereits Tausende an der obern Straße versammelt; an ihrer Spitze befand sich Pfarrer Bernhard Hirzel von Pfäffikon; die Regierung ordnete die Räthe Hegetschweiler und Melchior Sulzer ab, um das Volk zu beschwichtigen und über den Irrthum aufzuklären. Es war indessen zu spät; eine der Regierung gegebene Frist von zwei Stunden zu schneller Abhülfe der Beschwerden führte zu keiner Befriedigung. Mittlerweile hatte die Regierung den Stadtrath aufgefordert, die Sorge für Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu übernehmen, und dazu die erforderlichen Waffen aus dem Arsenale hergegeben. Die Bevölkerung Zürichs wogte neugierig, doch größtentheils ohne Ahnung der nachfolgenden Ereignisse, durch die Straßen; in den Hauptgassen schloß man die Läden. Bürgerwachen patrouillirten ruhig durch die Quartiere, die Ausgänge der Stadt waren von ihnen besetzt. Im Arsenale befanden sich meistens Officiere, um gegen jeweiligen Ueberfall gerüstet zu seyn. Nach 9 Uhr endlich brach der Zug der Landleute nach der Stadt auf, voran einige Scharfschützen und die Führer, Dr. Rahn-Escher und Pfarrer Bernhard Hirzel, dann einige tausend Bauern mit Knitteln oder Spitzstöcken; sie zogen geordnet, Psalmen singend, über die untere Brücke, durch die Stor-

chengasse nach dem Münsterhofe. Dort befand sich ein Detaschement Dragoner, unter dem Befehle des Instructors, Major v. Uebel; auf dem Paradeplatze die in der Militärinstruction begriffenen Cadetten; die Cavallerie verweigerte den Durchpaß nach dem Zeughause, es entspann sich alsbald ein Gefecht, in welchem die Volksmasse anfänglich über den Münsterhof und die Münsterbrücke sich zurückziehen mußte; es floß Bürgerblut, denn die Cavallerie und die hinter ihr befindliche Infanterie feuerten mehrmals, Angst und Verwirrung stieg auf das Höchste, auf den Thürmen wurde gestürmt. Ein Theil des Regierungsrathes war im Postgebäude; von dort kam der Befehl augenblicklicher Beendigung des Kampfes und Rückzug des Militärs. Leider waren die Opfer schon gefallen, man giebt die Zahl der Todten auf acht, die der Verwundeten auf sechszehn an; unter den letztern befand sich der bei allen Parteien geachtete Hr. Regierungsrath Hegetschweiler, der mit Aufopferung seines Lebens unter die Streitenden die Anzeige der Auflösung der Regierung bringen wollte; eine Kugel traf ihn am Kopfe. Das Volk erholte sich von dem ersten Schrecken und erhielt indessen bedeutenden Zuzug aus den Gemeinden Neumünster, Küßnacht und Erlibach. Es besetzte hierauf die Caserne, welche von den Militärzöglingen verlassen wurde, die Cavallerie kehrte nach ihren Stallungen im Schützenplatze zurück. Das Arsenal übergab die Regierung dem Bürgermilitär. Endlich um 12 Uhr trat allgemeine

Ruhe ein, die Straßen waren von Neugierigen vollgepfropft, nicht die mindesten Excesse von Seiten des Volks begleiteten diese Vorfälle. Die Erbitterung über die Befehlshaber der Truppen und am meisten über diejenigen, welche aus den Eckhäusern der Zeughausstraße auf das Volk geschossen hatten, war sehr stark. Unterdessen geschahen Schritte zur Verhütung weitern Blutvergießens. Mitglieder des gewesenen Staatsraths mit einigen angesehenen Männern des Comité übernahmen die provisorische Leitung des Staats, und bis auf den Abend ist die Ruhe nicht weiter gestört worden."

Beilage B.

Die Proclamationen des bisherigen und des Regierungsrathes des Cantons Zürich.

I. „Mitbürger! Der Regierungsrath, auf die vielfachen Berichte über die große Bewegung und Unruhe, welche durch falsche Berichte, daß der Regierungsrath eidgenossische Truppen einberufen habe, veranlaßt worden ist, findet sich, die Wohlfahrt des Cantons berücksichtigend, verpflichtet, zur Beruhigung des Volkes die bestimmte Erklärung zu geben, daß weder fremde Truppen aufgeboten, noch sonst im Anmarsche seien, und daß der Regierungsrath die ganze Angelegenheit in den Schooß des großen Rathes gelegt habe, und nicht daran zweifle, daß diese hohe Behörde Beschlüsse fassen werde, welche die Ruhe und den Frieden des Landes wieder

herzustellen geeignet sind. Gegeben in unserer Raths-sitzung, Zürich den 6. Herbstmonat 1839. Im Namen des Regierungsrathes: der Amtsbürgermeister: Johann Jacob Heß. Der erste Stadtschriber: Hottinger."

Beilage C.

II. „Mitbürger! Die Unterzeichneten haben es für ihre ernste Pflicht erachtet, unter den gegenwärtigen verhängnißvollen Umständen, bei der Auflösung des Regierungsrathes, die einstweilige Leitung der öffentlichen Ruhe als ergänzter eidgenössischer Staatsrath zu übernehmen, bis ein großer Rath die Behörde wieder organisirt haben wird. Mitbürger! verhütet jeden Ausbruch der Gewalt, alle Excesse! Ein großer Rath wird für die Mittel sorgen, die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, die Gesetzgebung fortan nach den Bedürfnissen des Volkes zu ordnen. Zürich, den 6. September 1839. J. J. Heß, Bürgermeister. L. Meyer v. Knonau, Regierungsrath. M. F. Sulzer. E. Sulzer. J. J. Hürlimann-Landis (statt Bürgermeister Hirzel). E. v. Muralt (statt Hegetschweiler). Escher-Schultheß (statt Hüni)."

Beilage D.

Das Centralcomité an seine Mitbürger.

„Mitbürger! Theure Freunde! Das Volk hat gesiegt und sein heiliges Recht errungen. Die Kunde

gefährlicher Plane war in den Bezirk Pfäffikon gedrungen; die Gegner des Volkes hatten dem guten Rechte desselben Gewalt und List entgegenzustellen gestrebt. Das Volk rückte friedlich, aber entschlossen ein, Schutz für seine heiligen Rechte zu verlangen. Da wurde es plötzlich überfallen und angegriffen, die wenigen Bewaffneten wehrten sich tapfer, aber sie mußten weichen; die vielen Unbewaffneten flohen. Aber die Brüder vom See, namentlich von Küßnacht, Herrliberg und Erlibach rückten nach und nahmen die Stadt, die Bürger das Zeughaus in Besitz, und die Regierung mußte ihre Stellen niederlegen. Mitbürger, Brüder! Gott hat der gerechten Sache den Sieg verschafft. Aber er ist theuer erkauft. Manche Eurer Brüder haben ihn mit dem Leben, viele mit schweren Wunden errungen. Sie haben für das Vaterland, sie haben für ihren Heiland geblutet. Gott wird es ihnen jenseits lohnen; ihrer Witwen und Waisen wird das Vaterland, werden ihre begüterten Brüder gedenken. Erinnert Euch des ernsten, wichtigen, aber theuer erkauften Sieges. Er macht es Euch zur Pflicht, im Andenken an die für die heilige Religion Gefallenen durch die That zu beweisen, daß es Euch Ernst war, die heilige Religion zu schützen, daß Ihr dieß und nichts Anderes wolltet, und daß Ihr in Euerm häuslichen und öffentlichen Leben Tugend und Frömmigkeit für Eure Leitsterne bewahrt. Brüder! Wir beschwören Euch bei der heiligen Religion, für die Ihr in den Kampf getreten seid,

verübt keine Vergeltung für erlittene Unbilden; zeigt Euch als wahre Jesusbekenner, die wie Er, auch den Feinden zu vergeben wissen; die Rache sei Gottes, er wird Jeden zur Rechenschaft ziehen, früher oder später; die Strafe der Ungerechten und Ungläubigen ist durch den errungenen Sieg schon hart genug. Schwört Treue dem neu geretteten Vaterland und der provisorischen Regierung; denn die Männer, die jetzt das Ruder des Staats ergriffen, verdienen das Vertrauen des Volks im höchsten Grade. Gott segne das Vaterland und lasse ihm aus dem blutig erkauften Siege eine schönere Zukunft erblühen! Wir grüßen Euch mit Treue und Hochachtung. Das Centralcomité, für dasselbe der Präsident: J. J. Hürlimann-Landis. Der Vicepräsident: Rahn-Escher.“

Beilage E.

Aus der Rede des Antistes Füßli.

(Nachdem Obiges geschrieben und zum größten Theil gedruckt, wurde in den Zeitungen Verschiedenes veröffentlicht, welches die S. 387 angedeutete Möglichkeit, daß die neue Regierung zu Rückschritten in Hinsicht der geistigen Entwickelung sich veranlaßt sehen könnte, als ganz unwahrscheinlich erscheinen läßt. So ist es Thatsache (vgl. Allg. Zeit. Nro. 275 und 305), daß die neuen Bürgermeister Heß und von Muralt, jeder der

Hochschule das bedeutende Capital von 10,000 Franken geschenkt; ferner, daß die Geistlichkeit nicht daran denkt, ihre gegenwärtige Suprematie zu mißbrauchen. In dieser Hinsicht schließen wir sehr erfreut diese Beilagen mit den kürzlich veröffentlichen Worten des würdigen Antistes Füßli:)

„Als wir mitten in der welthistorisch gewordenen Bewegung das letzte Mal hier zusammen waren, mußten wir mit Erstaunen uns sagen, daß doch noch viel mehr Glauben in unserm Volke vorhanden sei, als wir selbst es gemeint. Jetzt ist Stille und Ruhe; mit erschütternder Entschiedenheit hat das Volk sich für seinen Glauben ausgesprochen, die Macht derer, die seine religiösen Bedürfnisse nicht berücksichtigen, ist gefallen und das Evangelium neu befestigt; es hat sich die Macht evangelischer Wahrheit auf eine Weise zu Tage gelegt, welche die Augen aller Völker auf sich zieht und einst in den Annalen der Geschichte gelesen werden wird. Die verschiedenen Urtheile über die Bewegung beruhen auf den verschiedenen innern Zuständen der Urtheilenden, daher das Uebelwollen mancher Regierungen und der Beifall der Völker, das Achselzucken mancher Gelehrten und die Freude der Gläubigen. Die große Sache ist erledigt worden, nicht durch die Kirche, nicht durch einen menschlichen Plan, sondern in der Kette rasch einander drängender Ereignisse hat man die Hand Gottes sehen können. Aber mit diesem Siege

beginnt nun die Arbeit erst recht für uns; wir wollen keinen Sieg feiern; schon mancher Sieger hat durch Stolz die Früchte seines Sieges verloren. Durch unsere ganze Stellung müssen wir, namentlich durch entschiedene christliche Vorträge, die Blüthen zu Früchten reifen. Wie Mancher ist durch diese Zeit zu entschiedenen christlichen Zeugnissen veranlaßt worden, — wenn diese Wärme erkalten würde? Suchen wir überall Frieden zu stiften, lassen wir reizende Anspielungen und verkündigen nur mehr positiv das göttliche Wort, und in Gesprächen da zeigen wir keine Freude oder Spott, sondern behandeln ernst die ernste Strafe. Unsere beste Waffe ist heilige Berufstreue, besonders Eifer für die Schulen. Dieses Verhältniß ist auf eine Weise gestört worden, wie es unter christlichen Völkern nicht angehen und nie dauern kann. Es war von gewichtiger Seite ein betrübendes Wort zur Zeit der Reorganisation des Schulwesens; die Zeit sei nun gekommen, wo entweder die Kirche die Schule, oder die Schule die Kirche aufzehren müsse; das war ein Scherz nicht aus gutem Herzen zu einer Zeit, als man nicht das Aufzehren der Schule durch die Kirche fürchten mußte. Jetzt hat sich gewissermaßen das Blatt gewendet, — aber die Kirche hat keine solche Gedanken, sie wird die Verleumdungen über ihre Tendenz Lügen strafen. In die Bildung des Verstandes wird sie die Erleuchtung von obenher einbringen, in der Schule nicht ihren Gegensatz, sondern ihre Stütze sehen, — und die

an vielen Orten schwierigen Stellen der Schullehrer sollen durch die Kirche besser werden. — Wenn aber das Volk so einträchtig sich um uns versammelt, so wollen auch wir, bei aller Verschiedenheit in Nebensachen, Eins seyn in der Hauptsache. Ferne bleibe das Mißtrauen auf dem betretenen Weg und ferne die Leidenschaft auf demselben. Möge der versöhnende Geist Finslers und der glaubensfreudige Sinn von Zeller auch unter uns bleiben!“

2.

Die Frage des Orients.

Nach Saint-Marc-Girardin.

Sechster Artikel.[1])

Die Belagerung von Herat. — Afghanistan.

Ich halte die Depesche des Herrn von Nesselrode für ein Meisterwerk diplomatischer Gewandtheit. Gemäßigt und wohlwollend in der Form, fest in Bezie-

1) M. s. die fünf vorangehenden Artikel im September- und Octoberhefte dieses Jahrgangs.

hung auf den Inhalt, legt sie die Gegenvorwürfe gegen England mit merkwürdiger Kraft vor. Sie giebt das zu, was England Rußland als Beschwerden zurechnet; beweist aber, daß es nur legitime Rechte sind. Sie nimmt den von England so heftig beschuldigten Grafen Simonitsch in Schutz, obgleich sie dessen Versetzung aus Persien verkündigt; beschwert sich ihrerseits über die immerwährenden Eingriffe Englands, und setzt Rußlands Beschwerden auseinander, jedoch ohne Zorn, und gewissermaßen nur um England darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht gut sei, den Strohhalm im Auge des Nächsten zu sehen, wenn man den Balken im eignen nicht bemerkt. Alles dieß ist mit Freundschaftsversicherungen gewürzt, aber einer Freundschaft, die keine Furcht kennt, mit jenen Betrachtungen über das allgemeine Interesse der Civilisation untermischt, welche Rußland von jeher zum Nutzen seines Ehrgeizes zu verwenden wußte, die aber auch stets Eindruck aufs Publicum gemacht haben. Denn Rußland ist, wenn es seine Depeschen an England richtet, nicht unbekannt, daß diese Depeschen veröffentlicht werden können, und richtet sie so ein, um auf den Beifall des Publicums Anspruch zu haben. Depeschen dieser Art rechtfertigen in der That den

Ruf, welchen die Russische Kanzlei in Europa genießt.

„Herr Graf, schrieb Graf Nesselrode an den Grafen Pozzo=di=Borgo, der Kaiser hat mit ernstlichster Aufmerksamkeit Ihren Bericht über die beiden mündlichen auf Persien bezüglichen Besprechungen gelesen, die Sie mit Lord Palmerston gehabt haben, und in welchen Ihnen derselbe die Besorgnisse kund gethan hat, welche der Ostindischen Compagnie die Expedition des Schah von Persien gegen Herat verursache, und die in England allgemein verbreitete Meinung, die Russische Regierung hege gefährliche Pläne und Absichten auf die Englischen Besitzungen in Indien. Da nun diese Erwägungen von einer Art sind, daß sie einen verderblichen Einfluß auf unsere Beziehungen zu England äußern können, so durften wir keinen Augenblick zaudern, der Englischen Regierung über die Ansichten unserer Regierung in Betreff der Angelegenheiten Asiens die freimüthigsten und durchaus freiwilligen Aufklärungen zu geben."

Nach diesem Eingange protestirt Graf Nesselrode im Namen des Kaisers gegen die Absicht, als wolle man der Macht der Engländer in Indien irgend Eintrag thun. Der Kaiser wünscht nur, was gerecht

und möglich ist; und ein Versuch, das Reich der Engländer in Indien umzustürzen, wäre keins von beidem. Man braucht ja nur auf die Karte zu blicken, und die Entfernung zu betrachten, welche Rußland von Brittisch-Indien trennt, so wird dieß genügen, um jeden Unparteiischen zu überzeugen, daß Rußland nicht den Gedanken hegen kann, eine Expedition gegen Brittisch-Indien zu unternehmen.

Nachdem Graf Nesselrode ferner erklärt, daß Rußland durchaus nicht daran denke, sich Calcuttas zu bemächtigen, was England, glaube ich, auch nicht sehr fürchtet, kommt er zu den Angelegenheiten Persiens und zur Belagerung von Herat. Die Persische Regierung glaubte das Recht zu haben, von Afghanistan einen Tribut als Zeichen des Vasallenthums zu fordern, und hatte bereits unter der Regierung von Feth-Aly-Shah, Abbas-Mirza und Mohammed-Mirza (des gegenwärtig regierenden Schah) eine Expedition gegen Herat unternommen. Außer dem Recht der Suzeränetät, dessen Anerkennung er verlangte, hatte Persien sich über die häufigen Einfälle zu beschweren, welche die Afghaner in dessen Gebiet machten. Persien hatte gewiß das Recht, welches jedem unabhängigen Staate gebührt, zu den Waffen zu greifen, um

seine von den Nachbarn gestörte Ruhe und bedrohte Ehre zu vertheidigen. Auch konnte es ebenso wenig glauben, daß es durch diesen Krieg die Englische Regierung verletze und kränke, die sich ja förmlich im Falle eines Kriegs zwischen Persien und Afghanistan gegen den Hof von Teheran verpflichtet hatte, zwischen den beiden Parteien neutral zu bleiben.

Rußland hegte daher gar keinen Zweifel über das Recht des Schahs, einem benachbarten Staate, über den er sich zu beklagen hatte, den Krieg zu erklären; allein es hielt diesen Krieg in Betracht der Schwäche und Erschöpfung Persiens für unzeitig und unklug; und darum suchte es den Schah, anstatt ihn anzutreiben, die Expedition gegen Herat zu unternehmen, vielmehr mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln davon abzuhalten, und in diesem Sinne waren die der Russischen Gesandtschaft in Teheran ertheilten Instructionen redigirt.

Um zu beweisen, daß Rußland diesen Krieg gegen Herat stets gemißbilligt habe, citirt Graf Nesselrode die förmliche vom Kaiser von Rußland an die Persische Regierung gerichtete Anforderung, das aus Russischen Deserteurs bestehende Regiment zu verab-

schieden, welches dieselbe in ihrem Solde habe: „und dieß sagt Graf Nesselrode, in einem Augenblick, wo wir wohl wußten, daß dieß Regiment die Hauptkraft der unter den Mauern von Herat versammelten Truppen bilde.“ Dieß Argument scheint uns nicht von Belang: denn wir glauben uns zu erinnern, daß es sich von einem aus Polen bestehenden Regimente handle, was freilich das dringende Gesuch des Kaisers von Rußland zur Genüge erklärt.

Hier beginnt nun in der Russischen Note eine Reihenfolge äußerst merkwürdiger Bekenntnisse. Rußland giebt Alles zu, was ihm die Englische Note zur Last legt; aber es rechtfertigt und vertheidigt auch Alles. „So hatte, sagt es, die Gegenwart des Grafen Simonitsch im Lager des Schah von Persien zum Zweck, die Zurücksendung der Russischen Deserteurs zu verlangen. Er hat zwar an den Belagerungsoperationen Theil genommen; aber dieser Minister glaubte nicht, es sich entsagen zu müssen, die Arbeiten zu inspiciren, und Rußland kann ihn darum nicht tadeln, oder verleugnen; denn es giebt keinen Englischen bei einem befreundeten Souverän beglaubigten Officier, der nicht ein Gleiches unter ähnlichen Verhältnissen gethan hätte.“

England machte Rußland den Vertrag zum Vorwurf, den es zwischen Persien und dem Fürsten von Kandahar vermittelt, und die Garantie, welche es diesem Vertrage ertheilt hatte. Rußland giebt dagegen diesen Vertrag offen zu, und bedient sich desselben als eines Beweises, daß es die Expedition nach Herat keineswegs so begünstigt habe, wie England glaube. „In der That, sagt es, war es die Absicht der Russischen Regierung, im Falle der Schah von Persien sich der Stadt Herat bemächtige, Persien nicht zu gestatten, von dieser Seite einen Zuwachs zu haben, der es den benachbarten Staaten hätte gefährlich machen können. Im Gegentheile glaubte unser Gesandter in der Voraussicht des Erfolgs der vom Schah unternommenen Expedition, daß es seine Pflicht sei, dem Hofe von Teheran einen Arrangirungsplan vorzulegen, wonach Herat dem Fürsten von Kandahar abgetreten ward; und bereits war durch die Bemühungen unsres Gesandten eine Unterhandlung zwischen diesem Fürsten und dem Schah von Persien eingeleitet worden. Dieß Arrangement hätte, wenn es Statt gefunden, die förmliche Anerkennung der Unabhängigkeit von Afghanistan zum Princip gehabt, und der Schah wäre genöthigt gewesen, sich jedes Eingriffs in die Integrität des

Territoriums, in dessen Besitz die Afghanen gegenwärtig sind, zu enthalten, und keinen der ihrer Herrschaft unterworfenen Stämme anzugreifen.“ Wir glauben nicht, daß für England viele Beredungskünste nöthig sind, um es zu überzeugen, daß Rußland Persien keineswegs sehr furchtbar für seine Nachbarn wünscht; was aber den Argwohn der Englischen Politik erweckt, ist der Umstand, daß Rußland durch diesen Vertrag sich eine Art Protectorat über Afghanistan anmaßen will, unter dem Vorwand, für dessen Unabhängigkeit zu sorgen, und so seinen Einfluß in dem Lande begründen will, welches zur Passage dient, um nach Indien zu dringen.

Rußland verbirgt auch seine deßfallsigen Absichten nicht; und gerade hier ist die Depesche des Grafen Nesselrode am merkwürdigsten. Ja, Rußland will Einfluß haben in Mittelasien; aber warum? Im Interesse seines Handels und seiner Industrie; ja, es giebt die Idee eines Kampfes in diesen entfernten Ländern zwischen ihm und England zu, aber nicht eines politischen feindseligen Kampfes, sondern eines wohlwollenden Handelskampfes. Ist diese Erklärung von der Beschaffenheit, England zufrieden zu stellen? Ich bezweifle es sehr. Führen wir die betreffende Stelle aus der Depesche des Grafen

Nesselrode an: „Dieser Vertrag zwischen Persien und Afghanistan hätte, indem er dazu beitrug, die Ruhe und das Gedeihen dieses Landes wieder herzustellen, dasselbe für den Handel und die Industrie aller Nationen zugänglich gemacht, welche dabei interessirt sind, die Hülfsquellen Mittelasiens auszubeuten. Unser Cabinet ist aufs innigste davon überzeugt, daß dieß Land so viel Reichthum in sich schließt, um der Handelsthätigkeit aller Nationen freie Laufbahn zu gestatten, welche, ohne eine gegenseitige Ausschließung zu versuchen, einen offenen, ehrenvollen Kampf kämpfen wollen."

Seit einiger Zeit spielen der Handel und die Industrie eine große Rolle in der Politik Rußlands. Weit entfernt, dasselbe darum zu tadeln, erkennen wir darin die gewohnte Gewandtheit seiner Regierung. Handel und Industrie scheinen die besondere Vocation unserer Epoche zu seyn; Alles, was im Interesse des Handels und der Industrie geschieht, wird vom Publicum mit günstigen Blicken angesehen. Rußland gebraucht nun diese Gunst zum Nutzen seiner Politik. Das ist sehr natürlich. Uebrigens sind Handel und Industrie für Rußland auch mehr, als politischer Vorwand; sie bilden hier ein großes Interesse. Rußland erinnert sich an des Kaisers von Oesterreich, Franz II. letztes Wort,

als dieser zu einem Russischen Gesandten sagte: „Sie haben noch große Eroberungen über die Barbarei zu machen, aber im Schooße ihres eignen Landes.“ In der That dieß weite Reich muß bevölkert, bereichert, civilisirt werden; eine große, der Bewunderung Europas würdige Arbeit, und Handel und Industrie sind die besten Instrumente zu diesem Werke. Daher der Schutz, den die Russische Regierung dem Handel und der Industrie zu Theil werden läßt; daher die Anstrengungen, welche sie macht, um dieselben zu ermuthigen; daher das, was wir über Regeneration und Metamorphose von Moskau verstehen, welches die große industrielle Mutterstadt Rußlands geworden ist, die neue Zukunft des Russischen Reichs repräsentirend, wie es bereits dessen Erinnerungen und nationale Traditionen repräsentirt. Nicht durch den Krieg, nicht durch die Waffen kann Rußland, welches immer den richtigen Ton und Geschmack des Augenblicks zu erfassen weiß, mit England kämpfen, sondern durch den Handel und die Industrie; so will es ihm Mittelasien streitig machen; darum sendet es einen Russischen Agenten nach Kabul; denn es fällt ihm nicht ein, diese Mission des H. v. Wikowitsch, von dem die Englische Note so viel Aufhebens macht, zu verbergen.

„Diese Mission war nur gerecht und legitim, sagt Graf Nesselrode, und die durch falsche Berichte irre geführte Englische Regierung täuscht sich durchaus über Veranlassung und Zweck. Es würde, um sie zu beruhigen, genügen, wenn wir sagen, daß Dost-Mahommed-Khan im J. 1837 einen Agenten mit dem Auftrag nach St. Petersburg sendete, mit Rußland Handelsverbindungen anzuknüpfen. Unsere Regierung entschloß sich daher, um zu wissen, was von den Vortheilen zu halten sei, welche dieß Land dem Russischen Handel bieten könne, einen Agenten dahin zu senden, und ihm ein Antwortsschreiben auf dasjenige mitzugeben, welches Dost-Mohammed-Khan an den Kaiser gerichtet hatte. Nachdem nun so die Thatsachen in ihr wahres Licht gestellt worden, giebt unsre Regierung dem Englischen Cabinet gern die förmliche Versicherung, daß in der Mission des Herrn v. Wikowitsch nach Kabul, und in den ihm ertheilten Instructionen, nicht die geringste feindliche Absicht gegen England lag, nicht die geringste Idee, irgend etwas zu thun, was die Englischen Besitzungen in Indien stören könne. Gewiß, wenn sich eine Macht in Asien Besorgnisse machen und beschweren kann, fährt Graf Nesselrode fort, so ist es Rußland, dem nicht unbekannt ist, mit welcher uner-

müdlichen Thätigkeit die Englischen Reisenden sich bemühen, Uneinigkeit in Mittelasien zu stiften, und die Leidenschaften der Völker, welche unsere Grenzen berühren, zu erregen."

Was also will Rußland nach des Grafen Nesselrode Note? Zulassung zu den Handelsvortheilen von Mittelasien; es verlangt freie Concurrenz, während der Englische Handel Bewahrung des Monopols will. Graf Nesselrode führt in dieser Beziehung die Maneuvres einiger Englischen Reisenden an; nicht, als wollte er auch nur im Geringsten der Englischen Regierung die Handlungen von Individuen zur Last legen, welche weder accreditirt, noch anerkannnt sind; aber, wenn Rußland Vertrauen hegt zur Loyalität der Englischen Regierung, so verlangt es dagegen, daß auch die Englische Regierung Vertrauen hege zur Loyalität des Cabinets von St. Petersburg. Die Reflexionen welche Graf Nesselrode bei dieser Gelegenheit über das gleiche Interesse anstellt, welches England und Rußland haben, den Frieden in Mittelasien aufrecht zu erhalten, sind gerecht und edel, und Gott gebe, daß sie von beiden Seiten in Ausübung gebracht werden! Ja, das Mittel, den Frieden von Mittelasien zu erhalten, „besteht darin, die natürliche Bewegung der Völker zu

beruhigen, die in diesem Theile Asiens Rußland von England trennen, anstatt ihren Haß und ihre inneren Streitigkeiten anzufachen und zu mehren; sich zwischen den Russen und Engländern auf die Handelsconcurrenz zu beschränken, ohne je aus dieser Concurrenz einen Kampf des politischen Einflusses zu machen; endlich und vor Allem aufs Gewissenhafteste die Unabhängigkeit der zwischen Rußland und England gelegenen Länder zu respectiren. Denn um Freunde zu bleiben, müssen die beiden Mächte vermeiden, zu nahe Nachbaren zu werden." Diese Räthschläge sind vortrefflich; aber ist vielleicht die Gefahr der Nachbarschaft nicht so dringend notirt, weil sie bereits existirt? Denn schon sind sich die beiden Mächte, obgleich die eine von Calcutta und die andere von St. Petersburg auswandert, also von den beiden entgegengesetzten Polen im Geheimen in Asiens Mitte zusammenstoßen. Wir glauben mit Herrn von Nesselrode, daß England keinen der aufrührerischen Reisenden accreditirt, welche Mittelasien durchreisen; wir sind überzeugt, daß auch das Russische Cabinet seinerseits keine feindliche Absicht gegen Brittisch-Indien hegt. Aber was auch die beiden Regierungen thun und sagen mögen, es giebt einen Nationalinstinct, der sie gegeneinander treibt. Mehr diesem Instincte,

als ihren Instructionen gehorchten der Graf Simonitsch in Teheran und Hr. v. Wikowitsch in Kabul; diesem Instincte gehorchen auch die Englischen Reisenden, über welche sich Graf Nesselrode beschwert.

Nach dieser gewandten, festen Erklärung über Rußlands Missionen nach Mittelasien kommt Graf Nesselrode wieder auf die Persischen Angelegenheiten zurück; er erinnert an die von beiden Cabinetten gemeinschaftlich gemachten Anstrengungen, einen Bürgerkrieg in Persien zu verhindern, und den gegenwärtigen Schah, Mohammed, anerkennen zu lassen; und bedauert, von diesem Standpuncte ausgehend, den zwischen England und Persien ausgebrochenen Zwist. „Das Russische Cabinet will sich, sagt Graf Nesselrode, gewiß nicht zum Richter des zwischen Persien und England entstandenen Streits erheben. Allein der Streit selbst stützt sich, so viel wir davon wissen, auf Gegenstände von secundärer Wichtigkeit; und wir hoffen daher, daß die Persische Regierung alle Anstrengungen machen wird, um das gute Einverständniß zwischen ihr und dem Englischen Minister wieder herzustellen. Allein ein weit wichtigerer Umstand bestimmt uns, der Englischen Regierung unsere freie Meinung über die Lage der Angelegenheiten in Persien zu sagen. Diese Lage ist verwickelt und

wird es täglich ernstlicher durch die drohende Stellung, welche England gegen den Hof von Teheran angenommen hat.“ Die von England gemachten feindlichen Demonstrationen im Persischen Meerbusen, die Occupation der Insel Kareck, das allgemein verbreitete Gerücht, daß man einen unter Englands Schutz gestellten Mitbewerber auf den Persischen Throne wieder erscheinen lassen wolle, „sind Umstände, welche den Schah von Persien mit Recht beunruhigen mußten.“ Bei dieser Lage der Dinge, „glaubte er zur Freundschaft des Kaisers seine Zuflucht nehmen und dessen Vermittlung in Beziehung auf England ansprechen zu müssen, um Unruhen zu verhindern, welche die Schritte der Englischen Regierung unvermeidlich in seinen Staaten erregen würden.“

„Der Kaiser hat, den Absichten des Schah entsprechend, keinen Anstand genommen, an das Wohlwollen des Englischen Cabinets zu appelliren, um einer Lage ein Ziel zu sezen, welche, wenn sie fortdauerte, die Ruhe Persiens compromittiren, für Rußland selbst ein Gegenstand der Beunruhigung werden und dasselbe zwingen würden, Maßregeln der Sicherheit und Vorsicht zu ergreifen.“ Das beste Mittel, um ähnlichen Complicationen vorzubeugen, wäre nach der

Meinung des Grafen Nesselrode, den Ministern Rußlands und Englands am Persischen Hofe eine gemeinsame Richtung zu geben, damit sie gemeinschaftlich um Aufrechterhaltung der Autorität des Monarchen bemüht seien, dessen Throngelangung beide Staaten im J. 1834 begünstigt hätten. Wenn England diesen Gedanken annähme, so würde die Englische Regierung gewiß bald ihre früheren Verhältnisse mit dem Hofe von Teheran auf den alten Fuß des Wohlwollens und der Freundschaft stellen, „ihr Geschwader aus den Persischen Golf entfernen, und die bereits seit geraumer Zeit von ihren Truppen besetzte Insel Kareck räumen."

„Sobald die Dinge wieder auf ihre früheren Verhältnisse begründet sind, wird uns die Englische Regierung bereit finden, sie in ihren Bemühungen, den Schah auf die Grenzen seiner Staaten zu beschränken und ihn auf die Idee Verzicht leisten zu lassen, die Expedition von Herat abermals zu beginnen, zu unterstützen. Unser Benehmen wird daher von dem definitiven Entschlusse abhängen, den die Englische Regierung ergreifen wird."

Graf Nesselrode verkündigt endlich noch die Abreise des Obristen Duhamel, der an die Stelle des Grafen Simonitsch ernannt sei. Er lobt die Mäßigung

dieses neuen Abgesandten, und dieß ist das einzige Zugeständniß, welches Rußland in Hinsicht des Benehmens des Grafen Simonitsch macht. Graf Nesselrode hofft, daß die Anwesenheit des Obristen Duhamel, unterstützt von den Bemühungen der Englischen Regierung, dazu beitragen wird, in Persien die Ruhe wieder herzustellen, welche die erste Bedingung seiner Existenz „und die Garantie des Friedens zwischen den beiden Mächten ist, die von nun an berufen sind, ihren Einfluß auf das Schicksal Mittelasiens auszuüben."

Um es kurz noch einmal zusammenzufassen, so macht also Rußland Ansprüche darauf, mit England den Handel Mittelasiens zu theilen; will es fortan auch seinen Einfluß haben auf die Schicksale dieses Theiles der Welt; macht es die Unabhängigkeit der zwischen England und ihm liegenden Staaten zu einer der Grundmaximen seiner Asiatischen Politik, und warnet vor einer einen Zusammenstoß herbeiführenden Nachbarschaft. Noch mehr: die soeben proclamirte Politik auf die Angelegenheiten Persiens anwendend, beschwert es sich über Englands Feindseligkeiten gegen Persien, über sein Geschwader im Persischen Meerbusen (dessen Entfernung es verlangt); über die Besetzung der Insel Kareck und fordert auch deren Räumung. Es

spricht sogar von Sicherheitsmaßregeln, zu deren Ergreifung diese Feindseligkeiten sie zwingen würden, und verkündigt offen den Schutz, welchen der Schah von ihm erbeten, und der ihm auch bewilligt worden sei. Dieß ist Rußlands Sprache, abgelöst von den wohlwollenden, gemäßigten Formen, in welche sie sorgsam gehüllt war.

Was ist nun aus dieser Polemik geworden? Wird sie einen baldigen Krieg zwischen den beiden Mächten herbeiführen?

Die Publicisten lassen sich sehr oft dadurch täuschen, daß, wenn sie eine etwas lebhafte Controverse zwischen zwei großen, rivalisirenden Staaten sich entspinnen sehen, sie gleich glauben, der Krieg werde unmittelbar ausbrechen. Allein, namentlich in unserer Zeit, ist es noch gar weit vom Wort zur That. Die Polemik war sehr lebhaft zwischen Rußland und England, und die Noten vom 1. und 9. Sept. schienen wenig Wohlwollen zu bezeigen. Indessen legte sich der Lärm des Zornes doch wieder, weil Niemand Lust hatte, die Sachen aufs Aeußerste zu treiben.

In der Antwort auf die Note des Grafen Nesselrode übersah Lord Palmerston ganz geschickt alle von Rußland angeregten Principienfragen. Er über=

gehe, sagt er, diese Fragen, bemerke aber ausdrücklich, daß diese Uebergehung nie als ein Zugeständniß gedeutet werden könne und dürfe; er halte sich nur an die von der Russischen Regierung gegebenen Erklärungen, mit denen die Englische Regierung zufrieden sei, und beendigt dann schnell eine Controverse, deren Verlängerung, wie er sagt, beiden Cabinetten unangenehm seyn müsse. Auch Graf Nesselrode meint seinerseits, daß es am Besten sei, sich beiderseitig an das zu halten, was gesagt worden sei, und auf diese Weise werden die respectiven Zuschriften schnell, aber klug beendigt. Wir finden nur noch eine letzte Depesche des Grafen Nesselrode an den Grafen Pozzo-di-Borgo vom 5. März 1839, in der, wie man sagt, die von Rußland über die Angelegenheiten Persiens und Afghanistans gegebenen Aufschlüsse zusammengefaßt seien, wo sie aber in der That auf eine Weise entwickelt sind, die dem Englischen Publicum gefallen muß, und wo Rußland in allen Puncten nachgiebt. Sie hat ganz den Anschein einer für das Parlament gemachten Depesche; nämlich: Nichtanerkennung des Benehmens des Grafen Simonitsch, Zurückberufung des Agenten Wikowitsch, des Abgesandten nach Kabul, Weigerung in dem zwischen Persien und Kandahar abgeschlossenen Vertrage, die vom Gra-

sen Simonitsch stipulirte Russische Garantie zu ratificiren; und fast hat es den Anschein, als ob Englands Sieg vollständig sei. Betrachtet man die Sache aber genauer, so bemerkt man, daß Rußland in Betreff der in seiner Note vom 1. Nov. 1838 proclamirten Principien in keiner Weise nachgegeben hat, weder in Hinsicht auf die Handelsfreiheit in Mittelasien, noch auf sein Recht, mit England das Uebergewicht in diesem Theile der Welt zu theilen, noch auf die Unabhängigkeit der zwischen ihm und Brittisch-Indien gelegenen Staaten, noch in Hinsicht der Entfernung des Englischen Geschwaders im Persischen Meerbusen, noch endlich in Betreff der Räumung der Insel Kareck. Es hat sich also die Zukunft vorbehalten; für den gegenwärtigen Augenblick aber ist Rußland geduldig und mild: es wechselt seine Gesandten, ruft seine Agenten zurück, und giebt Persien in seinen Händeln mit England Unrecht. Seine Mäßigung ist die Ursache, daß der Kampf zwischen ihm und England von dieser Seite her noch aufgeschoben scheint, und so unterliegen auch die Angelegenheiten Persiens und Afghanistans dem Gesetze der Vertagung, das nun einmal das Gesetz unseres Jahrhunderts zu seyn scheint. Auch Mittelasien rückt in den Kreis des bizarren Europäi-

schen status quo ein, der stets seinem Ende nahe zu seyn scheint und doch immer wieder fortdauert. Dieser status quo kommt mir vor, wie ein Kranker, der alle Morgen am Tode, alle Abende Reconvalescent und endlich doch länger lebt, als die Gesunden neben ihm. Stets haben wir den Kriegsalarm, ohne des Krieges Unglück.

Dieß führt uns auf die Türkei und Aegypten zurück, denn hauptsächlich hier hat bisher die Politik des status quo obgewaltet. Allein bevor wir die Aegyptisch-Türkische Frage betrachten, erscheint es uns nothwendig, den Zustand von Afghanistan zu entwickeln, und die Lage eines Landes kennen zu lernen, welches Hauptgegenstand des Streites zwischen Rußland und England war.

Siebenter Artikel.

Die Belagerung von Herat. — Afghanistan. 1)

Ritter bezeichnet in seiner Allgemeinen vergleichenden Geographie mit einem treffenden

1) Diese Betrachtungen gewinnen durch die Resultate der neuesten Expedition der Engländer nach Afghanistan, in deren Folge Dost-Mohammed-Khan entsetzt ward, erhöhtes Interesse. D. R.

Worte das Interesse, welches Afghanistan Rußland und England einflößen muß; es ist, sagt er, das Land des Ueberganges zwischen dem östlichen und westlichen Asien, zwischen Indien und Persien; es liegen hier alle Passagen, welche nach Indien führen, und ein Indisches Sprüchwort sagt, daß Niemand König von Hindostan seyn könne, wenn er nicht zugleich König von Kabul sei. Dieß Indische Sprüchwort erklärt vollkommen die Wichtigkeit, welche den Ereignissen in Afghanistan beizulegen ist.

Afghanistan diente allen Eroberern Indiens stets zur Hauptstraße. Es ist dasselbe Land, welches Alexander der Große vor mehr als 2000 Jahren und Nadir-Schah im J. 1738 passirte. Mahmud, der Ghiznevide, der gegen das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung den Islamismus nach Indien brachte, und dort ein ungeheures Reich gründete, Mahmud war Sultan von Ghizni in Afghanistan. Tamerlan, Herr von Oberasien, bemächtigte sich Kabuls (1398), ehe er seine Eroberungen bis zum Ganges erstreckte; und Baber-Khan, der das Reich der Mongolen in Delhi (1520) gründete, war Anfangs Sultan von Kabul. Kurz es scheint, als ob hier, zwischen Persien und Indien, in dieser letzten Verlängerung der großen Gebirgskette von

Oberasien, die Natur die Schlüssel des Reichs von Asien niedergelegt hat. Daher die Eifersucht und natürliche Unruhe Englands und Rußlands, wenn der eine Staat den andern bereit sieht, sich dieses Landes zu bemächtigen.

Der Gründer des Reichs der Afghanen, Ahmed-Schah, der im J. 1773 starb, machte, sozusagen der Vocation und Neigung des von ihm besessenen Landes folgend, mehrere siegreiche Expeditionen nach Indien. Sein Sohn, Timur-Schah, ahmte ihm nach; allein in Asien erstreckt sich das Glück der Reiche selten über die dritte Generation hinaus. Der Tod von Timur-Schah (1793) gab das Afghanische Reich den Zwietrachten seiner Söhne preis. Ein rivalisirender Stamm des Stammes, aus welchem Ahmed-Schah hervorgegangen, der Stamm der Barukzye, bediente sich ihrer Zwistigkeiten, um Ahmed-Schahs Abkömmlinge vom Throne zu stürzen; und gegenwärtig ist das Afghanische Reich in mehrere Fürstenthümer getheilt, deren schwächstes, das von Herat, zugleich das einzige ist, welches in der alten königlichen Familie geblieben. Kam-Ram, Sultan von Herat, ist ein Sohn Mahmuds, des Sohnes von Timur-Schah. Zwei andere Söhne von Timur-Schah, Zehman-Schah und Schah-

Schoudscha, von denen der eine blind, leben, von England pensionirt, in den Indischen Besitzungen. Der eigene Bruder Mahmud, Vater des jetzigen Sultans von Herat, hatte ihm im J. 1800 die Augen ausstechen lassen; der andere dient in diesem Augenblick den Engländern als Prätendent auf den Thron Afghanistans. England will, so sagt es, eine Restauration zu seinen Gunsten machen, und unter seinem Scepter die verschiedenen Fürstenthümer Afghanistans vereinen, um in diesem Reiche eine Schutzmauer gegen Persien oder gegen Rußland zu finden.

Die der Gewalt der Barukzye anheim gefallenen Fürstenthümer heißen: Kabul, das bedeutendste, Ghizni, Kandahar und Peshauer. Die Städte Herat, Kandahar, Ghizni, Kabul und Peshauer bilden auf der Karte gewissermaßen ein Dreieck, mit nordwestlicher Spitze und südöstlicher Basis. An der Spitze des Triangels liegt Herat; an der Basis von Westen nach Osten liegen Kandahar, Ghizni, Kabul und Peshauer. In diesem Triangel nun muß sich Asiens Zukunft entscheiden, und darum möchten wir einige Worte über die Sultane dieser Städte hinzufügen, die in ihren Mauern alle großen Eroberer der Erde passiren sahen.

Dost-Mohammed-Khan ist Sultan von Kabul.

Einer seiner Brüder herrscht in Ghizni, der andere in Peshauer. Mit seinem Bruder von Ghizni verbündet, welcher seine Truppen in die Armee von Kabul einverleibte, ist er ein Feind seines Bruders in Peshauer, welcher dem Sultan von Lahore, Roundschet-Sing, Tribut entrichtet. Dost-Mohammed war lange Zeit ein Freund der Engländer, und Burnes rühmt seine Klugheit und Macht sehr. Indessen haben wir gesehen, daß er an den Kaiser von Rußland geschrieben und daß Rußland einen besondern Agenten an ihn abgesandt hat. Verkündigen diese Beziehungen zu Rußland, daß Dost-Mohammed-Khan seine Politik verändert hat, wenn dieß Wort überhaupt auf das Benehmen dieser halbbarbarischen Fürsten Anwendung findet? Ich glaube vielmehr, daß man diese Verhältnisse weit einfacher erklären kann. Dost = Mohammed = Khan liebt und begünstigt, den Berichten der Englischen Reisenden zufolge, den Handel, und das ist natürlich. Da nun die Caravanen Kabul passiren müssen, welche nach Indien gehen, oder von da zurückkommen, so bringt die Douane von Kabul dem Dost-Mohammed-Khan viel ein. Daher seine Begünstigung des Handels und sein Wunsch, die Russen Theil an dem Handel Mittelasiens nehmen zu lassen und den Tribut bezahlen zu sehen, der der

Douane von Kabul zufällt. Daher haben die Principien der Freiheit und Concurrenz, welche Rußland gegen England predigt, in Dost-Mohammed einen eifrigen Vertheidiger gefunden; und dieß ist ohne Zweifel der Grund seiner natürlichen Freundschaft für Rußland. Dost-Mohammed hat aber in den Augen Englands gegenwärtig noch ein zweites Unrecht begangen, indem er dem Schah von Persien während der Belagerung von Herat Hülfe gesandt hat. Allein man darf nicht vergessen, daß Dost-Mohammed ein Baruckzye, und Kam-Ram, der Sultan von Herat, aus der alten königlichen Familie stammt; daß der Eine daher aus einem usurpatorischen Stamme, der Andere aus einem legitimen, und daher zwischen den beiden Familien lebhafter, tiefer Haß Wurzel gefaßt hat.

Kohandel-Khan, ebenfalls aus dem Stamme der Baruckzye, ist Sultan von Kandahar. Er ist ein Feind des Sultans von Kabul, Verbündeter des Sultans von Peshauer, aber vor Allem ein Feind des Sultans von Herat, denn der Haß der einzelnen Stämme herrscht hauptsächlich in den Privat-Zwistigkeiten vor, welche den Stamm selbst trennen. Man verbündet sich mit denen, die man am wenigsten haßt, gegen die Ge-

haßtesten, und diese Art der Verbindung liegt ganz in der Ordnung der politischen Bündnisse.

Wir haben gesagt, daß England in diesem Augenblick eine Restauration in Afghanistan zu Gunsten des Schah=Schudscha zu versuchen scheint. Am 26. Juni 1838 ward zwischen dem Gouverneur von Indien, Rundschit=Singh und Schah=Schudscha ein Vertrag abgeschlossen. In diesem Vertrage machen sich England und Rundschit=Singh verbindlich, dem Schah=Schudscha bei seinen Bemühungen zur Wiederbesteigung des Throns behülflich zu seyn. Dem Schah=Schudscha mochte sein Unternehmen nun glücken, oder nicht, so war sein Leben wenigstens eins der bewegtesten und abenteuerreichsten unserer Zeit. Er selbst hat die Geschichte seiner Unglücksfälle geschrieben, was auch zu den characteristischen Zügen unserer Epoche gehört, wo sich die Unglücksfälle besser erzählen, als ertragen lassen, und machte Herrn Burnes sein Werk zum Geschenk. Nach seiner Niederlage bei Kandahar ward Schah=Schudscha vom Sohne seines ehemaligen Vezirs gefangen genommen, und mit unerhörter Härte behandelt. Eine Zeit lang ward er in der Festung Attock eingekerkert; und wie oft ward die Lancette an seine Augen angesezt! Eines Tags schleppte ihn sein Wärter mit auf den

Rücken gefesselten Händen mitten in den Indus, und drohte ihm mit dem Tode. Man bezweckte mit diesen Verfolgungen hauptsächlich, ihm einen berühmten Diamanten, den Koh-y-nor, zu entreißen, in dessen Besitz man ihn wußte. Allein standhaft verweigerte er die Erfüllung dieser Forderung, und ward endlich durch einen der Feinde seines Tyrannen befreit. Nun floh er nach Lahore und begab sich unter den Schutz von Rundschit-Singh. In Lahore aber erwarteten ihn neue Verfolgungen, und zwar wieder des Diamanten wegen. Die Geschichte dieses Diamanten, und der unendlichen Qualen, die er dem unglücklichen Schah-Schudscha bereitete, bilden eine wahre Iliade. Endlich durch Gefängniß, Drohungen und Hunger mürbe gemacht, lieferte er den Koh-y-nor an Rundschit-Singh ab, der ihn noch jetzt besitzt. Seines Diamanten beraubt, entfloh Schah-Schudscha von Lahore und flüchtete sich nach Loudiana, wo er von einer Pension der Englischen Regierung lebte, um aus diesem Exil wieder auf den Thron seiner Väter zu steigen.

Burnes zweifelt sehr, ob es der alten Familie je gelingen könne, sich den Thron wieder anzueignen. Wie groß auch immer die innern Spaltungen der Baruckzye seyn mögen, so sind sie doch stets bereit, sich

gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Während Burnes Aufenthalte in Kabul erhielt Dost-Mohammed-Khan von seinem Bruder in Kandahar die Nachricht, daß ihm ein Persischer Gesandter gedroht habe. „Wenn sich die Perser gegen dich bewaffnen, erwiederte der Fürst von Kabul, dann rufe mich, und wie ich jetzt dein Feind bin, werde ich dann dein Freund seyn.“ Sollten die verschiedenen Fürstenthümer Afghanistans je unter einem einzigen Oberhaupte vereinigt werden, so glaubt Burnes, daß nur Dost-Mohammed diese Vereinigung und zwar zu seinem Vortheile bewerkstelligen könne. Bereits hat sich, wie erwähnt, das Oberhaupt von Ghizni ihm unterworfen; die Sultane von Peshauer und Kandahar kämpfen zwar gegen das Uebergewicht ihres Bruders zu Kabul; allein sie erkennen und rufen ihn an, sobald sie von einem auswärtigen Feinde bedroht werden. Ein anderer Bruder von Dost-Mohammed, und sein ältester Bruder Nabbab-Djebbar-Khan, ein ächter Philosoph, der aus der ganzen Familie der Baruckzye den meisten moralischen Einfluß in Afghanistan hat, scheint ebenfalls die Pläne seines Bruders Mohammed zu begünstigen, indem er sich ihnen nicht widersetzt. Er hätte Ursache, ihn zu hassen, denn er hatte Dost-

Mohammed große Dienste geleistet, der ihn dafür seines ganzen Vermögens beraubt hat; allein Djebbar-Khan erwähnt dieser Undankbarkeit mit keiner Silbe. Er sagt, Gott habe ihm genug gegeben, um seinen Bedürfnissen Genüge zu leisten, die zu belohnen, welche ihm dienen, namentlich da er kein Vergnügen kenne, das dem gleich käme, in dieser Welt zu leben, ohne regieren zu müssen. „Während meines Aufenthalts in Kabul, sagt Burnes, hatte ich Gelegenheit, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Djebbar-Khan aufrichtig ist in seiner Weisheit. Es giebt keinen bescheidneren, allgemein beliebteren Mann. Die Leute umringen ihn auf der Straße, um ihn zu segnen; die Politiker belagern ihn förmlich in seinem Hause, um ihn in ihre Intriguen zu ziehen; er ist geachtet von Jedermann; man freut sich, in seiner Gesellschaft, Zeuge seines Betragens zu seyn, und seinem Gespräche zu lauschen. Er hegt besondere Vorliebe gegen die Europäer, und Alle haben Zutritt in seinem Hause, die nach Kabul kommen."

Dürfen wir Burnes Glauben beimessen, so war es also ein Fehler der Indo-Brittischen Regierung, Schah-Schudscha zum Regenerator des Afghanischen Reichs erwählt zu haben, da diese Rolle Dost-Mo-

hammed-Khan gebührt. Ein Englisches Journal hat sogar verkündigt, daß Lord Wellington, einer von den Männern, welche die Indischen Angelegenheiten am besten kennen, die Wahl von Schah-Schudscha und diesen Restaurationsversuch ebenfalls mißbillige. Woher also dieser diesem Prätendenten ertheilte Vorzug? Unserer Ansicht nach interessirt sich England an und für sich sehr wenig um Schah-Schudschas Sache, und eben nicht mehr um die Restauration der Afghanischen Monarchie; es wollte nur einen Vorwand, um eine Armee nach dem obern Indus marschiren zu lassen, und sich die Schifffahrt dieses Flusses zu eröffnen. Als Vorwand aber ist ihm Schah-Schudscha lieber, als jeder andere Prätendent.

Denn in der That, will Schah-Schudscha mit einer Englischen Armee in seine Staaten, und sich daselbst halten, so muß sich diese Armee vor Allem des Indus bemächtigen. Nur auf diese Weise kann die Expedition des Schah-Schudscha nach Afghanistan gelingen. Nothwendige Präliminarien sind die Unterwerfung von Sind und der Besitz des Indus. Ohnedem könnte die Englische Armee mit Indien nicht communiciren; sie wäre isolirt, und dieß wäre ein strategischer Fehler, den sich England gewiß nie zu Schulden

kommen läßt. Auch lasen wir bereits, daß die Feindseligkeiten an den Ufern des Indus begonnen haben, daß das Hauptquartier der Englischen Armee in Tatta am untern Indus, und Hyderabad und Bakkar, die bedeutendsten festen Plätze des untern und mittlern Indus, bereits in die Gewalt der Engländer gefallen sind. England ward offenbar durch den Umstand zu dem Versuch der Restauration des Schah-Schudscha bewogen, daß, da dieser Prätendent keinen Stützpunct im Lande selbst hat und den Thron nur durch Hülfe einer Englischen Armee besteigen und darauf bleiben kann, und diese Armee sich in Afghanistan nur dann zu halten vermag, wenn sie Herrin des Indus ist, die Occupation des Indus die Bedingung sine qua non der Restauration des Schah-Schudscha sei. Dieß also sind die Beweggründe des Vorzugs, den man ihm hat zu Theil werden lassen.

Untersuchen wir nicht näher, ob England zur Regeneration von Afghanistan nicht besser gethan hätte, anstatt des im Mißcredit stehenden Schah-Schudscha, Dost-Mohammed-Khan, Sultan von Kabul, das mächtigste Oberhaupt des usurpatorischen Stammes der Baruckzye zu wählen, oder Kam-Ram, Sultan von Herat, vom legitimen Stamme der Sadoczye, den einzigen Ab-

kömmling von Ahmed-Schah, der noch in Afghanistan regiert, und durch seinen Widerstand gegen die Perser Ruhm erworben hat. Bei Englands Absichten auf den Indus ist Schah-Schudscha der beste Prätendent auf den Thron von Afghanistan.

Ueberblicken wir schließlich noch einmal kurz die Rolle Afghanistans in dem Kampfe zwischen Rußland und England.

Rußland und England streiten sich um Afghanistan nicht als Besitzung; sondern sie betrachten es als eine politische und commerzielle Position, welche keine der beiden Mächte der andern lassen will.

Wenn Rußland in Persiens Namen die Hand an Herat zu legen scheint, dann erzürnt und beunruhigt sich England. Denn Herat ist der Weg nach Indien.

Wollte England die Restauration von Schah-Schudscha ernstlich versuchen, und ihn mit Hülfe einer Englischen Armee aufrecht erhalten, so wird sich Rußland seinerseits erzürnen: denn wenn England in Kabul herrscht, ist Rußland fortan von Mittelasien ausgeschlossen.

Die beiden Mächte werden für den Augenblick einwilligen, Afghanistan in der Gewalt der Baruckzye zu lassen, welche unter sich im Kampfe liegen; allein

beide werden versuchen, ihre Operationsbasis in Mittelasien zu befestigen; Rußland, indem es seinen Einfluß in Persien ausdehnt und consolidirt, da es ihm als Brückenkopf gegen Brittisch-Indien dienen soll; und England, indem es sich des Indus bemächtigt, um stets auf Angriff und Vertheidigung an seinen nordwestlichen Grenzen bereit zu seyn. Sind sie einmal an der Basis fest, dann wird sich der Kampf in Afghanistan erneuern; denn Afghanistan ist das Land, dessen Besitz die Wagschale Asiens aus der Schwebe bringt, und um König von Hindostan zu werden, sagt das Indische Sprüchwort, muß man erst König von Kabul seyn.

Daß aber von den Engländern in der That ein ernstlicher Versuch gemacht worden ist, Schah-Schudscha auf den Thron zu setzen, erhellt aus nachfolgendem Artikel, der jedoch nicht gleich den übrigen aus Girardins Feder geflossen ist.

Achter Artikel.

Die Expedition nach Afghanistan.

Durch den Tod von Rundschit-Singh, des Königs von Lahore, verlor die Englische Armee einen Bundesgenossen, auf den sie gezählt hatte. Wir haben in dem

vorangehenden Artikel gesehen, welchen Zweck die Engländer durch die Einsetzung von Schah-Schudscha an Dost-Mohammeds Statt zu erreichen suchten. Ebenso brauchen wir nur daran zu erinnern, daß die Fürstenthümer von Afghanistan sich gegenwärtig in der Gewalt eines usurpatorischen Stammes, des der Baruckzyes, befinden. Kandahar, Ghizni, Peshauer, Kabul befinden sich in ihren Händen. Nur Peshauer ist in den Besitz des Königs von Lahore gekommen. Von der legitimen, gestürzten Dynastie sind nur noch Kam-Ram, Sultan von Herat, ein Enkel von Timur-Schah, Zehman-Schah und Schah-Schudscha, beide Söhne von Timur, übrig, und lebten bisher in Zurückgezogenheit bei den Engländern als Pensionäre der Indischen Compagnie, welche stets eine Sammlung von Prätendenten im Vorrath hat. Den letztgenannten Prinzen, Schudscha-ool-Mook, haben die Engländer nun auserwählt, an die Stelle des Usurpators Baruckzye-Dost-Mohammed, der im Verdachte Russischer Sympathieen steht, den Thron seiner Väter wieder einzunehmen, und auf diesem an Interesse und Wechselfällen reichen Feldzuge wollen wir sie begleiten.

Die Expeditionsarmee konnte ihren Weg durch die tributbaren Königreiche einschlagen und direct ins

Punjab rücken, wo sie die Hülfstruppen des Königs von Lahore gefunden hätte; allein England hatte, wie bereits erwähnt, noch einen andern wichtigen Zweck vor Augen: sich des ganzen Laufs des Indus zu versichern. Die Armee marschirte daher auf zwei verschiedenen Wegen dahin, und eine von Bombay ausrückende Division sollte sich der Mündung des Indus versichern. Dieser Theil von Indien ist, wie bekannt, durch die Conföderation der Emirs von Sinde occupirt. Zwar existirten zwischen diesen Fürsten und der Englischen Regierung Verträge, die auf dem Fuße vollkommner Gleichheit und Unabhängigkeit abgeschlossen waren, und deren einer unter Anderm auf naive Weise dahin lautete, „daß jede der beiden contrahirenden Parteien sich verbindlich mache, nie einen lüsternen Blick auf die Besitzungen seines Nachbars zu werfen." Allein dieß war doch für Europäer ein etwas zu patriarchalischer Styl; und da die Emirs in Güte den Durchzug der Englischen Truppen durch ihr Land verweigerten, so sahen diese sich genöthigt, denselben zu erzwingen. Sie begannen damit, auf die Hauptstadt Hyderabad zu marschiren. Die Emirs hatten zwar einige Truppen versammelt, allein diese hielten nicht Stand. Hyderabad ist in Indien durch die daselbst fabricirten Waffen berühmt, und man

findet hier auch die reichste Waffensammlung der Welt. Der Occupation von Hyderabad folgte bald die von Kuratchi, was von einem Engländer sehr bescheiden „eine kluge Maßregel" (a judicious measure) genannt wird. Kuratchi aber ist die reichste Stadt von Sind; sein Hafen dient dem Handel mit Kabul, Lahore, Indien, Persien, Beludschistan zum Stapelplatz. Uebrigens begnügte sich die Englische Armee vor der Hand, einen lüsternen Blick darauf zu werfen, und schloß mit den Emirs neue Verträge ab, deren Hauptbestimmungen folgende sind: Unmittelbare Zahlung einer Contribution von 300,000 Pf. St., Aufhebung der Zollabgaben auf dem Indus, Unterhaltung eines Hülfscorps von 4 bis 5000 Mann unter den Befehlen Englischer Officiere, und Tributzahlung von ungefähr der Hälfte der Einkünfte der Emirs. Außerdem solle in Zukunft jeder Emir die Englische Regierung als ihren Suzerän betrachten, und sich von ihr besonders anerkennen lassen. „Kurz, so sagt ein Englisches Journal, Sind ist politisch und militärisch eine Brittische Provinz geworden, und der Indus kann betrachtet werden, als sei er uns durch eine specielle Stipulation abgetreten, wodurch wir von Mitherncote bis zum Meere in vollen Besitz desselben gelangt sind.

Die Sieger sind sogar in Verlegenheit über ihre Eroberung, denn so weit ging ihre Voraussicht nicht." „Die Regierung, sagt ein anderes Blatt, sieht stets neue Aussichten in dem Maße vor sich eröffnet, als sie vorrückt, und wird so gewissermaßen von den Umständen beherrscht." Sollte daher die Englische Expedition auch keine andern Früchte von ihrer Unternehmung ernten, so hätte sie auch schon durch die geernteten weder Zeit, noch Mühe verloren. Der Indus ist von nun an ein Brittischer Fluß.

Während die Armee von Bombay Sind unterwarf, war eine andere seit mehreren Monaten von Bengalen ausmarschirte Armee bis nach Punjab gelangt, und kam am linken Ufer des Sutledje herab, um zur andern Division in Shikarpur zu stoßen, auf der Grenze von Sindy und Afghanistan. Auf ihrem ganzen Wege empfing sie die Huldigungen der kleinen Fürsten des Landes, oder erneuerte mit ihnen Verträge. Einer dieser Fürsten, der von Bhawurpore, stattete dem Englischen General einen Besuch in seinem Zelte ab. Wir glauben, einen Theil ihres Gesprächs hier anführen zu müssen, weil es in Hinsicht seiner Form höchst merkwürdig ist. „Thun Sie ihm zu wissen, sagte der Englische General zum Dolmetscher,

daß ich die Verlegenheiten bedaure, welche ihm der Durchzug unserer Truppen durch sein Gebiet bereitet; allein die Intriguen der Feinde der Brittischen Regierung haben diese Passage unvermeidlich gemacht. Der Khan erwiederte: Dieß verursacht mir durchaus keine Verlegenheit, und zudem würde ich auch durch das Vergnügen, Ew. Herrlichkeit zu sehen, reichlich dafür belohnt. — Antworten Sie ihm, sagte der Engländer, daß die Englische Regierung seine Freundlichkeit dankbar anerkennt, und in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm zu bleiben wünscht. — Ew. Herrlichkeit, erwiederte der Khan, ist König der Welt; ich bin nur ein armer Zemindar. — Aendern wir das Gespräch, sagte der Engländer; fragen Sie ihn, ob der gestrige Frost strenger als gewöhnlich war. — Nein, gelinder, erwiederte der Indische Fürst, dann fügte er sogleich wieder galant hinzu; Wenn ich übrigens Ew. Herrlichkeit sehe, fühle ich weder Frost, noch ein anderes Uebel, so groß ist meine Freude." Nachdem der Englische General den Besuch erwiedert hatte, setzte er seinen Weg fort. Er kam nach Kaïrpur, wo Alexander Burnes, der Held des Indus, bereits einen Vertrag mit dem Emir abgeschlossen hatte, in Folge dessen die Englische Regierung in den Besitz von Buckur gelangte:

Buckur ist eine kleine Insel in der Mitte des Indus, oberhalb Kaïrpur, die den Fluß beherrscht. Sie besteht aus einem Felsen und einer Festung. Hier ward von der Armee Bengalens eine Schiffbrücke erbaut, um den Uebergang über den Indus zu bewerkstelligen. „Der General-Major Nott, sagt ein Englischer Bericht, der die Infanterie Bengalens befehligte, hatte die Ehre, das erste Corps disciplinirter Truppen auf die andere Seite des schönen Flusses zu führen. Den 14. Februar passirte ihn die erste Abtheilung, während die Regimentsmusik von drei Regimentern erschallte."

Die ganze Armee, den Schah-Schudscha mit seinem Contingent mit inbegriffen, welches auf dem Marsche die Division des Centrums bilden sollte, war Anfang März bei Shikarpur versammelt, und die Beschwerden des Marsches, wie auch die Angriffe der Beloudschen hatten sie bereits von 50,000 Mann auf 30,000 reducirt. Und doch war dieß nur das Vorspiel der Prüfungen, denn man war noch nicht im Gebirge. Anfangs versuchte man den Uebergang bei Gundara, allein er ward bald als unausführbar erkannt. Man beschloß daher, die Päſſe von Bolan aufzusuchen, und marschirte zu diesem Zwecke bis Dadur. Von Gundara bis Dadur mußte die Armee wieder viel leiden, und die Schwierigkeiten mehrten sich. Die Beloudschen leiste-

ten nie offenen Widerstand, sondern richteten ihre vereinzelten Angriffe auf die Flanken und die Arrièregarde der Armee, und raubten ihnen Kameele, Lebensmittel und Bagage. Die Beloudschen sind im Allgemeinen gut beritten und bewaffnet; zuweilen haben sie in jeder Hand einen Säbel und außerdem einen Dolch, eine Flinte und einen Schild. Eins ihrer Vertheidigungsmittel besteht darin, die Bäche und Quellen zu dämmen, um das Land zu überschwemmen, so daß die Englischen Truppen genöthigt waren, im Wasser zu marschiren, bis sie zu den Deichen gelangten. Oft fanden sie den Weg mit hohen Binsen bedeckt, welche die Passage außerordentlich schwierig machten, und wenn man lagern wollte, mußte man sie alle ringsumher abmähen; die unterwegs gefallenen Kameele vermehrten noch in hohem Grade die Beschwerden, indem sie einen unerträglichen Geruch verbreiteten. Nichtsdestoweniger waren die Truppen stets voll Eifer und Muth; denn sie hatten noch Lebensmittel und Rationen. Die Correspondenzen offenbaren die emsige Besorgniß für das Comfort, welches eine große Rolle in den Bülletins und Tagesbefehlen einer Englischen Armee spielt. „Wir hatten alle Arten Indischer Gemüse, schreibt ein Officier, und litten nie Mangel an guten Möhren und Rüben."

Die wahren Leiden und stärksten Gefahren blieben ihnen bei der Passage der Engpässe vorbehalten. Die Colonne von Bengalen eröffnete den Marsch, und kam am 18. März um 6 Uhr Abends bei einbrechender Dunkelheit in die Engpässe. Von den Angriffen der Eingebornen hatte sie zwar wenig zu leiden, allein der Kampf mit der Natur war auch schon hinreichend. In Dadur zeigte das Thermometer 120 Gr. Fahrenheit, während ein Schneeorcan über den Häuptern der im Bolan befindlichen Soldaten hinraste. Sie hatten ungeheuere Felsmassen zu erklimmen und waren genöthigt, fast alle ihre Kameele mit den Zelten zurückzulassen. Wir finden die Division von Bengalen den 26. März in Quetta wieder, wo sie die Ankunft des Schah-Schudscha und des Herrn M'Naghten erwartet. Der Weg war gebahnt, sie hatten das Gebirge hinter sich.

Gegen Mitte April war die Armee endlich im Thale von Peshauer vereint und außer Gefahr, aber zu welchem Preis! Bis zu diesem Augenblick haben die Correspondenzen so gut wie nichts enthüllt und verrathen; die Engländer hatten mit jenem patriotischen Stolze, der sie nie verläßt, ihre Leiden verborgen gehalten, und ihre blutenden Wunden muthig bedeckt. Allein im Thale angelangt, sieht man, wie ihnen eine

schwere Last vom Herzen fällt; sie brauchen sich nicht mehr zu verstellen, und jetzt erst vermag man die Gefahren zu beurtheilen, denen sie Trotz geboten haben. Wir können nichts Besseres thun, als eine ihrer Correspondenzen aus Bombay sprechen zu lassen: „Die Nachrichten, die wir seit einigen Wochen von der Armee empfingen, waren fürchterlich: die Kameele waren die ersten Opfer, und mit ihnen verlor man eine Menge werthvoller Dinge, welche man den Banden wilder Plünderer preisgeben mußte, die Tag und Nacht die Flanken der Armee beunruhigten. Das Gefolge, welches bei einer Orientalischen Armee weit beträchtlicher ist, als die Zahl der Streiter, begann bald, die Schrecknisse der Hungersnoth zu empfinden. Augenzeugen schildern sie uns, wie sie mit den wilden Hunden und Geiern um die Cadaver der unterwegs liegen gebliebenen Thiere kämpften. Die Truppen wurden auf halbe Ration gesetzt, und viele Pferde mußten geschlachtet werden. Noch kurze Zeit in diesem Zustande, und die Armee wäre völlig desorganisirt gewesen. Alle Briefe von daher stimmten darin überein, daß sie kein anderes geschichtliches Beispiel wüßten, welches mit dem Marsch der Truppen nach Kabul verglichen werden könne, als den Rückzug der Französischen Armee von

Moskau. Das Contingent des Schah=Schudscha war von 6000 Mann auf 1500 geschmolzen. Welch ein Glück, daß wir in solcher Lage nicht angegriffen wurden!"

In der That hätte gewiß eine kleine Anzahl tapferer Männer hingereicht, die Armee in den Felsenschluchten des Bolan zu vernichten. Die Sirdars Baruckzyes hatten einen Aufruf an den religiösen Fanatismus ergehen lassen, und alle Mahomedaner aufgefordert, die Ungläubigen zu bekämpfen. Allein Zwietracht herrschte unter ihnen, und sie allein rettete die Expeditionsarmee, so daß sie in den Ebenen von Kandahar anlangte, ohne einen allgemeinen Angriff zurückschlagen zu müssen.

In diesen fruchtbaren Thälern eines köstlichen Climas, 5000 Fuß über der Meeresfläche, konnten die Engländer endlich von ihren Beschwerden ausruhen. Der Obergeneral, Sir Willoughby Cotton, hatte jeden Corps=Commandanten autorisirt, überall Fourage und Lebensmittel auf Rechnung der Regierung anzukaufen, wo er deren fände. Daher kamen die Provisionen auch in Menge an, und der Englische Soldat ward bald wieder gut gelaunt. Indessen wird uns nicht ge-

sagt, ob er in Kandahar auch „gute Möhren und Rüben" gefunden.

Die Eingebornen scheinen keinen ernstlichen Widerstand geleistet zu haben. Kohandel, Khan von Kandahar, hatte seine Hauptstadt verlassen und sich zu Dost-Mohammed nach Kabul geflüchtet. Die Division Bengalens und Schah-Schudscha hielten am 24. April mit H. M'Naghten ihren Einzug in Kandahar.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Armee aus 3 Divisionen bestand: die Bengalens, welche stets die Spitze, die von Bombay, welche die Arrièregarde bildete, und von welcher ein Theil die Garnisonendienste unterwegs versah, und zwischen beiden die Division des Schah-Schudscha und der Schah selbst, den man aufs Aengstlichste vor Gefahren bewahrte, der sich um nichts bekümmern durfte und auch unter Allen der Gleichgültigste gegen seine Restauration zu seyn schien. Man konnte sich nicht zarter benehmen, als es gegen ihn der Fall war. Deßhalb zeigt sich auch Schah-Schudscha, der ein ganz guter Mensch ist, und zudem nicht Geist genug hat, um böse zu seyn, sehr erkenntlich für alle Sorgfalt, die man seiner Person zu Theil werden läßt, und an welche ihn die in seinem Leben so häufigen Verfolgungen gerade nicht sehr gewöhnt ha-

ben. Die Engländer verschafften ihm das Vergnügen einer Revüe, und bei diesem für ihn prächtigen Schauspiele einer mit aller Europäischen Ordnung manövrirenden Armee rief der entzückte alte Fürst: „Meine Herren Engländer, ich bitte Sie, mein Haus stets als das Ihrige zu betrachten.“ (I shall ever consider my house the Englishmen 'home.) Schah-Schudscha kann überzeugt seyn, daß die Engländer dereinst seiner Einladung entsprechen werden, ohne daß er erst nöthig haben wird, zu ihnen zu sagen: „Machen Sie sichs so bequem, wie zu Hause!“

Uebrigens giebt es hier noch Jemand, der uns weit merkwürdiger erscheint, als Schah-Schudscha, und ihn in unseren Augen völlig verdrängt; es ist der Mann, von dem man wenig redet, von dem man nichts bemerkt, als den Namen, und der nicht gekommen ist, um zu kämpfen, sondern um mit der Feder das Werk des Schwertes zu vollenden. Es ist Mac Naghten, der Gesandte Englands bei Sr. M. dem Schah-Schudscha-ool-Mook. So lange man diesen Schatten überall dem Monarchen folgen sieht, fühlt man deutlich, daß dieser nur der Zweite im Königreiche ist, aus demselben Grunde, aus welchem ein barbarischer König weniger war, als ein Römischer Bürger. Der Englische

Bürger repräsentirt hier die moralische Kraft, den Triumph der Intelligenz über die Zahl und die Entfernung. Dieser Abgesandte einer kleinen, fernen Insel, der diesen abgesetzten König an die Hand nimmt und ihn durch Einöden und über hohe Gebirge bis ins Herz eines feindlichen Continents führt, um ihn nach Art der Proconsuln auf seinem Throne zu installiren, ist ein Schauspiel, welches der großen westlichen Familie Ehre macht, und dem Volke zum Ruhme gereicht, welches sich in diesen Ländern zum ersten Missionär Europas macht.

Man muß in dem officiellen Berichte von M'Naghten die Art und Weise lesen, wie er seinen Prätendenten der Bevölkerung des Landes darbringt. Kandahar ist bekanntlich eine der Residenzstädte von Afghanistan; daselbst ward der Schah am 8. Mai feierlich gekrönt und erhielt die Investitur vom Abgesandten einer Compagnie von Kaufleuten.

„In dem Maße, als wir uns der Stadt näherten, sagt der Englische Gesandte, stießen gut berittene und bewaffnete Truppen zu uns, welche alle Sr. M. ihre Unterwerfung darbrachten, während die friedliche Bevölkerung ihre Freude durch Beifallrufen bezeigte. Die Ruhe ist wieder hergestellt, und selbst die früheren

Anhänger der Sirdars, von denen mehrere mir ihre Besuche abgestattet haben, äußerten gegen mich ihre Zufriedenheit über die Veränderung der Regierung. Hadschy-Khan-Kakar, der mächtigste Häuptling dieser Länder, kam mit 200 Reitern, um dem Schah seine Huldigungen darzubringen. Er ward ehrenvoll empfangen von Sr. M. und mir. Die ehemaligen Vornehmen sind fast ausgerottet durch die Tyrannei der usurpirenden Baruckzyes, aber ich kann sagen, daß ich von allen im Lande übrig gebliebenen Respectablen aufs freudigste empfangen ward."

Als die Englische Armee endlich in Kandahar vereinigt war, ward sie gezählt. Abgesehen von den irregulären Truppen, blieben noch eilftausend Mann übrig. Allein man glaube nicht, daß sie von Rückzug oder Ruhe spricht. Sie wird sich vielleicht einen Monat lang erholen, und dann ihren Marsch auf Kabul oder Herat fortsetzen. (?)

3.

Die Osmanen.

Ein geschichtlicher Ueberblick von A. Herrmann.

(Beschluß.)

Soliman I, der Prächtige, der Große, war bestimmt, auf den Grundlagen seines Vaters Selims I. und seines Ahnen Mahomeds II. den Bau der Osmanischen Staatsgewalt während einer 46jährigen Regierung, von 1520 — 1566, bis zum höchsten Gipfel zu vollenden; er, der Zehnte der rechtmäßigen Herrscher der Osmanen, ist auch der größte unter ihnen, denn nach ihm sank ihre Macht unaufhaltbar immer tiefer. In dem kräftigen Mannesalter von 30 Jahren ergriff er die Zügel der Regierung und bezeichnete den Antritt derselben durch Handlungen der Gerechtigkeit und Milde. Sechshundert unglückliche Aegypter, auf Sultan Selims Befehl nach Constantinopel geschleppt, wurden ihrem Vaterlande zurückgegeben, und Persische Kaufleute erhielten für die ihnen weggenommenen Waaren reichliche Entschädigung. Abweichend von seinem Vorgänger aber richtete Soliman seinen Blick wiederum auf Europa, welches kirchliche und politische Wirren bewegten. Carl V., Franz I.

Heinrich VIII., der Papst Leo X., der Doge Andreas Gritti, der König von Polen, Sigismund I., der Czar Wassilji Johannowitsch, erster Begründer von Rußlands Selbstmacht, Schah Ismail, der Stifter der Persischen Sasi, Schah Ekber, der glänzendste unter Indiens Großmoguln, waren seine thatenkräftigen Zeitgenossen.

Eine Beschimpfung, welche Solimans Gesandten in Ungarn angethan worden, bestimmte ihn, seine Waffen gegen selbiges zu kehren. Belgrad, dessen Schlüssel, fiel, nebst Sabacz und vielen Schlössern, in seine Hände und wurden sein Eigenthum. Die Insel Rhodos, in der Gewalt der Johanniter, lag hindernd zwischen den Türkischen Staaten und Aegypten, ihre Eroberung ward darum beschlossen und unternommen. 6000 Ritter vertheidigten dieselbe unter ihrem heldenmüthigen Großmeister Villiers l'Isle Adam. Mit 400 Schiffen und 200,000 Mann rückte Soliman vor dieses vereinzelte Bollwerk der Christen. Kein christlicher Staat sprang ihm bei; 6 Monate leisteten die Ritter einen löwenkühnen Widerstand, und ergaben sich nur, als auch die letzten Werke durch Minen zersprengt, durch Bomben zerschmettert darnieder lagen, 1523. Die Türken hatten die Insel mit der Hälfte ihrer Mannschaft erkauft; dem Großmeister ward freier Abzug mit 2000 Rittern,

welche übrig geblieben. Es verlangte Soliman, ihn zu sehen, und er hatte deßhalb eine persönliche Zusammenkunft mit ihm an der Hauptbresche. „Mir thut es leid, sprach Soliman zu einem seiner Vertrauten, daß ich diesen Greis von Haus und Hof getrieben!"

Zum zweiten Male zog er nach Ungarn, 1526, und traf mit dessen Könige Ladislaus II. zusammen bei Mohacz, er 200,000 Mann stark gegen 25,000. Im brünstigen Gebete erhob Soliman die Hände vor der Schlacht unter Thränen gen Himmel und entflammte dadurch die Seinen zu einer wilden Begeisterung. Absichtlich gönnte man den anstürmenden Christen Raum, um sie in die Mitte der Schlachtordnung zu locken; dann aber flutheten die beiden Flügel hinter ihnen zusammen; von allen Seiten bedrängt und überwältigt, fielen die Meisten durchs Schwert, Wenige entrafften sich dem Gewühle, von denen noch Einige im nahen Moraste versanken, unter diesen der König Ladislaus. Nur anderthalb Stunden hatte der Kampf gewährt und 24,000 Christen waren in selbigem gefallen. Pesth und Ofen ergaben sich dem Sieger. Tausende wurden in die Sclaverei fortgeschleppt; schwer belastet trugen Schiffe die gemachte Beute die Donau abwärts; weithin, bis zum Plattensee und Raab, stiegen die Rauchsäulen ein-

geäscherter Dörfer empor, nichts blieb, als eine lautlose Einöde, der Sultan aber führte, ohne sich die Mühe zu geben, Besatzungen in den eroberten Städten zu lassen, seine Schaaren heimwärts, sich mit einem bloßen Raubzuge begnügend. Die Zahl der in Ungarn Erschlagenen und Hinweggeraubten wird auf 200,000 angegeben. Und kaum waren 3 Jahre verflossen, so kehrte der furchtbare Soliman abermals zurück, des Vorsatzes, den Halbmond auf den Mauern Wiens aufzupflanzen.

Ferdinand, Carls V. Bruder, Römischer König, war zum König von Ungarn ernannt worden und forderte, als solcher, durch eine Gesandtschaft die Zurückgabe der von den Türken im Besitz genommenen Ungarischen Städte. „Ein Wunder, daß Ferdinand nicht auch Constantinopel begehrt“! antwortete der Großvezir Ibrahim höhnisch den Abgeordneten; der Sultan aber hielt sie 9 Monate in Haft, dann trug er ihnen als Gegenantwort an ihren Gebieter auf: „Euer Herr hat bisher unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht gefühlt, aber er wird sie fortan fühlen. Ihr könnt ihm sagen, daß ich selbst kommen werde mit aller Kraft und Macht, und daß ich ihm selbst zurückzugeben denke, was er von mir begehrt. Saget ihm also, er möge

Alles wohl vorbereiten zu unserem Empfange." Die Gesandten antworteten: „ihr Herr werde sich freuen, wenn der Sultan als Freund käme, ihn aber auch als Feind zu empfangen wissen."

Im September 1529 ergossen sich die Schaaren der Türken über die Anhöhen Wiens, 200,000 an Zahl, umkreisten die Stadt und unabsehbar breiteten sich ihre Gezelte in sieben verschiedenen Lägern aus: das des Sultans erhob sich, mit goldenen Knäufen geschmückt, nahe bei dem Dorfe Simmering. Diesen Heeresmassen hatte die bange Stadt bloß 16,000 Mann entgegenzusetzen hinter einem nur 6 Schuh dicken Walle; allein ein fester Muth beseelte die kleine Schaar, und ihr wackerer Befehlshaber, der Pfalzgraf Philipp, Herzog von Baiern, sowie die neben ihm Befehligenden, der Graf Niclas von Salm und der Freiherr v. Roggendorf, führten sie oft in wohl berechneten Ausfällen gegen den Feind und brachten ihm Verluste bei. Indessen eröffnete dieser sein Feuer gegen die Stadt, stürzte die Wälle theilweise durch Minen nieder und versuchte, wiewohl vergebens, stürmend durch die entstandenen Lücken einzudringen. Bereits fing der Mangel an, im Türkischen Lager einzureißen, und der herabströmende Regen, sowie die eintretende Kälte wur-

den insonderheit den Asiatischen Truppen sehr beschwerlich; die Janitscharen aber begannen zu murren. Darum beschloß der Sultan für den 14. Octbr. einen letzten und Hauptsturm durch eine 45 Klaftern breite Bresche am Walle am Kärnthner Thore. In drei Colonnen stürmten die Belagerer an, wurden aber von der Besatzung zurückgeworfen. Nachmittags um 3 Uhr erweiterte sich die Bresche durch neue gesprengte Minen noch mehr, und ein nochmaliger grimmigerer Angriff erfolgte. Vergebens; wie brandende Wogen machtlos gegen den Felsen zerstäuben, so müheten sich die tobenden Janitscharen umsonst ab gegen die Geschosse und Speere der christlichen Streiter, denen vom Stephans- und dem Augustinerthurme herab eine rauschende Musik von Posaunen, Schalmeien, Trompeten und Pauken frischen Muth zuschmetterte. Endlich befahl der Sultan den Seinigen den Rückzug, bald gänzlichen Aufbruch. Wien war gerettet; das Geläute der Glocken, der Donner des Geschützes, das Wirbeln und Schmettern der Trompeten und Pauken verkündeten der lang geänstigten Stadt die frohe Zeitung; 3 Wochen hatte Soliman vor Wien gelegen, zum ersten Male mußte er erfolglos von seinem Beginnen abstehen; indessen zog er nur langsam rückwärts, ertheilte

Gnaden und Belohnungen im Heere, als sei er völlig befriedigt, und suchte den Zwang der Nothwendigkeit unter dem Scheine des eigenen Planes und Willens zu verschleiern. Doch nahe und ferne Gegenden, Nieder- und Oberösterreich, Ober- und Untersteiermark wurden durch Feuer und Schwert von den weit herumschwärmenden Horden der Türken bis aufs Mark verheert.

Eine fast unübersehbare Kette von Kriegszügen, Schlachten, Belagerungen, Kämpfen gegen innere Meutereien und Empörungen, zieht sich durch die *weitere* Regierung Solimans hindurch. Ungarn wurde beinahe ganz Türkische Provinz; die Inseln im Archipel, Scios, Pathmos, Stampalia u. a. unterwarf er seinem Scepter; Sieger gegen die Perser, ließ er sich in Bagdad krönen; seine Heere belagerten, in Gemeinschaft mit den Franzosen, Nizza, seine Flotte ankerte vor Marseille; Arabien, bis nach Aden hinab, ward ihm unterthan. Ein Angriff auf Malta, wohin sich die tapfern Johanniter, nun Malteser genannt, zurückgezogen, scheiterte an ihrem Heldenmuthe; im 76. Jahre noch wohnte Soliman in Person der Belagerung der Veste Szigeth in Ungarn bei. Das war das Ziel seiner Thaten und seiner Tage. Mit fast übermenschlicher

Ausdauer widerstand der unerschütterliche Commandant Zriny, und stürzte sich, da kein Widerstand mehr möglich, aus der brennenden Veste ausfallend, unter die Feinde, nachdem er Feuer an das Pulvermagazin gelegt; er fand den gesuchten Tod; Soliman aber war ihm vorangegangen; Strapazen und geistige Ueberreizung hatten ihn im Lager hinweggerafft 1566.

Dreizehn Feldzügen wohnte Soliman in Person bei; bis nach den entferntesten Puncten hin erweiterte er die Grenzen seines Reiches, denn Ofen fügte er demselben bei und Bagdad; seine Heere streiften vom Fuße des Ararat bis in die Gauen Steiermarks; von Koron bis Temeswar und Ofen, und zu Rhodos pflanzte er den Halbmond auf, statt des Kreuzes; seine Flotten verbreiteten Schrecken in den Gewässern des Mittelmeers und im Arabischen und Persischen Busen. Außerdem widmete er auch seine Sorgfalt fortwährend den innern Angelegenheiten. Das Heer vermehrte er an regulären Truppen auf 48,000 Mann, mit den unregelmäßigen betrug es an 250,000; die Flotte zählte 300 Segel, die Artillerie 300 Kanonen. Die Finanzen, die Gesetzgebung, die Polizei, selbst die Poesie und Wissenschaft, beschäftigten immer seine Thätigkeit.

Gleichwohl entsprießen, neben diesen lobenswerthen Bestrebungen, doch die ersten Anfänge nachmaligen Verfalls der Regierung Solimans des Prächtigen ebenfalls. Er entzog sich zuerst den Berathungen des Divans, oder hörte denselben höchstens hinter dem verschleierten Fenster zu und beschönigte dadurch die Trägheit seiner Nachfolger; er gab sodann zuerst das verderbliche Beispiel der Berufung aus Hofämtern zu Staatsämtern, indem er seinen obersten Falkonier Ibrahim zum Großvezir ernannte, woraus später jene unsinnige Vertheilung der höchsten Würden an ganz ungeeignete und des Geschäftszweiges unkundige Leute hervorging; durch übermäßige Besoldung der Großvezire beeinträchtigte er den Staatsschatz und rief einen verderblichen Luxus der Beamten hervor; die Erlaubniß, Kron- und Staatsgüter zu verpachten, bahnte der Bestechlichkeit und Käuflichkeit den Weg; die übergroße Verschwendungssucht dieses Sultans endlich theilte sich den Vornehmen verderblicherweise mit, und veranlaßte zahllose, hiermit verzweigte Mißbräuche. Aber auch das Volk der Osmanen mußte ohne Krieg und Sieg, die Hebel der Industrie, der Kunstliebe, der wissenschaftlichen Begeisterung entbehrend, in Stumpfsinn und Trägheit versinken, und dieses geschah fortan,

weil die folgenden 19 Sultane vom Scheitelpuncte ihrer Macht niederwärts stiegen, und durch anhaltende Siege und Züge ihr Volk nicht mehr zu begeistern und aufzuregen vermochten.

---

4. Beginnendes und fortdauerndes Sinken des Reichs der Osmanen.

Selim II. folgte seinem Vater Soliman in der Regierung. Den Genüssen des Harems ergeben und ein Trunkenbold, war er nicht geeignet, den ererbten Glanz zu bewahren. Die Janitscharen erhoben sich in meuterischem Trotz und Selim erkaufte zum ersten Male ihren Gehorsam — ein, für die Zukunft nur zu verderbliches Beispiel! Aus Liebe zur Ruhe beendigte er den Krieg in Ungarn durch einen 8jährigen Waffenstillestand ohne Ländererwerb. Um jedoch die händelsüchtigen Janitscharen zu beschäftigen, wurde ein Krieg gegen die Venetianer wegen Cyperns begonnen, das unter ihrer Botmäßigkeit stand. Mit 80,000 Mann landete der Großvezir Mustapha auf Cypern, 1569, eroberte zuerst Nikosia unter den herkömmlichen Greueln, und im folgenden Jahre auch die Hauptstadt Famagosta. Bragadio, der Commandant, hatte einen heldenmüthigen Widerstand geleistet, und ergab sich endlich

auf Capitulation; Mustapha ließ ihn nichtsdestoweniger lebendig schinden und seine Waffengenossen niedermetzeln; dann kehrte er mit Siegesgepränge nach Constantinopel zurück. Diese Schmach und Unthat zu rächen, lief die stärkste christliche Flotte, so noch gegen die Ungläubigen gefochten, von Messina aus, Spanische, Venetianische und anderer Italienischer Staaten Schiffe, über 200 Segel, unter dem Oberbefehl Don Juans d'Austria, Philipps II. natürlichen Bruders. Bei Lepanto trafen sie die Türkische Flotte, 300 Segel stark, vom Kapudan-Pascha Ali befehligt, und die blutigste Schlacht ward in diesen Gewässern geschlagen d. 7. Oct. 1571.

Fünf kleine Inseln, von den Griechen „Echine" d. i. die Igel, jetzt „Curzolari" genannt, liegen der Albanischen Küste und der Mündung des Aspropotamos gegenüber. Hier nahm Don Juan seine Stellung. Eine viereckige, grüne Flagge, am Besanmaste aufgezogen, deutete den Seinigen die Ordnung der Schlacht an. Johann Andreas Doria befehligte den rechten Flügel, aus 54 Galeeren bestehend; er führte denselben zwischen den Curzolari hindurch ins offene Meer und täuschte so den Feind über die wahre Stärke der Flotte, denn der linke Flügel ward ihm durch die Inseln verdeckt; in Gestalt eines Halbmondes bog sich das Haupt-

treffen in der Mitte nach den beiden Flügeln hin, 66 Galeeren stark; die drei Admiralschiffe der Verbündeten mit Don Juan segelten selbigem voraus. Aehnlich war die Stellung der Türken und Ali, der Kapudan-Pascha, stand Don Juan gleichfalls gegenüber.

Schweigend betrachteten beide Flotten einander eine Weile von ferne. Die funkelnden Helme, Harnische und Schilde von geglättetem Stahl funkelten den Türken in den Strahlen der Sonne von den Schiffen der Christen entgegen; mit Staunen erblickten diese die zahllosen Wimpel, Flaggen und Fahnen, buntfarbig, weithin flatternd in die Lüfte, mit goldenen und silbernen Inschriften, mit Sternen, dem Monde und dem verschlungenen Namenszuge des Sultans auf den Masten der Türken. Ein Kanonenschuß ohne Kugel von Seiten Alis diente gleichzeitig zum Gruße und zur Herausforderung. Zischend fuhr als Antwort eine Kanonenkugel vom Borde Don Juans, und der Kampf nahm seinen Anfang auf dem linken Flügel der christlichen Flotte. Bald kam auch das Mitteltreffen ins Gefecht. Halb 5 Uhr Nachmittags wurden die beiden Admiralsschiffe Don Juans und Alis handgemein. Dreihundert Janitscharen und 100 Bogenschützen rangen gegen 400 Sardinische Scharfschützen Don

Juans. Eine Stunde wogte der Kampf; endlich sank Ali, von einer Kugel getroffen, und die Christen wurden Meister des Türkischen Hauptschiffes. Am kürzesten war der Streit zwischen dem christlichen rechten und dem Türkischen linken Flügel. Der Sieg blieb endlich den Christen vollständig; 224 Schiffe der Osmanen waren verloren, wovon 24 an der Küste strandeten und verbrannt wurden, 130 theilten die Verbündeten unter sich; deßgleichen wurden 117 größere und 256 kleinere Kanonen erbeutet, sowie auch 3468 Sclaven; dagegen befreiete man 15,000 christliche aus ihren Banden. Der Gesammtverlust der Türken betrug 30,000 Mann, der der Verbündeten 8000 an Seeleuten und Kriegern, nebst 15 Galeeren.

Constantinopel erzitterte bei dieser Schreckensnachricht, und der Sultan verlegte seinen Wohnsitz nach Adrianopel. Doch Zwist und Uneinigkeit entrissen den Verbündeten die Frucht dieses herrlichen Sieges. Vierzehn Tage verloren sie mit der Theilung der Beute, und trennten sich darauf hadernd von einander. So ward es der Pforte möglich, sich von dem Schrecken zu erholen und den erlittenen Verlust zu ergänzen, denn 6 Monate darauf erschien bereits wieder eine Türkische Flotte von 200 Schiffen im Archi-

pel. Zwar vereinigte Papst Gregor XIII. die Verbündeten noch einmal, beide Flotten beobachteten sich bei der Insel Cerigo, doch die Venetianer suchten um Frieden nach und erhielten ihn, indem sie Cypern den Türken überließen und ihnen noch 300,000 Ducaten bezahlten. „Wir haben Euch, sagte der Großvezir dem Venetianischen Abgeordneten, durch die Entreißung eines Reichs einen Arm abgehauen, Ihr habt uns durch die Besiegung unserer Flotte den Bart geschoren; der abgehauene Arm wächst nicht wieder nach, der abgeschorene Bart nur um so dichter!“ Tunis, das von Don Juan erobert worden, kam gleichfalls wieder unter Türkische Botmäßigkeit; Siebenbürgen und die Walachei leisteten auch Huldigung, und so blieben die zeitherigen Grenzen des Osmanischen Reichs noch unverrückt; allein Selim II. hatte seine 8jährige Regierungszeit nur innerhalb der Mauern seines Palastes zugebracht, und starb daselbst an den Folgen seiner Völlerei schon in seinem 53. Lebensjahre 1574. Sein Sohn und Nachfolger

Murad III. eröffnete seine nichtswürdige Regierung mit dem Befehle zur Hinwegräumung seiner fünf Brüder. Seine ersten Worte, die er den Agas der Verschnittenen im Harem zurief: „ich bin hungrig,

gebt mir zu essen!" galten für eine Vorbedeutung zu der bald darauf eintretenden Hungersnoth. Schalksnarren, Tänzer, Musikanten und Mährchenerzähler mußten ihm die Zeit verkürzen, und erhob er sich dann zum Nachmittagsgebete, pflegte er zu sagen: „Gott sei Dank, daß uns dieser Tag auch so vergangen!" Die übrige Zeit verbrachte er unter seinen Weibern; die Zahl derer, welche Knaben geboren, betrug gegen 40, die Zahl aller Kinder über hundert, die seiner Beischläferinnen, unter denen er oft in einer Nacht zu dreienmalen wechselte, gegen 500. Außerdem ergötzte er sich wohl auch, die Werke mystischer Dichter zu lesen, und selbst Ghaselen zu verfertigen. Gegen Persien ließ er einen Krieg durch seinen Großvezir Mustapha führen. Unglücksfälle reihten sich an Unglücksfälle; die Türken wurden fortwährend geschlagen und die Abtretung von Georgien und Armenien endigte diese ruhmlosen und Menschen verschlingenden Züge. Unterschleife in den Finanzen, Cabalen am Hofe, Empörungen, deren die Geschichte zehn aufzählt, machen den Inhalt dieser heillosen Regierung aus; hierzu kam ein Krieg gegen Ungarn, zu dem sich der Sultan zwar in Person abzugehen anschickte, doch in Adrianopel kehrte er schon wieder

nach seinem Harem um. Von Wollüsten entnervt starb Murad III. in seinem 50. Jahre, 1595, nach einer 21jährigen unwürdigen Herrschaft.

Mohamed III. bestieg den Thron seines mit Recht gehaßten Vaters. Er hatte die Statthalterschaft von Magnesia bekleidet und war der letzte Thronerbe, welcher durch eine vorausgegangene Verwaltung auf seinen Beruf vorbereitet worden; fortan verdämmerten die Thronfolger ihre Jugend im Dunkel des Harems, und gelangten von da zum vollen Glanze der unumschränkten Selbstherrschaft. Auch Mohamed ließ neunzehn Brüder erdrosseln und 7 schwangere Sclavinnen ersäufen. Vierundzwanzig Stunden nach der Beerdigung seines Vaters sah man die 19 Särge der Ermordeten, mit Staatsturbanen und Reiherbüschen geziert, hinaustragen und an dessen Seite einsenken. Vier der Prinzen waren schon erwachsen und mit Sorgfalt erzogen. Einer von ihnen, Mustafa, dichtete, bei der Nachricht von dem Tode seines Vaters, wie im dunkeln Vorgefühle des seinigen:

„Ich weiß nicht, was das Loos mir auf die Stirn geschrieben,
Ach! daß im Rosenhain kein Lächeln mir geblieben!“

Wiederholte und nur mit wechselndem Glücke geführte Kriege in Ungarn, fast immer unglückliche in Persien; Meutereien der Janitscharen und Sipahis; Empörungen der Paschas in Asien; willkürliche Besteuerungen und Veränderungen des Münzfußes zeugten von dem äußern und innern Verfalle des Osmanischen Reichs während der 8jährigen Regierung dieses Sultans, der jedoch nie verabsäumte, dem Koran gemäß, täglich fünfmal zu beten, und bei der Nennung des Propheten ehrerbietig aufzustehen. Kurz vor seinem Tode ließ er seinen ältesten Sohn und dessen ehrsüchtige Mutter, Fatime, tödten; ihn selbst raffte die Pest hinweg 1603 in seinem 37. Jahre.

Achmed I., der älteste 14jährige Sohn Mohameds III., ward dessen Nachfolger und gegen das Herkommen verschonte er seinen jüngern Bruder, Mustafa, mit der Erdrosselung. Ebenfalls ein Schwächling, that und genehmigte er nur, was ihm vom Mufti, von den Weibern oder dem Kislaraga geheißen und eingegeben wurde. Krieg verabscheute er, darum kam mit dem Deutschen Kaiser Rudolf II. und mit Ungarn ein 20jähriger Friede zu Stande; Unruhen in Asien dämpfte der tapfere Großvezir Murad, richtete dagegen wenig aus gegen die Perser. Der Gebrauch

des Rauchtabacks wurde jetzt unter den Türken üblich, seit 1612 durch die damit Handel treibenden Holländer. Er sagte ihrem Phlegma so zu, daß es fast zu einem Aufstande gekommen wäre, als der Mufti ein Verbot dagegen erlassen hatte. Die Erbauung einer prächtigen Moschee zu Constantinopel ist das einzige Denkmal der bedeutungslosen 14jährigen Regierung Achmeds I. Nur erst 28 Jahre alt, starb er 1617 an der Auszehrung. Zum ersten Male seit 300 Jahren, in welchen 14 Sultane geherrscht hatten, geschah es jetzt, daß ein Bruder, statt des Sohnes Thronfolger ward, und so gelangte Achmeds Bruder, obschon er 7, aber sämmtlich unmündige Söhne hinterlassen, als

Mustafa I. zur Regierung. Allein er war blödsinnig und mußte daher nach 3 Monaten schon in seinen Verschluß zurückkehren und

Osman II., der 12jährige Sohn Achmeds ward mit dem Schwerte seines berühmten Ahnen umgürtet. Sein Lehrer, Viner=Effendi, bemächtigte sich der Regierung, der junge Sultan aber vertändelte seine Zeit mit kindischen Spielereien. Mehr herangewachsen, durchzog er verkleidet Caffeehäuser und sonstige Versammlungsorte des Volks, lauschte und horchte und ver=

fügte oft grausame Strafen wegen kleiner Vergehen oder zufällig gesprochener Worte. Dieß zog ihm den Haß des Volkes zu. Ein Zug des Großvezirs Mehemed gegen die Perser war glücklich, dagegen mißlang ein anderer gegen die Polen, dem Osman in Person beiwohnte, gänzlich, denn von 300 000 Mann kehrte nur der dritte Theil zurück. Durch Scheltworte hatte der Sultan die Janitscharen gegen sich erbittert, und als darauf verlautete, er gehe damit um, sie aufzulösen und an ihre Stelle die „Topschis“, Artilleristen, zu setzen, erhoben sie sich zu einem wüthenden Aufstand, ermordeten ihren Aga und verlangten den eingekerkerten Mustafa wieder zum Sultan. Es mußte geschehen, von seinem Strohlager führte man den sinnverrückten Mustafa hervor, rief ihn zum Padischah aus, Osman dagegen wurde nach den sieben Thürmen gebracht, und daselbst erdrosselt, 1622; das erste Beispiel einer gewaltsamen Ermordung des Oberherrn, dessen Person bisher für heilig gegolten. Viele der vornehmsten Beamten des Staats erlitten den Tod mit ihm.

Zum zweiten Male gelangte also Mustafa I. auf den Thron; doch ein abermaliger Aufstand stürzte ihn nach fünf Monden schon wieder von demselben, und

er beschloß sein nichtiges Dasein bald darauf in den sieben Thürmen. Durch den Machtspruch der Janitscharen wurde Achmeds I. 15jähriger Sohn

Murad IV. zum Sultan erkoren, 1623. Thätiger und männlich kräftiger, als seine letzten Vorgänger, hob er in einer 17jährigen Regierung das gesunkene Ansehen des Osmanischen Reichs in etwas, und stellte es in Asien gänzlich wieder her, denn er beendigte die fast 50jährigen Kämpfe gegen Persien durch einen dauernden Frieden, in welchem ihm Bagdad verblieb. Ruhe und Ordnung beglückten das Innere, und ehrenvoll stand die Pforte den Europäischen Mächten gegenüber Durch einen Fehlgriff jedoch impfte er der Corporation der Janitscharen den Keim ihres Verfalls ein. Er gestattete nämlich, daß sich Muselmänner der gewerbtreibenden Classe in die Listen der Janitscharen einschreiben ließen, ohne der Disciplin oder dem Dienste im Kriege unterworfen zu seyn, sondern bloß, um der Bevorrechtungen dieser Truppe theilhaftig zu werden. Eine gefährliche Vermischung des Bürgerstandes mit dem Heere, und eine Erschlaffung der Ordnung in diesem waren die nachtheiligen Folgen jenes Zugeständnisses.

Durch übermäßigen Genuß des Weines untergrub Murad IV. seine Lebenskraft, und so schied er schon

in seinem 32. Jahre hinweg, 1640; man gab ihm den Beinamen des „Tapfern", Ghazi; er erinnerte an die Zeiten der Besten seiner Ahnen. Sein Bruder

Ibrahim I., ein werthloser Schwächling, ward sein Nachfolger. Maschinenmäßig wirkten die bestehenden Einrichtungen eine Zeitlang fort, und des Regenten Unfähigkeit trat nicht sogleich ans Licht. Endlich aber trieben Cabalen und Intriguen ihr freies Spiel; Hinrichtungen und Absetzungen der höhern Beamten folgten sich in buntem Wechsel; ein Krieg gegen die Venetianer über Candia, welcher 20 Jahre dauern sollte, nahm seinen Anfang, und als Ibrahim die Tochter des Mufti hatte entführen lassen und sie dem Vater entehrt zurückgab, erhob sich das Corps der Ulema mit den Janitscharen zugleich wider ihn. Der Mufti versammelte einen förmlichen Gerichtshof, und sprach in der Sophien-Moschee die Absetzung des Sultans feierlich aus. Ibrahim ward ergriffen, in einen Kerker geschleppt und in selbigem mit einer alten Sclavin eingemauert. Als er aber nicht aufhörte, durch sein Geschrei um Hülfe und Rache das Serail zu übertäuben, öffnete man seinen Kerker wieder und ließ ihn erdrosseln. Acht Jahre hatte die unwürdige Regierung die-

ses unwürdigen Herrschers gedauert, 1640 — 1648. Sein Sohn

Mohamed IV., ein unmündiges 7jähriges Kind, ward auf den erledigten Thron gehoben. Eine völlige Anarchie fing an, sieben Jahre hindurch alle Bande des wankenden Reichs zu lösen, seine Grundfesten zu erschüttern. Sechs Großvezire wurden in dieser Zeit ernannt und erdrosselt, die Paschas in den Provinzen verweigerten den Gehorsam, die Janitscharen und Sipahis erwürgten sich gegenseitig, der Sturz des Reichs schien nahe. Da traten, in zweien sich unmittelbar folgenden Großvezireu, Mohamed Kiuprili und Achmed Kiuprili, Retter des sinkenden Staates auf, die ihm in einer 20jährigen Verwaltung einen unerwarteten Halt und Aufschwung gaben. Achmed Kiuprili dämpfte zuerst die Wirren der Hauptstadt, zügelte die meuterischen Janitscharen und Sipahis und wendete sich sodann zu den auswärtigen Angelegenheiten. Den schläfrig betriebenen Krieg gegen Candia belebte er durch Absendung eines frischen Truppencorps von 17,000 Mann; die Insel Lemnos ward erobert; in Bosnien und Dalmatien wurden entschiedene Vortheile errungen; die Woiwoden der Moldau und Walachei gehorchten der Pforte aufs Neue. Binnen sechs

Jahren hatte Kiuprili Unglaubliches geleistet, und als er 1661 in seinem 86. Jahre starb, stand sein Ansehen so fest, daß er gegen das Herkommen seinen Sohn Achmed zu seinem Nachfolger konnte erwählen lassen. Fast noch kräftiger schritt dieser auf der eröffneten Bahn fort. Vor Allem machte er den Deutschen Kaiser, Leopold I., erzittern. Mit einem auserlesenen Heere von 150,000 Mann fluthete er gegen dessen Staaten an, 1663, welchen man nur 20,000 entgegensetzen konnte, allerdings unter der Führung des erprobten Montecuculi. Nachdem er durch 25,000 Mann Hülfstruppen aus Deutschland, 6000 Mann aus Frankreich und 10,000 Mann vom Papste verstärkt worden war, hielt er Stand bei dem Flecken St. Gotthard in Ungarn und erfocht einen schweren, aber vollständigen Sieg über die Osmanen, welche 21,000 Todte und Verwundete auf dem Platze ließen. Die Ueberlegenheit der christlichen Kriegskunst über den ungeregelten Ungestüm der Türken bewährte sich hier zuerst augenfällig, und behauptete sich fortan in den meisten Kämpfen. Ein vom Kaiser nur zu eilig geschlossener Friede gewährte der Pforte Ruhe von dieser Seite, und nun wendete der Großvezir allen Nachdruck gegen das unglückliche Candia. Zwei Jahre und fünf Mo-

nate trotzte die Hauptstadt Candia bereits der hart-näckigsten Belagerung. Die tapfern Befehlshaber, Morosini und St. Andrée, erschöpften Alles, was Muth, Kraft und Ausdauer vermögen; endlich waren alle Hülfsquellen versiegt und nun erst machten die Commandanten Gebrauch von der ehrenvollen Capitulation, welche Kiuprili ihnen anbot, 1667; mit dem Rest der Garnison, etwa 3000 Mann, zogen sie frei ab; 200,000 Mann hatte den Türken diese Belagerung gekostet; sie erhielten die Stadt als einen verödeten Trümmerhaufen, denn die Zahl der noch vorhandenen Einwohner betrug — dreißig Individuen!

Der Großvezir bemühte sich, die entvölkerte Insel durch Ansiedler aus Asien wiederum zu beleben, dann mußte er seinen Arm leihen gegen die Polen, welche unter dem mannhaften Sobiesky bedenkliche Fortschritte gemacht. Doch vor Beendigung dieses neuen Krieges ereilte den unermüdlichen Achmed Kiuprili der Tod, 1675, und die Pforte verlor in ihm einen theuern Hort und Schirm.

Dessen Schwager, Kara-Mustapha, trat an seine Stelle. Er kam seinen Vorgängern nicht gleich an Geist und umfassendem Ueberblick, dagegen beseelte ihn ein nimmer rastender Ehrgeiz. Der Krieg mit Po-

len ward geendigt; aber ein neuer, gegen Rußland, reihete sich an denselben, in dessen Folge die Pforte nach vielen, schweren Verlusten an Menschen das Land der Kosaken am Dnieper an Rußland abtreten mußte, 1680. Um sich zu behaupten, schien dem Großvezir ein abermaliger Krieg nothwendig. Der Hülferuf der vom Kaiser Leopold I. hart bedrängten Ungarn bot die erwünschte Gelegenheit dazu; Kara Mustapha übertäubte den zögernden Divan, und 1683 zog ein Heer von 200,000 Mann unter seinem Oberbefehl gerades Weges gen Wien. Am 14. Juli stand es vor der kaiserlichen Hauptstadt und umkreiste sie auf dem rechten Ufer der Donau in einem weiten Halbmonde. Nur 12,000 Mann regulärer Truppen befanden sich in derselben unter dem Grafen von Stahremberg. Allein er verstärkte seine geringe Macht durch die Bewaffnung der Einwohner. Es wurden fünf Corps aus ihnen gebildet, das der Studenten, der Großhändler, der Hofbedienten, der Hofbefreiten, der Kammerbeamten. Alle Glocken schwiegen seit der Belagerung, und nur die große Glocke der Stephanskirche ertönte, wenn sich die Streiter auf die Wälle begeben sollten. Vierzig Minen ließen die Türken im Laufe des 60tägigen Belagerung springen, die Belagerten nur 10

Gegenminen; 18 Mal liefen die Osmanen Sturm gegen die zerrissenen Wälle, und 24 Mal machten die Belagerten Ausfälle gegen ihre Dränger. Schon begann der Mangel die Noth zu steigern in der geängstigten Stadt, nur noch wenige Tage konnte sie sich halten; „keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!" schrieb Stahremberg an den schmerzlich erwarteten Herzog von Lothringen, und eine Raketengarbe stieg vom Stephansthurme, als dringendes Nothzeichen, auf — da verkündete ein ganzer Busch hellleuchtender Raketen vom Hermanskogel dessen hülfebringende Annäherung, und drei Kanonenschüsse erdonnerten von der Melkerbastey. Ein lauter Freudenschrei entfuhr den kaum noch Hoffenden; in Jubel und Dankgebet verwandelten sich die langen Klagen der geängstigten Familien. Dem Herzog von Lothringen war es endlich gelungen, ein Corps zu sammeln; mit ihm kam der König von Polen, Johann Sobieski, der Churfürst von Sachsen, Johann Georg III., der Churfürst von Baiern, Max Emanuel, zusammen 74,000 Mann zählend, außerdem noch zwei Markgrafen von Baden, überhaupt die Blüthe der Deutschen Fürsten und des Deutschen Adels höhern und niedern Ranges, Alle des festen Entschlusses, Deutschlands

Hauptstadt vor den Feinden der Christenheit zu schirmen.

Die Sonne stieg glänzend an dem wolkenlosen Himmel empor, d. 12. Sept. 1683. Es war ein Sonntag; der Priester Marco d'Aviano las eine feierliche Messe auf dem Altare des Leopoldsberges, und der König von Polen diente ihm am Altare. Hier ließ er seinen Sohn niederknieen und schlug ihn zum Ritter, zur Erinnerung an den größten Tag, den er sehen werde. Sodann gaben 5 Kanonenschüsse das Zeichen zur Schlacht. Sobieski mit seinen tapfern Polen bildete den rechten Flügel, der Herzog von Lothringen mit seinen Oesterreichern und dem Prinzen Eugen den linken; die Churfürsten von Sachsen und Baiern, mit ihnen alle Brüder der Kaiserin, nahmen die Mitte ein an der Spitze der Ihrigen.

Der linke Flügel kam zuerst zum Gefecht in den Hohlwegen von Nußdorf und Heiligenstadt; er kämpfte hindurch, die Janitscharen vor sich hertreibend; dann drangen die Sachsen aus dem Mittelpuncte von Heiligenstadt herein bis über Döblingen hinaus, warfen hier den Kern der Janitscharen und eroberten 10 Kanonen. Kara-Mustapha befand sich im Centrum der Seinen, tobte und raste, und ließ eine wüthende Kanonade ge-

gen die Stadt unterhalten. Gegen 2 Uhr brachen endlich die Polen aus dem Walde von Dornbach hervor, zugleich setzten sich die Baiern und Franken in Bewegung, Alle stürmten vorwärts, von Anhöhe zu Anhöhe Alles vor sich niederwerfend und zerstampfend; um 4 Uhr ward das Lager der Türken genommen; ein panischer Schrecken bemächtigte sich ihrer, in wilder, verwirrter Flucht rafften sie sich von dannen. Die Beute war unermeßlich; 300 Kanonen, 5000 Zelte, darunter das Orientalisch-prächtige des Großvezirs; viele Cassen, Fahnen, Pauken, Waffen, treffliche Reitzeuge, fielen den Siegern in die Hände. Um 7 Uhr Abends feierte man des Kampfes letzte Entscheidung; Wien war gerettet und hat seitdem nie wieder vor dem Halbmonde gezittert.

Kara-Mustapha nahm seinen Weg nach Ungarn; 50,000 Mann betrug der Verlust seines Heeres, dagegen schleppte er so viele Christen in die Sclaverei fort, als er deren habhaft werden konnte; ihre Zahl wird auf 90,000 geschätzt. Der Divan tobte gegen den ruhmlos wiederkehrenden Großvezir, und er bezahlte seine Unfälle mit seinem Kopfe.

Fortwährende Nachtheile im Felde, überhand nehmende Zerrüttung im Innern richteten endlich den

Unmuth des Heeres gegen den Sultan selbst. Ein trauriger Schatten eines Regenten, hatte Mohammed IV. 39 Jahre lang auf dem Throne geschlummert, nur den Erlustigungen der Jagd obliegend, ohne Ahnung von den Stürmen, welche indessen so oft in und neben seinem Reiche erbrausten. Das Heer forderte seine Absetzung 1687, und er wanderte in den Kerker, wo er nach 5 Jahren starb. Schon früher eingerissene Mißbräuche hatten sich in dieser schlaffen Regierung vermehrt, die Liste der Janitscharen zählte zwar an 100,000 Namen, doch waren deren kaum 20,000 unter den Waffen; der Divan, sonst dem Willen des Sultans in Demuth gehorchend, hatte jetzt das Recht des Kriegs und Friedens, der Ernennungen und Besteuerung an sich gerissen, und der Hofstaat wimmelte von unnützen Müssiggängern und herabgewürdigten Geschöpfen schändlicher Wollust, wohin die 600 Pagen zu rechnen waren.

Soliman II., Mohameds IV. Bruder, ward trotz seines Sträubens zum Sultan erklärt. Beinahe 40 Jahre hatte er in herkömmlicher Haft geschmachtet, wo er über dem Koran und der Sunna grübelnd, fast in Blödsinn versunken war. Er starb schon nach 4 Jahren an der Wassersucht 1691, und sein automa-

tenähnliches Dasein ging spurlos vorüber. Von gleicher Bedeutungslosigkeit waren die nun folgenden Sultane: Achmed II., † 1695, Mustafa II., † 1702, Achmed III., † 1730, Mahmud I., † 1754, Osman III., † 1757, Mustafa III., † 1774, Abdul-Hamid, † 1784. Die Europäischen Angelegenheiten und Wirren blieben von den stumpfsinnigen Regenten des Osmanischen Reichs und ihren Ministern unbeachtet und unbenützt. Es kam ihnen nicht in den Sinn, aus dem 30jährigen Kriege, aus den Eroberungskriegen Ludwigs XIV. gegen Deutschland Vortheil für ihre Staaten zu ziehen, oder während des Spanischen, des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, während der Schlesischen Kriege, die Bedrängniß ihrer Erbfeindin, der Oesterreichischen Monarchie, zu ergreifen, um zu erstarken; dagegen wurde die Pforte der Tummelplatz der Europäischen Politik, und die Cabinete der Großmächte gängelten sie bald durch Bestechungen, bald durch Drohungen und Versprechungen nach ihren besondern Ansichten und Plänen. Rußland besonders vergrößerte sich auf ihre Kosten, und jeder Friedensschluß kostete ihr eine Provinz.

Selim III., ein Sohn Mustafas III., welcher 1789 den Thron bestieg, schien sich über die zeitherige Mittelmäßigkeit seiner Vorgänger in etwas zu erheben.

Er hatte einigen Anflug Europäischer Bildung, und eine Ahnung von der Nothwendigkeit innerer, durchgreifender Umwandlungen. Allein seine Milde ging allmälig in Schwäche über, auch ergab er sich den Genüssen des Harems zu sehr und erlag darum dem Drange der Ereignisse, welche die neueste Zeit stürmisch herbeiführte. So ging in dem Frieden zu Jassy, d. 19. Jan. 1792, die Krimm an Rußland verloren und der Dniester ward die Grenze zwischen beiden Staaten; seit dem Einfalle der Franzosen in Aegypten unter Bonaparte bereitete sich die Lostrennung dieses Landes von der hohen Pforte vor. Ein Versuch, den Uebermuth der Janitscharen durch eine auf Europäische Weise exercirte und disciplinirte Truppe „Nizam Dgedid" zu zügeln, scheiterte vornehmlich durch die Keckheit des Paschas von Widdin, Paswan=Oglu's. Einen Todesschrecken erfuhr Constantinopel 1807 durch die Erscheinung einer Englischen Flotte vor dieser Hauptstadt, indem der Admiral Duckworth die Dardanellen ungehindert durchsegelte und Stambul zu bombardiren drohete, wenn man sich nicht gegen Frankreich erkläre. Sein Mangel an Energie und die zweckmäßigen Gegenanstalten des Französischen Gesandten, General Sebastiani, vereitelten das ganze Unternehmen und der

eilige Abzug der Engländer ließ Constantinopel mit dem bloßen Schrecken davonkommen.

Indessen kochte der Ingrimm über Selims Neuerungen in den Gemüthern der Janitscharen und der Ulemas; der Sturm brach endlich los, d. 2. Juni 1807, und endigte mit der Entthronung Selims III., der kinderlos war, indem man seinen Neffen, Mustafa IV., an seine Stelle setzte. Mit heiterer Ergebung vertauschte Selim das Herrscherthum mit dem Kerker. Doch eine Gegenpartei, von Mustafa Bairaktar, Aga von Rudschuk, geführt, stürzte den neuen Sultan nach wenigen Monden schon von dem kaum erlangten Throne, um Selim wieder herzustellen. Diesem suchte Mustafa durch dessen schleunig angeordnete Ermordung zuvorzukommen; er mußte aber nichts destoweniger in den Kerker zurückwandern, denn man erhob seinen Bruder,

Mahmud II., den Sohn Abdul-Hamids, zum Herrscher der Osmanen. In dem Alter der rüstigen Manneskraft von 22 Jahren faßte und führte er die Zügel der Regierung mit eigenen Willen und Selbstgefühl. Doch man wußte, daß auch er den Neuerungsplanen Selims III. huldige, darum umlauerten ihn die Janitscharen mit argwöhnischen Blicken, und brachen 14 Wochen nach seiner Erhebung schon im wil-

den Tumult gegen Bairaktar los, als dieser die ihnen verhaßten Topschi oder Artilleristen verstärkte. Sie stürmten ihre Caserne und Blut floß auf beiden Seiten. Bairaktar ließ den eingekerkerten Mustafa ermorden, warf sich den Meuterern entgegen, zog sich endlich fechtend in einen festen Thurm zurück und sprengte diesen in die Luft, sich nebst seinen Verfolgern unter dessen Trümmern begrabend. Mahmud mußte für jetzt der Gewalt weichen; er gab den Befehl zur Aufhebung der „neuen Truppen", und die Janitscharen behaupteten ihre alten Rechte noch.

Ein Krieg mit Rußland brach aus, 1809, und ward für die Türken mit Nachtheil geführt. Als jedoch Napoleon ersteres angriff, vermittelte England den Frieden zu Bucharest, d. 28. Mai 1812, in welchem sich Rußland mit Bessarabien, den Pruth zur Grenze nehmend, begnügte. Abermals also verstand es der Divan nicht, des Gegners Bedrängniß klug zu benutzen. Zu gleicher Zeit erhob sich in Aegypten ein gefährlicher Emporkömmling in Mehemed-Ali, welcher 1810 dort zwar die Macht der Mameluken brach durch die Niedermetzlung ihrer Beis, die seinige aber dafür gefährlich wachsend befestigte. In Arabien machte die fanatische Secte der Wachabiten bedenkliche Fortschritte;

in Cypern, Bagdad, Syrien und Janina verweigerten die Bassen den Gehorsam, die Zeichen einer immer weiter um sich greifenden Auflösung wurden sichtbar.

Einen neuen Abschnitt in den sich immer mehr drängenden Ereignissen bildete die Schilderhebung der Griechen, unter Fürst Ypsilanti 1821. Dreißigtausend Fanariotische Griechen fielen in Constantinopel durch den aufgereizten Pöbel; der Patriarch Gregorios wurde nebst 4 Bischöfen an der Pforte des Tempels aufgehängt; auch über Asien, Rhodos, Cypern verbreitete sich das Morden der Christen; der nun unter den mannichfaltigsten Wechseln hin- und herwogende Befreiungskrieg der Griechen lebt in dem Gedächtniß Aller; welche Greuel auf der einen, welche Thaten großherziger Begeisterung auf der andern Seite geschahen, und wie endlich der Sultan die Aegyptischen Schaaren unter Ibrahim Pascha nach Morea rief. Nach ächter Barbarenweise übten sie dort ihr verödendes Vertilgungsgeschäft, und mit dem jammervollen Falle des heldenmüthigen Missolunghi, d. 22. April 1826, schien die Sache der Griechen verloren.

Das Volk zu Constantinopel jubelte laut auf bei dieser, endlich einmal für die Türkischen Waffen günstig lautenden Nachricht, und Mahmud beschloß, diese

Stimmung zur Ausführung eines längst gehegten Planes zu benutzen. Die Janitscharen aufzulösen, allerdings noch gegen 40,000 Mann an der Zahl, hatte er sich fest vorgenommen; die Häupter des Divans, der Mufti, der Großvezir, der Aga der Janitscharen, waren bereits im Stillen gewonnen, und die Imam hatten unter dem Volke verbreitet, die Janitsharen beständen zur Hälfte aus Christen. Jetzt sprach man geflissentlich davon, der Sultan gedenke das Corps der Janitscharen zu vernichten, was eine dumpfe Gährung unter ihnen bewirkte. Ein am 14. Juni 1826 an sie erlassener kaiserlicher Befehl, Hattischerif, gebot ihnen, „sich selbst zu reinigen, und die Ungläubigen aus ihrer Mitte zu stoßen!“ Jetzt brach der Aufstand los, mehrere Compagnieen stürzten, von ihren Unterofficieren, Ustas, geführt, aus ihrer Caserne hervor und umlagerten das Serail. Mahmud, hierauf gefaßt, hatte ein Corps der Topschi, Artilleristen, in einem innern Hofe bereit gehalten. Die Thore öffneten sich, und heraus drangen mit gefälltem Bajonett, eine gefürchtete Waffe, die Topschi; ihnen folgten die Ulema, die Studenten, Softas, die Derwische und Mönche, Mewlewis; ein wüthender Kampf, ein grauenvolles Blutvergießen begann. Von Straße

zu Straße zogen sich die Janitscharen zurück bis in ihre Caserne; 5000 der Ihrigen waren bereits gefallen. Man schoß Brandkugeln in die Caserne; flugs schlugen die Flammen empor; kein Entrinnen war möglich, und so fanden gegen 8000 einen kläglichen Tod; Einzelne wurden nach und nach aus ihren Verstecken hervorgezogen und niedergemetzelt. Unterdessen hielt der Sultan mit dem Divan im ersten Hofe des Serails, wo die aufgepflanzte Fahne des Propheten wehete, unter aufgeschlagenen Zelten Gericht über die Officiere der Janitscharen, welche einzeln herbeigeführt und sofort enthauptet wurden. Ganze Schiffsladungen wurden auch nach Asien hinübergeschafft, ein Fetwah des Mufti sprach den Fluch über das Corps der Janitscharen aus, und ihre Auflösung war somit vollbracht. Ein kühner Streich, der nur durch solche Kraft gelingen konnte! Ein neues, nach Europäischer Weise gekleidetes und exercirtes Militär trat nun an die Stelle jener alten Prätorianer, und der Sultan zeigte sich dem Volke fortan nur in dieser umgeänderten Tracht.

Noch blieben die Griechischen Angelegenheiten unerledigt. Die drei Hauptseemächte, England, Frankreich und Rußland, beschlossen endlich einzuschreiten;

sei es aus menschlicher Regung, die Ausrottung des unglücklichen Volkes der Griechen nicht zu gestatten, sei es aus dem politischen Grunde, nicht noch einen zweiten, Aegyptisch-Türkischen Barbarenstaat in Europa wurzeln zu lassen; es erschienen drei Flotten der gedachten Seemächte im Mittelländischen Meere, und schlossen die Aegyptisch-Türkische Flotte in den Hafen von Navarino ein, welcher Raum für tausend Segel gewährt. Die bekannte Seeschlacht, den 20. October 1827, war die Folge dieser Annäherung, welche die Vernichtung der Mahomedanischen Flotte nach sich zog. Der Sultan mußte diesen Schlag ungerächt dahinnehmen. Auch der erneuete Krieg mit Rußland war unglücklich, denn nach Uebersteigung des Balkans besetzten die feindlichen Armeen ungehindert Adrianopel, und nur ein schleuniger Friede hinderte ihr Vordringen bis nach Constantinopel.

Sein gefährlichster Feind war ihm jedoch erstanden in dem Pascha von Aegypten, Mehemed-Ali. Ohne sich zum souveränen Oberherrn von Aegypten zu erklären, war er es in der That; allen Fallstricken gegen seine Freiheit und sein Leben wußte er zu entgehen, und als man endlich zur Waffengewalt schritt, bewiesen seine Truppen in den Schlachten zu Konjah,

1832, und bei Nisiby, den 24. Juni 1839, ihre entschiedene Ueberlegenheit über die Osmanischen, ja die Verrätherei und Zuchtlosigkeit dieser ist in der letzten offenkundig genug worden.

Mahmud II. entzog sich kränkelnd, oder in den Genüssen des Harems schwelgend, den Angelegenheiten der Regierung immer mehr. Seine frühere Energie schwand, manche Rückschritte von den angefangenen Neuerungen geschahen. Am 1. Juli 1839 starb er, 54 Jahre alt, nach einer 32jährigen Regierung. Sein 16jähriger Sohn, Abdul-Medschid, ist sein Nachfolger geworden.

Wohl erhob sich Mahmud II. über den Troß der gewöhnlichen Sultane. Er fühlte und begriff die Nothwendigkeit einer Umgestaltung seines Reichs von innen heraus, darum insonderheit vertilgte er die meuterischen Janitscharen. Allein vielleicht vollführte er dieses gerade zur unglücklichsten Zeit, wo sein Reich, von äußern Feinden umlagert, des festen Kerns einer geübten Truppe mehr als jemals bedurfte; durch jenen Gewaltstreich hatte er diesen vernichtet, ohne in der neu zu bildenden Armee einen ausreichenden Ersatz zu haben. Seine rasch betriebenen Neuerungen betrafen großentheils unwesentliche Außendinge, wie

das Tragen des Turbans, der Orientalischen weiten Kleidung, den Gebrauch Europäischer Staatscarossen, und dergleichen, wodurch er aber am meisten seine Popularität verlor; das Volk verabscheute ihn als einen von den ehrwürdigen Sitten der Urväter Abtrünnigen; mißtrauete seiner Rechtgläubigkeit und neigte sich daher dem schlauen Mehemed-Ali wegen seiner zur Schau getragenen Rechtgläubigkeit mit entschiedener Vorliebe zu. Die Umbildung dieses Volks möchte nur von der heranwachsenden Jugend, durch geeignete Bildungsmittel beginnen, und von vielen Regierungen folgerecht fortgesetzt werden müssen.

Blicken wir auf die ersten Anfänge des Osmanischen Reichs, auf sein Wachsthum, den Scheitelpunct seiner Macht und sein, erst allmäliges, dann plötzliches Sinken, so stellen sich von allem diesem innere und äußere Ursachen heraus. Die frühen Sitten der Osmanen waren einfach, nüchtern, ihr Muth, ihre Tapferkeit unerschütterlich, ihr religiöser Glaube fest und glühend, ihre Körperkräfte geübt, durch anhaltende Strapazen gestählt. So gleichsam gepanzert von innen und außen mußten sie das feige Volk der damaligen Griechen zertrümmern und ihr Reich umstürzen, auch den anwohnenden Völkern furchtbar werden.

Die ersten Sultane waren Vorbilder und Muster ihrer kriegerischen Waffengenossen, glänzten ihnen in allen Stücken voran, und begeisterten sie zur Nacheiferung. So erstiegen die Osmanen den höchsten Gipfel ihrer Macht in drei Welttheilen. Auf selbigen angelangt, verfielen sie nebst ihren Herrschern in Trägheit und Weichlichkeit. Nach gesättigter Eroberungslust traten die veredelnden Beschäftigungen des Friedens, Ackerbau, Gewerbe, Fabrikwesen, Handel, Kunst und Wissenschaft, nicht in ihre Mitte; den umwohnenden civilisirten Nationen näherten sie sich nicht; von den Fortschritten der Zeit nahmen sie keine Kunde, darum fielen sie dem Stumpfsinne, der Völlerei, den unnatürlichsten Wollüsten anheim, wurden allen großartigen Regungen entfremdet, und blieben, in Mitte der gebildeten Völker Europas, ein rohes Barbarenvolk aus den Steppen Asiens. Darum eilt auch das Osmanenreich seinem Untergange unrettbar entgegen, denn nur was innern Werth und Halt besitzt, vermag zu dauern, keine äußere Anstrengung ist stark genug, diesen innern Nerv zu ersetzen. Was daher auch die Politik der Europäischen Großmächte ersinnen mag, sie wird das Osmanische Reich nicht stützen und retten; es wird seinem Verhängniß, der

natürlichen Nemesis nicht entgehen, und ohne Bedauern und Mitgefühl wird die Welt ein solches Reich sehen untergehen. Möge nur sein Sturz die friedlichen Thäler und Berge der nahen und fernen christlichen Völker nicht erschüttern, möge die Theilung dieser von der Natur so herrlich ausgestatteten Provinzen nicht verderbliche Zwietracht bringen unter die mächtigen Herrscher Europas!

(von Hammers Geschichte des Osmanischen Reichs. Etons Schilderung des Türkischen Reichs.)

4.

Die Fueros des Königreichs Navarra und der Baskischen Provinzen.

Als die Bewohner der Thäler, welche sich von dem nördlichen Ausgange der Pyrenäen gegen Spanien hinziehen, vor sechs Jahren für den Infanten Don Carlos (König Carl V.) die Waffen ergriffen, mußte es schon als ein politischer Widerspruch auffallen, daß die alten Freiheiten der Baskischen Provinzen, Biscaya, Alava und Guipuscoa, und des zum halb Französischen, halb Spanischen Königreich Navarra gehörigen Berglandes und die absolute Monar-

chie auf diese Weise in Verbindung gebracht wurden. Denn diese Freiheiten setzten ja, ihrem Begriffe nach, der monarchischen Gewalt gerade größere Schranken, und wenn man etwa an die Wiederherstellung der Altspanischen Monarchie mit den alten Rechten der Castilischen, Arragonischen und Navarrischen Stände gedacht hätte, so war das doch offenbar nicht die Monarchie, welche Ferdinand VII. seiner Tochter hinterlassen wollte, Don Carlos aber vermöge des von Philipp V. als dem Stifter seiner Dynastie eingeführten Successionsrechts in Anspruch nahm.

Daß aber den insurgirten Provinzen zuletzt doch an ihrem alten Rechte am meisten gelegen war, hat der Ausgang gezeigt. Sie haben die Waffen niedergelegt, als sich ihnen die Aussicht eröffnete, daß die Regierung der Königin Isabella II. ihre alten Provinzialfreiheiten und Rechte (fueros) lassen, bestätigen, zurückgeben werde, und am 25. October d. J. ist wirklich mit Zustimmung der Cortes folgendes Gesetz gegeben worden:

„Art. 1. Die Fueros der Baskischen und Navarrischen Provinzen werden bestätigt, jedoch unbeschadet der constitutionellen Einheit der Monarchie.

„Art. 2. Die Regierung wird, sobald es die Um-

stände erlauben, und nach vorangegangener Anhörung der Baskischen und Navarrischen Provinzen, den Cortes diejenigen Modificationen vorlegen lassen, welche selbst in dem Interesse dieser Provinzen, in Einklang mit dem allgemeinen Interesse der Nation und der Verfassung der Monarchie nothwendig sind. Einstweilen wird die Regierung die Zweifel und Schwierigkeiten lösen, welche sich ergeben können, und wird darüber den Cortes Rechenschaft ablegen."

Die Frage liegt daher sehr nahe, worin denn diese Fueros bestehen, daß ihre Erhaltung die Provinzen zu einem so hartnäckigen Kampfe begeistern konnte, und da wir nicht bemerkt haben, daß irgend eine Zeitung darüber eine Belehrung gegeben hätte: so wollen wir, so weit die Dürftigkeit der literärischen Hülfsmittel es gestattet, darüber einige Auskunft zu geben uns bemühen. Denn auch die kurze, übersichtliche Darstellung der Gesetzgebung Spaniens, welche ein Spanischer Jurist und Beamter, der Generalprocurator v. Tejada in der Kritischen Zeitschrift f. Gesetzgeb. und Rechtswissensch. des Auslandes (B. XI. H. 3. S. 386) gegeben hat, läßt jene Frage ohne Antwort [1]).

---

1) Selbst die ältere in Deutschland hinlänglich bekannte Ausgabe des von G. E. v. Frankenau herausge-

Der Name Fuero (forum) ist uralt, und entspricht ziemlich dem Deutschen Landrecht und Stadtrecht. Noch ehe die Westgothen ihre Herrschaft in Spanien befestigt hatten, sammelte König Eurich zu Toulouse (st. 484) Gesetze derselben, und später veranstaltete K. Sisenand (st. 635) und nach ihm K. Chindaswind (642 — 652) eine neue Redaction, die das Rechtsbuch der Richter (fuero de los Juizes, fuero juzgo) ge-

gebenen Werks: Sacra Themidis Hispaniae arcana etc. Hannov. 1703. (der wahre Verfasser war ein Spanier D. Juan Lucas Cortes; eine neue Ausg. wurde 1780 v. Fr. Cardano y Rico besorgt) würde darüber eine bessere Ansicht gegeben haben. Eine kurze Geschichte der Spanischen Gesetzgebung lieferten die Institutionen des Spanischen Civilrechts (mit Einschluß des Criminalrechts) v. D. Ign. Jordan de Asso y del Rio, und D. Migu. de Manuel y Rodriguez (zuerst 1771, Madrid), aber leider hat der Englische Uebersetzer Johnston, welcher nur den practischen Gebrauch für die jetzt Englische Insel Trinidad im Auge hatte, gerade die historische Einleitung weggelassen. Das wichtigste Werk über die Geschichte des ältern Spanischen Rechts: Marina, Ensayo historico critico sobre la antiqua legislacion y los principales cuerpos legales de los reynos de Leon etc. stand uns nicht zu Gebot.

nannt wurde. Es ist meist ein Werk der Geistlichen, und ist auch in Deutschland öfters gedruckt, als Gesetz der Westgothen. [1]) Diese Gesetze verloren ihre Kraft durch die Invasion der Mauren; aber in dem Kampfe, welcher gegen die Maurische Herrschaft geführt wurde, konnte auch die Autonomie der einzelnen Städte und Provinzen desto tiefere Wurzeln schlagen. Es entstand eine große Zahl einzelner Stadt- und Landrechte oder Fueros, welche zum Theil nur für einzelne Städte und Herrschaften (merindades), zum Theil für ganze Provinzen galten. In Castilien und Leon machte Ferdinand der Heilige (1230 — 1252) den Anfang zu einem allgemeinen Gesetzbuche [2]), welches sein Sohn und Nachfolger Alfons X. (auch als IX. und XI. gezählt,

1) Bei Canciani, leges gentium barbararum T. IV; bei Walter, Corpus jur. germ. antiqui. T. III. Eine neue Ausgabe wurde 1815 von der K. Academie zu Madrid besorgt: Fuero Juzgo, en latin y castellano etc fol.

2) Wie damals überhaupt die Zeit neuer Gesetzbücher und Rechtssammlungen war, als deren Anfang man die Assisen von Jerusalem (1099) betrachten kann. In England kamen dann Glanvilla und Bracton, in Deutschland der Sachsenspiegel, in Frankreich die Etablissemens de St. Louis u. s. w.

1252 — 1284) ausführte. Zuerst in einem allgemeinen königlichen Landrechte, fuero real, welches keine Gültigkeit erlangte; [1]) dann aber in dem berühmten Gesetzbuche der 7 Theile (Las siete Partidas), welches größtentheils aus dem Römischen Rechte geschöpft ist, und wohl unter den ähnlichen legislativen Versuchen des 13. Jahrh. dasjenige ist, in welchem sich die meisten Fortschritte zur neuern Zeit finden [2]). Dieses

1) Den Bemühungen des Königs, ein neues Gesetzbuch einzuführen, widerstrebten die Stände, weil sie davon Beschränkungen ihrer Freiheit und Ungebundenheit besorgten, und verlangten, bei ihren alten Rechten gelassen zu werden. Ob diese damals schon in einem Rechtsbuche zusammengestellt waren, scheint ungewiß zu seyn; erst 1356 unter Peter dem Grausamen scheinen sie als altes Landrecht von Castilien in 5 Büchern, wahrscheinlich als Privatarbeit, redigirt worden zu seyn. Herausgegeben ist dieß Rechtsbuch: El Fuero viejo di Castilla von den Verfassern der oben angeführten Institutionen D. Asso y Rio, und D. Manuel y Rodriguez. Madrid 1771.

2) Wie sich das königliche Landrecht für Castilien, fuero real, einerseits zu dem alten Landrechte und andererseits zu dem siete Partidas verhält, vermögen wir nicht anzugeben. Ob es gleich keine Gesetzeskraft hatte, so bekam es doch bald großes Ansehen, und wurde als

Rechtsbuch war natürlich nur für die Reiche Castilien und Leon bestimmt, da Arragonien und die damals noch bestehenden Maurischen Königreiche ihre eigenen Fürsten hatten, und auch da war die königliche Macht und überhaupt die Idee des Staats noch nicht stark genug, um ein eigentliches Gesetzbuch vorschreiben zu können. [1]) Eine eigentliche Publication konnte also

---

das geltende gemeine Recht von Castilien und Leon (in Ermanglung besonderer statutarischer Rechte), aber nicht, wie Mittermaier meint, als Sammlung von Stadtrechten gebraucht, glossirt und commentirt, und späterhin öfters gedruckt. El fuero real glosado por Al. Diaz de Montalvo. 1569. Neu herausgegeben von der K. Academie Madrid 1781. II. Fol.

1) Soviel erhellt nämlich aus dem ersten der Gesetze von Toro, daß das einheimische Landrecht, sei es nun das von den Ständen vorgezogene fuero viejo di Castilla, oder das fuero real, (fuero de las leyes) nicht durch den in den siete Partidas (die der bekannten Eintheilung der Pandecten in 7 Theile nachgebildet sind) enthaltenen Auszug aus den Justinianischen Gesetzbüchern verdrängt werden sollte. Zuerst sollten nämlich die neuern Landesgesetze, dann die Stadt- und Landrechte, und dann erst das Römische Recht in diese Bearbeitung und Uebersetzung kommen. Man rühmt die Reinheit der Sprache und die Präcision

nicht erfolgen, weder von dem fuero real (königlichem gemeinen Landrecht), noch von den siete Partidas, und erst Alfons XI. (oder XII.) von Castilien (1312 bis 1350) erließ 1347 auf dem Reichstage zu Alcala de Henares ein Gesetz [1]), wodurch er bestimmte, daß zuerst nach den neuern königlichen Gesetzen, dann nach den besondern Land= und Stadtrechten, und endlich, subsidiär, nach den siete Partidas geurtheilt werden sollte. Dieß erneuerte Ferdinand der Katholische, als

des Ausdrucks, und schon damals dachte also der König Alonso daran, seinen Unterthanen ein Recht zu geben, welches einem Jeden verständlich war. Er hat also einen wohlgegründeten Anspruch auf den Namen el sabio, eines Weisen, nicht bloß wegen seiner astronomischen Tafeln auf den eines Gelehrten. Auch diese sieben Theile sind öfters herausgegeben, glossirt und commentirt worden, das letzte vorzüglich von Alonso Diaz de Montalvo 1530 II. Fol. und Gregorio Lopez, Madrid 1611. VII. Fol. Neueste Ausgabe: Las siete partidas del Rey Alonso cotejadas con varios codices antiquos Madr. 1802 — 1807 III. 4.

1) Wieder aufgenommen in die leges Tauri N. 1. Das darin erwähnte J. 1386 ist nach der alten Spanischen Aera von der Regierung Augusts an gezählt, welche 30 J. vor Christus anfängt und in Castilien bis 1390 befolgt wurde.

er nach dem Tode seiner Gemahlin Regent der Castilischen Reiche geworden war, auf dem Reichstage zu Toro 1505, wo noch 83 besondere Gesetze (Leges Tauri) gegeben wurden, und dehnte die subsidiäre Gültigkeit der siete Partidas auch auf das ganze Reich aus [1]).

Durch Ferdinand V. (den Katholischen) und seinen Minister, den Franziscanermönch (Erzbischof von Toledo, Cardinal) Ximenez de Cisneros war die königliche Gewalt so erweitert worden und befestigte sich unter Carl I. (Carl V. in Deutschland), daß von da die Gesetzgebung fast nur in königlichen Verordnungen fortschritt. Diese wurden officiell gesammelt: Die Recopilacion de las leyes de España von Carl I. in 9 Büchern (von Philipp II. 1567 publicirt) die Nueva Recopilacion von Philipp V. 1725 IV. Fol. und die Nuevissima Recopilacion de las leyes de España von Carl IV. 1805 V. Fol. Jede dieser

1) Es war aber unter den Castilischen Juristen einerseits und den Arragonischen, Navarrischen u. s. w. andererseits controvers, ob nach den besondern Landrechten von Arragonien u. s. w. die Castilischen siete Partidas als gemeines Spanisches Recht, oder das Römische Recht subsidiär eintrete.

Sammlungen soll alle geltenden ältern Gesetze mit den neuern Nachträgen enthalten, ihre Zusammenstellung wird aber sehr getadelt. Die Verordnungen Joseph Napoleons füllen 3 kleine Quartbände; die Verordnungen Ferdinands VII. von 1814 — 1833 24 Quartanten [1]).

Wie andere Theile der Spanischen Monarchie waren auch die Königreiche Arragonien und Navarra erst später, und nicht als unterworfene, sondern als eigene und gleichberechtigte Länder mit derselben verbunden worden; Arragonien durch die Heirath Ferdinands II. von Arragonien mit Elisabeth (Isabella) von Castilien, oder vielmehr erst nach Beider Tode in der Hand ihrer Tochter und ihres Enkels Carls I.; Navarra 1512 zwar durch Eroberung, welcher aber ein angebliches Successionsrecht der zweiten Gemahlin Ferdinands des Katholischen, Germaine de Foix, zum Vorwande diente. Arragonien und Navarra behielten ihre alten Rechte, sowohl ihre Land- und Stadtrechte, als auch zuerst und zum Theil ihre besondere Verfassung und politischen Freiheiten.

---

1) Collecion di decretos del Rey Don Fernando VII, Madr. 1814 und fg. Jahre.

Das Navarrische und Arragonische Landrecht hat einen gemeinschaftlichen Ursprung aus dem alten Landrecht, von Soprarbien (fuero de Soprarbe) und dem Stadtrechte von Jacca, welches Alonso II. el Batallador im J. 1129 den Burgmannen von Pampelonna gab. Unter den mannichfaltigen besondern Statuten war besonders das Burgrecht der freien Männer (barones, franci) von Estella, und das Stadtrecht von Garda in Ansehen, welches letzte 1208 die Mannen des Thals von Borunda bekamen. Aus diesen besondern Rechten wurde unter Thibaut I. (1234 — 1253) im J. 1237 ein gemeines Landrecht von Navarra entworfen [1]), welches noch in Gültigkeit ist, und von den nachfolgenden Fürsten bei Antritt ihrer Regierung bestätigt und beschworen wurde, auch 1512 von Ferdinand dem Katholischen und nochmals 1515, als Castilien, Arragonien, Granada u. s. w. für immer zu einem untheilbaren Reiche vereinigt wurden. Es sind auch später immer besondere Gesetze für Navarra erlassen worden, was auch darum nöthig war, weil Navarra immer seine

---

1) Neue Ausgabe: Fueros del Reyno de Navarra. Pamplona. 1815. Fol.

abgesonderte Verfassung und Verwaltung behalten hatte [1]).

Noch größer waren die Freiheiten der Baskischen Landschaften (ein Theil des alten Cantabriens), welche nie der Maurischen Herrschaft unterworfen worden sind, und sich daher rühmen, noch reine Nachkommen der ältesten Urbewohner Spaniens zu seyn. Sie sind noch im Besitz der uralten Freiheit, nie zins- und dienstpflichtig gewesen, lauter freie Männer, lehns- und ritterfähig, sämmtlich Edelleute. Auch sie hatten uraltes Landrecht, welches ihnen von Isabellen von Castilien 1473 zu Aranda eidlich bestätigt wurde. Im J. 1526 trat die Landschaft zusammen, erwählte 13 rechtsgelehrte Männer, welche unter Vorsitz des Corregidor del Sennorio de Viscaya eine neue Redaction ihrer Rechte und Freiheiten vornehmen ließ, die sodann von Carl I. feierlich bestätigt wurde [2]).

1) Recopilacion de las Leyes de Navarra. Pamplona 1614. — Ordenanzas de Navarra por Estella 1653. — Leyes y agravios del Reyno de Navarra. Pampl. 1819 fol.

2) Gedruckt: 1527. 1585. El fuero, privilegios, franquezas y libertades de los Cavalleros Hijosdalgo del Sennorio di Vizcaya, confirmados por el Rey Don Felippe IV. Bilbao 1643 fol. Das Werk besteht aus 36 Titeln, die in einzelne Gesetze zerfallen.

Das sind nun die eigentlichen Fueros, besondere Provinzial-, Bezirks- und Ortsrechte, welche sich zu dem gemeinen Spanischen Rechte verhalten, wie die ehemaligen Coutumes in Frankreich zum gemeinen statutarischen Rechte (im Sprengel des Pariser Parlaments der Coutume von Paris), oder in den Provinzen des geschriebenen Rechts zum Römischen Rechte; oder wie die Provinzialrechte in Preußen zu dem Allgemeinen Landrechte. Daß die Einwohner einen großen Werth auf die Eigenthümlichkeiten ihres Privatrechts legen, läßt sich wohl denken, aber daraus allein doch der bewaffnete Widerstand nicht erklären, welchen die insurgirten Provinzen mit so großen Anstrengungen und Aufopferungen sechs Jahre hindurch geleistet haben. Auch ist dieser weit entfernt gewesen, ein allgemeiner zu seyn; die größern Städte, Pampelonna, Vittoria, Tolosa, St. Sebastian, Bilbao, haben daran gar keinen Theil genommen, vielmehr dem D. Carlos und seiner Armee wie bekannt die hartnäckigste Gegenwehr geleistet. Zur Zeit ist auch von einer Aufhebung der alten Land- und Stadtrechte in Spanien nicht weiter die Rede gewesen, als während der Französischen Invasion, die auch die Französischen Gesetzbücher in ihrem Gefolge oder wie der verst. Almendingen zu sagen pflegte,

in ihren organischen Umgebungen hatte. Davon möchte wohl jetzt nicht viel die Rede seyn, und wenn es einst zu neuen Gesetzbüchern käme, würde dieß schwerlich einen neuen heftigen Sturm erregen, vielmehr ein Criminalgesetzbuch für ein dringendes Bedürfniß, und vielleicht auch eine verständige allgemeine Proceßordnung für eine Wohlthat anerkannt werden. Zwar haben die öffentlichen Blätter eine aus den Baskischen Provinzen und aus Navarra an die Cortes gerichtete Adresse vom 5. November 1839 geliefert, worin sie das Verlangen, ihre Fueros (und die daneben bestehenden Gewohnheitsrechte) beizubehalten, wiederholen und rechtfertigen. Allein sie wollen wirklich zeitgemäßen und vernünftigen Aenderungen nicht widersprechen; sie wollen nur ihre gegenwärtig noch bestehenden, aus uralter Zeit herrührenden Einrichtungen nicht mit den gegenwärtigen, verworrenen Gesetzen des übrigen Spaniens vertauschen. Der Constitution von 1837 wollen sie sich unterwerfen, sie haben sie angenommen und beschworen. Aber sie rühmen ihre Provinzial= und Municipalverwaltung, ihre Repartition und Einhebung der Steuern, ihre Gerichtsverfassung und Rechtspflege, ihre Wohlthätigkeitsanstalten und wünschen nicht nur, daß ihnen diese Einrich=

tungen, welchen die Provinzen ihren Wohlstand, die Arbeitsamkeit und Sittlichkeit ihrer Bewohner und ihren kräftigen Geist zu danken haben, gelassen werden, sondern sie hoffen, daß das übrige Spanien das Gute derselben benutzen werde.

Dieses führt uns schon einigermaßen in das öffentliche Recht hinüber, indem die frühere unabhängige Regierung der Provinzen, und selbst die besondere Grundverfassung derselben einen wesentlichen Bestandtheil dessen ausmacht, worauf sie einen so großen Werth, und nicht mit Unrecht, legen. Navarra stand bis 1808 gar nicht unter den obersten Behörden des Reichs, dem hohen Rath von Castilien (Consejo real y supremo) mit seinen verschiedenen Abtheilungen: Salas de Gobierno, de Mil y Quinientas, de Justicia etc., sondern hatte eine eigne oberste Behörde, an deren Spitze ein Vicekönig, gewöhnlich aber nur ein Regent, Oberpräsident der Provinz stand. Die Stände hatten Antheil an der Gesetzgebung, die Steuerverwilligung, und waren dabei nicht an die Einrichtungen des übrigen Spaniens gebunden. Die Provinzen Biscaya, Alava und Guipuscoa standen zwar unter den Castilischen Behörden, aber hatten doch auch ihre eigene Gesetzge-

bung und ihr besonderes Abgabensystem. Daher kann unter den gemeinschaftlichen Privilegien Navarras und der Baskischen Provinzen zuerst genannt werden die Freiheit von allen Abgaben, welche sie nicht selbst bewilligt haben. Dadurch sind sie von der unzweckmäßigsten und drückendsten aller denkbaren Steuern, der berüchtigten Alcavala (gewisse Procente, nach Verschiedenheit der Gegenstände von 4—14), befreit, welche von dem Verkaufe aller beweglichen und unbeweglichen Güter gegeben werden mußte, und welche als die Hauptursache des innern Verfalles des Spanischen Reiches angesehen wird. Ferner sind die Basken und Navarresen weder Soldaten zu stellen, noch königliche Truppen aufzunehmen schuldig; sie dürfen vor kein Gericht außerhalb ihrer Provinz gezogen werden. Daß nun diese besondern politischen Rechte nicht in ihrer ganzen Ausdehnung fortbestehen können, ist augenscheinlich, weil dadurch alle Einheit des Staats und der Regierung aufgehoben werden müßte. Das oben mitgetheilte Gesetz giebt also in der That Alles, was es geben konnte; es stellt die Beibehaltung der besondern Rechte der Provinz als Regel auf, behält aber der Gesetzgebung die nöthigen Modificationen vor, und giebt der Regierung die Befugniß vorläufiger Bestimmungen.

Am meisten scheinen die Basken und Navarresen gegen das provisorische Gesetz über die Localverwaltung vom 23. Juli 1835 eingenommen zu seyn, wodurch die alte Gemeindeverfassung aufgehoben und durch Ayuntamientos nach dem Zuschnitte der Französischen Municipalitäten ersetzt wurde [1]). An der Spitze derselben steht ein Alcalde mit einem Adjuncten, welcher in den größern Städten von dem Könige ernannt, sonst aber von den Einwohnern erwählt wird. Neben dem Alcalde steht ein Gemeindeprocurator und eine nach der Volkszahl bestimmte Zahl von Regidoren. Die Alcalden, Adjuncten und Gemeindeprocuratoren werden auf 10 Jahre, die Regidoren, von denen jährlich ein Theil austritt, auf 4 Jahre gewählt. Alle können nur aus den Höchstbesteuerten der Gemeinde gewählt werden; das active Wahlrecht hingegen steht allen Mitgliedern der Gemeinde zu, welche wenigstens 25 Jahre alt, und seit 2 Jahren Bürger sind und von einem selbstständigen Besitze oder Gewerbe Steuern bezahlen.

Auch in Gallizien und andern Provinzen scheint

1) Ueber dieß Municipalitätsgesetz s. die Preuß. Staatszeitung 1835. N. 219.

sich die Vorliebe für die alten Land- und Stadtrechte und die staatsrechtlichen besondern Rechte der Provinzen zu regen. Eine tiefer gehende Bewegung ist das nicht; es ist nichts, als die Ueberwindung, welche es immer kostet, wenn das Gewohnte verlassen werden soll. Man meint nicht ohne dasselbe leben zu können, und in Kurzem ist uns das Neue, wenn es auf vernünftigen Gründen beruht, ebenso bequem und lieb, als das Alte. Die alten politischen Freiheiten bestehen längst nicht mehr; den Castiliern nahm sie Carl I., den Arragoniern und Cataloniern Philipp V. Ein neuer Herd des innern Feuers hat sich in Arragonien gebildet; aber so lange keine große Stadt von demselben ergriffen wird, lassen sich auch davon keine großen und dauernden Resultate erwarten.

Eben bringen die öffentlichen Blätter folgende königliche Verordnung, welche dem Vorstehenden zur Bestätigung und Erläuterung dient:

„Art. 1. Die Provinzen Biscaya, Alava und Guipuscoa werden zur Vereinigung ihrer Generalversammlungen (Junten) und zur Ernennung ihrer verschiedenen Deputationen schreiten, um Alles das zu beschließen, was zu ihrer innern Regierung und Verwaltung gehört,

und zur schleunigen Vollziehung des Gesetzes vom 25. October erforderlich ist; jedoch unbeschadet der constitutionellen Einheit der Monarchie, wie im erwähnten Gesetze bestimmt ist. Die Junten sollen in den durch die Fueros oder das Herkommen bestimmten Orten zusammenkommen.

Art. 2. Die jetzt im Amte stehenden Oberpräsidenten (chefes politicos) der Provinzen Biscaya und Guipuscoa sollen als Civilcorregidoren daselbst bleiben, mit allen nicht gerichtlichen Amtsbefugnissen, welche diesen Beamten durch die Fueros, die Gesetze und Gewohnheiten übertragen waren.

Art. 3. Die Wahlen der Senatoren und der Cortesdeputirten sollen in den drei Provinzen in der Form vorgenommen werden, welche für die übrige Monarchie gesetzlich bestimmt ist. Die durch directe Wahlen ernannten Provinzialdeputationen sollen bleiben, jedoch sich bloß mit dem beschäftigen, was diese Frage betrifft, und sie sollen ganz neu gewählt werden, damit auch diejenigen an diesen Deputationen Antheil nehmen können, welche bisher durch die kriegerischen Umstände davon ausgeschlossen waren.

Art. 4. Die Provinz Navarra wird in der für die Provinzialdeputation aufgestellten Form eine De-

putation von 7 Mitgliedern erwählen, welches die alte Zahl der Deputation dieses Königreichs ist. Jedes Amt soll einen Deputirten ernennen, die beiden andern sollen von den am stärksten bevölkerten Aemtern ernannt werden. Die Amtsbefugnisse dieser Deputation sollen dieselben seyn, welche das Fuero (Landrecht von Navarra) der Deputation des Königreichs einräumte, welche mit den durch das allgemeine den Provinzaldeputationen übertragenen Functionen sich vereinigen lassen, und die Befugnisse der innern Regierung und Verwaltung, welche ehemals der Rath (consejo) von Navarra ausübte, jedoch in Gemäßheit des Gesetzes vom 25. Oct. unbeschadet der constitutionellen Einheit.

Art. 5. Die Wahlen der Senatoren und Cortesdeputirten sollen in Navarra nach Vorschrift des allgemeinen Wahlgesetzes vorgenommen werden.

Art. 6. Die Municipalitäten sollen in den vier Provinzen nach dem Fuero und dem Herkommen neu hergestellt werden, und diese neu ernannten Municipalitäten mit dem 1. Jan. 1840 ins Amt treten. Die Ernennung der Alcalden in Navarra soll kostenfrei vom Vicekönig ausgefertigt werden.

Art. 7. Die Baskischen Provinzen sollen in ihren Generaljunten und Navarra durch seine neue De-

putation zwei oder auch mehr Deputirten, die sich unter einander vertreten, ernennen, um mit der Regierung über die zweckmäßigste Ausführung des Art. 2 des Gesetzes vom 25. Oct. zu berathschlagen.

Art. 8. Wenn Zweifel über die Vollziehung entstehen sollten, wird man sich mit der Regierung durch die oberste Behörde des competenten Departements benehmen, wie in jenem Gesetze gesagt ist.

Gegeben im Palast 16. Nov. 1839.

Die Königin-Regentin.

Der interimistische Minister des Innern

Lorenzo Arrazola."

Aus dieser Verordnung ist deutlich, daß die Spanische Regierung nicht auf jene Gleichförmigkeit der Provinzialverwaltung und auf das System der Centralisation besteht, welches man in Frankreich so fest hält, und nach welchem Alles bis in die kleinsten Details von Paris aus regiert wird. Man will den Provinzen ihre alten Einrichtungen lassen, womit auch eine größere Freiheit ihrer besondern Verwaltung gegeben ist, und das ist ein großer Vorzug. Die wesentlichen Grundlagen müssen freilich für die ganze Monarchie dieselben, und die Beiträge zu den Bedürfnissen des Staats verhältnißmäßig gleich seyn. Aber sonst ist kein

Grund vorhanden, die Verfassung und die Verwaltungsformen der Provinzen, deren Character so große Verschiedenheiten darbietet, wie Navarra, und andere Theile der Spanischen Monarchie, nach einem Muster zuzuschneiden, oder die Eigenthümlichkeiten derselben ganz zu zerstören. Nur dürfen die besondern Einrichtungen der Provinzen nicht wesentliche Puncte der allgemeinen rechtlichen Ordnung betreffen, wohin unter Anderm auch gehören würde, wenn Vergehungen nach verschiedenen Gesetzen bestraft werden sollten. Darin kann keine Verschiedenheit Statt finden, aber das Bedürfniß der Gleichförmigkeit macht sich auch von selbst fühlbar, sowie die Zeit dazu reif ist.

5.

Literarische Notiz.

Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, erloschenen und blühenden Ritterorden ꝛc. als Fortsetzung des allgemeinen Werkes über das gesammte Ordenswesen von Ferdinand Freiherrn von Biedenfeld. Weimar bei B. F. Voigt 1839.

Eine übersichtliche Zusammenstellung aller Hauptdaten zu einer Geschichte des gesammten Ordenswesens gehört wohl unter die wünschenswerthen, also willkom=

menen Erscheinungen für alle Freunde der Geschichte. Den Anfang dazu machten die 3 Bände der Mönchshistorie von dem Freiherrn von Biedenfeld, unter ziemlich günstigen Auspicien. Zur Ehre der Verlagshandlung müssen wir sagen, daß die 3 ersten Hefte dieser Fortsetzung — die Ritterorden — in einem Gewande erschienen, so anständig und schön in Druck, Papier und Abbildungen, daß Englische und Französische Officinen dieser Ausgabe auf keine Weise sich zu schämen hätten. Hoffentlich wird die dritte Abtheilung, das Werk über Brüderschaften und Genossenschaften gleich schön erscheinen und nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Seit der Restaurationszeit in Frankreich sahen wir dort und bei uns eine Menge Werke über Ritterorden auftauchen, allein in der Regel nur Monographieen über die Orden einzelner Länder, über einzelne Orden, oder sehr mangelhafte Sammlungen, mitunter sehr hübsche, ja prachtvolle Bilderwerke, aber nicht auf historischen Boden gesetzt, nicht ihrem innern Zusammenhange gemäß, noch in ihrem Zusammenhange mit der übrigen Welt dargestellt. Nicht selten offen eines Geistes, der jedem historischen Werke fremd bleiben sollte: blinde Schmeichelei und wahre Huldigungshude-

lei den Großen gegenüber; gänzliches Mißkennen oder Nichtbeachten des eigentlichen Ursprungs und Zwecks der Ritterorden, ihrer natürlichen Umgestaltungen mit der Zeit und ihrer modernen Tendenz; Klagen über den Verfall der geistlichen Ritterorden, über alle dadurch dem Adel entzogenen Vortheile und dessen sinkenden Glanz; Nichtanerkennung der unleugbaren Fortschritte unserer Zeit im Ordenswesen, einer Art edler Humanisirung desselben, des lebendigen Vorwärts auch in diesem Zweige der Staatengeschichte; unumwundene Apotheosen der Willkür und der Launen, Verleugnung des Standpunctes, des natürlichen Rechts, der politischen Billigkeit und moralischen Zweckmäßigkeit.

In dieser Sammlung der Ordensgeschichten stehen wir dagegen durch die Einleitung und die, einzelnen Orden angehängten Betrachtungen auf historischem Boden. Wir sehen, wie alle Orden im Zusammenhange mit den übrigen Weltconstellationen erschienen und erscheinen mußten, wie sie sich eigenthümlich modificirten in Form und Geist, wie auffallend und gelehrig der Ordensgeist den verschiedenen Zeiten und Richtungen sich anschmiegte, wie er natürlich geworden, was er jetzt ist, wie er sich wahrscheinlich künftig gestalten wird. Die mächtigen Geister der edlen glühenden Re=

ligionsschwärmerei und Hingebung während der Kreuzzüge, des schwungreichen und poetischen Ritterthums-Aristocratismus, des Kampfes des Feudalismus mit dem Monarchismus, des hieraus siegreich hervorgehenden Dynastieengeistes, des oft sich versuchenden l'état c'est moi, der allmäligen Klärung und Reinigung aller politischen Maximen und Staatsrechtsansichten zu reineren Begriffen von Zweck, Bestimmung und Humanität und Wahl der Mittel, — wandeln hier in bunten, lebendigen Bildern an uns vorüber. Sterne und Kreuze und Bänder und Ketten gewinnen hierdurch Sinn und Bedeutung, sie werden Gepräge und Zeichen ihrer verscheidenen Zeiten, sie übernehmen Rollen in den mannichfachen Dramen, sprechen und handeln mit, knüpfen und lösen manchen Knoten, wenngleich oft nur pantomimisch, symbolisch, allegorisch........

Natürlich erscheint die Hauptabtheilung in erloschene und in blühende, in geistliche und in weltliche Orden; zweckmäßig die Darstellung der erloschenen nach chronologischer Folge, der blühenden nach ihren Ländern; und hauptsächlichste Uebersichtlichkeit verspricht die am Schlusse verheißene chronologisch-synchronistische Tabelle aller Orden, abgetheilt nach ihren verschiedenen Formen und Tendenzen. Sehr zweck-

mäßig hat man die Abbildungen der erloschenen Orden weggelassen, an denen ohnehin so Manches sehr zweifelhaft ist. Dagegen dürfte der Wunsch, daß die ausnehmend deutlichen und hübschen Bilder der blühenden Orden, mit den Bildern aller Europäischen Ehrenzeichen, Medaillen rc. vervollständigt würden, wohl allgemein ansprechen, indem gerade diese unsrer Zeit wesentlich angehören und viel interessanter für Jedermann sind, als Darstellungen der Ordenszeichen von Haity, China, Persien rc., deren Beschreibung wohl genügt. Alles Ordenswesen jener Länder ist ja doch nur eine oft ganz sinnleere Nachäffung Europäischen Wesens und kann bei diesem Ortenscyclus nur als Beiwerk betrachtet werden. Anders verhält es sich mit den Ehrenzeichen, Medaillen rc. der verschiedenen Länder Europas: sie gehören wesentlich unserer Zeit an, sie sind die Zeichen unserer Zeit, bilden überdieß eine eigene Phase in der Geschichte der Orden, eine Art von Uebergang und Vermittelung zwischen Ordenssystemen. Sie sind auch eine erwünschte und gewiß folgenreiche Concession des noch immer nicht rein philosophisch und politisch geformten Verdienstordenswesens, welches gerade berufen zu seyn scheint, im Gegensatz zu dem alten Geburtsadel,

den modernen Adel der Capacitäten symbolisch anzuzeigen, der Zeit mahnend, warnend und tröstend vor Augen zu stellen; einen schönen Gedanken, dessen Realisirung wahrscheinlich stets unter die unauflösbaren Probleme in der Wirklichkeit gehören wird, stets lebendig zu erhalten; den Geburtsadel selbst stündlich an seinen schönen Beruf, an seine natürliche Bestimmung der nützlichen Thätigkeit, des patriotischen Eifers, der geistigen und moralischen Vervollkommnungslust, der treuen Hingebung für das Vaterland zu erinnern; die Idee zu repräsentiren, daß alle Vorzüge und äußere Ehren fortan auch mit gewissen Bedingungen verknüpft seyn müssen; die andern Ständen zu beurkunden, daß der Capacitätsadel heutzutage dem Geburtsadel nicht fremd ist, vielfältig und rühmlich von diesem erstrebt und erreicht wird, die eigentliche Grundidee seines Daseins bildet.

Die Verlagshandlung hat sich mit diesem Werke Ehre erworben, möge sie auch durch den Erfolg zu ähnlichen schönen Unternehmungen ermuthigt werden.

Ende des 192. Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JUN 26 '63 H

Digitized by Google